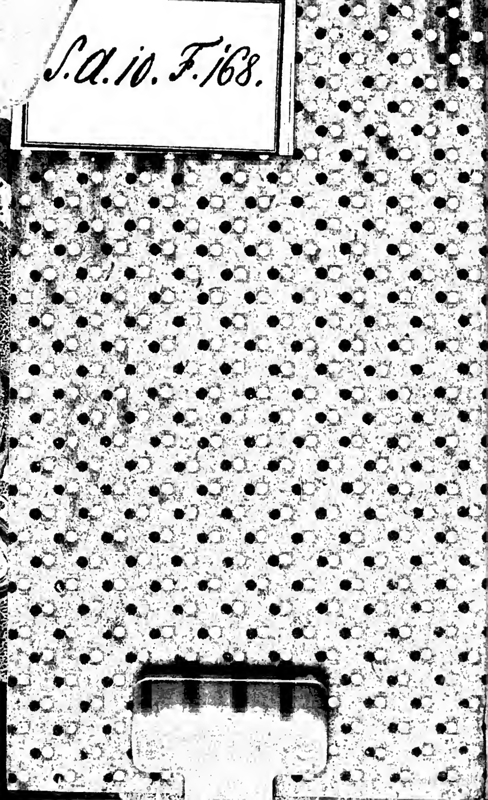
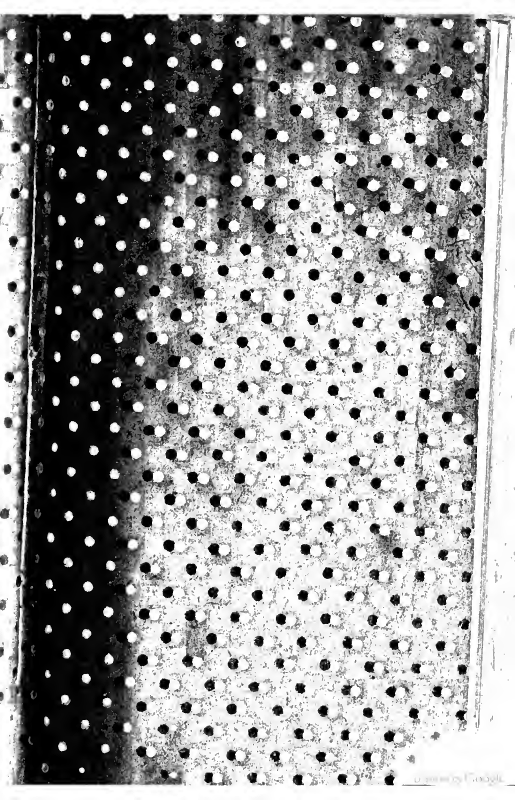
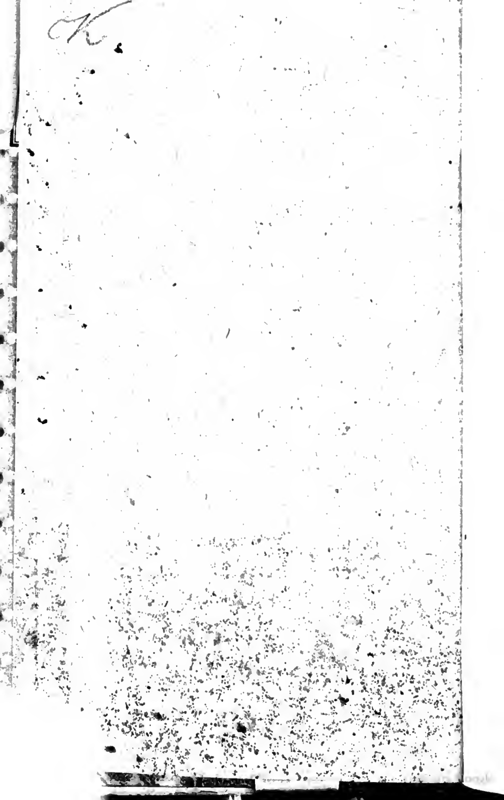








Rhe

Jose

nach

Warn

Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus,

den Joseph II. auf zehn Jahre ins Gefängniß nach Königstein schickte, um da die Rechte der Unterthanen und anderer Menschen respectiren zu lernen.

Zur Warnung für alle winzige Despoten, Leichtgläubige und Geschäftsmänner

geschildert von

Friderich Christian Laukhard.

1798.

An die Leser!

Es würde von einem hohen Grade von Prätension und Impertinenz zeugen, wenn ich von meinen Lesern fodern wollte, die in diesen Blättern erzählte Geschichte für wahr zu halten, ohne Ihnen die Gründe vorzulegen, welche sie zu diesem Beyfall bewegen können. Ich muß sie also mit meiner ehemaligen Lage, worin ich die hier mitgetheilten Begebenheiten selbst erfahren habe, bekannt machen, und dann mögen sie selbst zusehen, ob ich Wahrheit habe schreiben können?

Ich bin in dem Lande des Rheingrafen Carl Magnus, dessen Leben hier erzählt wird, gebohren. Mein Vater war Mitglied der gräflichen Geistlichkeit, und hatte mit dem Grafen, und dessen Dienerschaft viel zu schaffen. Einige der Helfershelfer des Grafen, deren ich auch gedenke, namentlich Häfner, Breckenfeld, und Schad, waren meines Vaters erklärte Feinde, weil er, nach seiner ihm ganz eignen Freymüthigkeit, sie immer so beschrieb, wie sie es verdienten: und eben daher warfen sie ihm, unter des Grafen Protektion, im Jahre 1764, einen Proceß an den Hals, welchen ich im ersten Bande meiner Lebensbe-

schreibung angeführt habe, und der unsre ganze Oekonomie damals sehr zerrüttete.

Da mein Vater unschuldig war: so ließ er sich es recht angelegen seyn, der elenden Haushaltung zu Grehweiler genau nachzuspähen; und jederman konnte von ihm allemal die besten Nachrichten in dieser Absicht erhalten. In unserm Hause wurde fast beständig von diesen Begebenheiten gesprochen, und ich dadurch mit dieser Historie bekannter, als ich es jemals mit der evangelischen werden konnte, wenn ich sie gleich mehr als funfzigmal gelesen habe.

Die Quellen, woraus mein Vater, und folglich auch ich, schöpften, waren, wie man sagt, testimonia omni exceptione majora. Denn der Hofrath Kremer war meines Vaters vertrautester Freund, und der Archivrath Dautel war sein Schwiegervater. Außerdem erschienen hernach, als die kaiserliche Commission eintrat, alle Stückchen der gräflichen Regierung, und alle begangene Schurkereyen in einem Lichte, daß die Kinder auf der Straße davon zu sprechen wußten. Und da ich, um diese Zeit, mich lange in jenen Gegenden herumgetrieben habe: so kann man wohl abnehmen, daß ich nach meiner mir von dem Herrn Recensenten in der Jenaer allgemeinen Literatur-Zeitung zugestandnen unersättlichen

Neugierde nicht werde unterlassen haben, dem Zusammenhang und den Ursachen der Begebenheiten nachzuspähen, und ein Gemälde einer erzelenden Regierung in meinem Gehirne zu entwerfen.

Schon im Jahre 1781 schickte ich einen, aber sehr unvollständigen, Aufsatz über einige Pfälzische und Rheingräfliche Vorfälle, an den Hn. Hofrath Schlözer, zum Einrücken in den damals erscheinenden Briefwechsel. Der würdige Gelehrte billigte meine Arbeit, und ermunterte mich, ihm etwas mehr Vollständiges und Detaillirtes über den Rheingrafen Carl Magnus einzuschicken: allein dieses unterblieb, ob ich es gleich versprochen hatte: denn mein Unstern warf mich bald hiehin, bald dorthin. Als ich hernach im Jahr 1783 Hn. Schlözer hier zu Halle auf dem Löwen zusprach, erinnerte mich derselbe an mein Versprechen über den Rheingrafen, mit dem Zusatz: daß eine treue und freymüthige Erzählung solcher Vorfälle belehrend und nützlich werden müßte. Ich versprach also diese Arbeit von neuem: aber von neuem wollte es das Schicksal, daß ich sie nicht lieferte: denn ich ward bald hernach Soldat; und in diesem Stande schreibts sich sehr mißlich. —

Meine Leser sehen indeß, daß ich das Wesentliche zu der Biographie des Rheingrafen

habe wissen können: und nun ist nur noch die Frage: Ob ich sie auch so habe wollen schreiben, wie ich sie habe können schreiben? — Dieses kann nicht eher entschieden werden, als bis man mehrere gleichzeitige Zeugen verhört hat. Einige Conclusa der Kammer zu Wetzlar und des Kaisers selbst, in der Sache des Rheingrafen, stehen zwar in einigen Sammlungen öffentlicher Staatsschriften, auf die ich mich eben darum hier und da auch berufen habe: aber diese geben blos Resultate, und berühren die Geschichte nur summarisch. Es leben indeß noch Leute genug, die alles, eben so wie ich, mit angesehen, und erfahren haben; und auf das Zeugniß dieser Männer berufe ich mich hier öffentlich. Man frage z. B. die Herren Schröter, Amtmann zu Grehweiler, Schneider, Chirurgus zu Flonheim, Breitenbach, Gastwirth zu Grehweiler, Schmul, Schuzjuden zu Alzey, Job, Amtskellner zu Budesheim, den Herrn Baron von Hunoltstein zu Niederwiesen, und den jezt in Berlin lebenden Herrn Obristwachtmeister von La Roche: und man wird erfahren, ob ich Wahrheit oder Unwahrheit geschrieben habe. Freilich wird vielleicht ein Kammerrath Fabel, ein Herr von Zwirnlein und andere, meinen Nachrichten hier und da widersprechen, aber diese Menschen-

Kinder können in ihrer eignen Sache keine Zeugen seyn.

Und so viel denn von der Glaubwürdigkeit meiner Nachrichten!

Warum ich aber diese skandalöse Chronik — denn das ist sie, und soll sie seyn — der Welt mittheile, da sie einen Grafen betrifft, dessen Familie mit unter die ältesten und berühmtesten Deutschlands gehört? — Wer so fragt, dem rathe ich, den Artikel Suetone in Bayle's Wörterbuch nachzulesen; und wenn er dann noch zu fragen hat, so habe ich wenigstens ihm nicht zu antworten.

Wenn's in den meisten Rheingegenden sonst zuging, wie man's hier beschrieben findet — da ärger, dort gelinder: — so weiß man, warum die Klubbisterey und das Neufränkische System gleich anfangs jenseits des Rheins so viele und so enthusiastische Anhänger gefunden hat. Wahrlich, die regierenden Herren haben es sich und ihren Unterherren meist selbst zu zuschreiben, wenn ihre Unterthanen gegen sie nicht so anhänglich mit Gut und Blut gesonnen sind, als die Preußen jezt gegen ihren Friedrich Wilhelm, den Dritten.

Das Komische unsers Carl Magnus nimmt mit dem zweyten Kapitel ein Ende. Seine Schwindeleyen hören von da an auf, vorzüglich nur ihm zu schaden: er wird regie-

render Graf, und tritt dadurch an die Spitze von Unterthanen. Was er nun Schlechtes beginnt, hat Einfluß auf das Wohl und Wehe von Tausenden. Die Scene wird also ernsthafter; und eben dieß foderte eine ernsthaftere Behandlung. Hätte ich die Folge in eben dem Tone erzählen wollen, worin das Vorhergehende erzählt ist: so hätte man vermuthen können, ich schriebe einen Roman; und dieß würde den Zweck vereitelt haben, den ich bey diesem Werkchen vor Augen hatte. Es soll, als wahre Geschichte, lebhaften Abscheu vor Despotismus, Verschwendung, Leichtgläubigkeit, Betrug und dergleichen einflößen; und darum habe ich mich bemüht, die Begebenheiten so, wie sie am Grehweiler Hofe und anderwärts vorfielen, ungeschminkt, doch treu wieder vorzuführen. Das Mannigfaltige in der Sache sichert ohnehin vor langer Weile; und so war es nicht nöthig, ein Mittel dawider von dem Style herzunehmen. Was ich ferner wollte, zeigt der Beschluß des Werkchens.

S. 57. heißt es unten in der Anmerkung: daß man in Preußen gern Geld einnehme, zumal jezt. Aber ich schrieb dieß noch vor dem Absterben Friedrich Wilhelms II, und zielte damit auf die in Preußen allgemein verhaßte Tabaks-Regie, welche dieser König

selbst gegen sein Wort wieder eingeführt hatte, um —. Man lese die Aktenstücke darüber im Kosmopoliten. — Auf eben jene Zeit zielt die Anmerkung S. 122. über anbefohlne unvernünftige Salbaderenen auf der Kanzel; — ferner die Aeußerung in der Anmerkung S. 148, daß man uns verbiete, so Christ zu seyn, wie Christus es zu seyn lehrte, u. s. w. — dann das in der Anmerkung S. 163, über das in Preußen anbefohlne Anschaffen der 6 Bände von Baumgarten-Crusius **Schrift und Vernunft** für denkende Christen, u. s. w. — Daß alles das durch unseres jetzigen Königs Einsicht und Klugheit, zur allgemeinen Freude aller Einsichtigen, wieder aufgehoben sey, weiß und rühmt jeder.

Ich hätte dieß Buch, ohne mich als Verfasser zu nennen, herausgeben, und dadurch unbekannt bleiben können: allein ich that es nicht, weil ich mich nicht fürchte, und weil ich glaube, daß ein ehrlicher Mann, der skandalöse Personalien zu erzählen hat, auch seinen Namen hergeben muß. So eine Publicität vermehrt allerdings die Glaubwürdigkeit der Nachrichten und sezt sie, sobald ihnen nicht widersprochen wird, außer Zweifel.

Daher haben die Eudämonisten, ich meyne jene elenden Nachtsudler, welche in der jämmerlichen Unsinns-Kloake, **Eudämonia**

genannt, sehr weit das Ziel vorbey geschossen, als sie mir das anonymische Buch, Obskuranten-Almanach, zuschrieben. Wäre dieß Buch von mir: so würde ich mich genannt, aber dann auch mit ihnen, namentlich mit den Herren von Grollmann in Gießen, Jung in Marburg, Stark in Darmstadt und den andern noblen Herren dieses Gelichters ganz anderes Deutsch gesprochen haben, als es gethan hat der ungenannte Verfasser des Almanachs. Die Menschen haben mich unter der Voraussetzung, daß ich den Almanach geschrieben habe, einen Schurken genannt, den man in effigie hängen müsse: aber ihre Titel sollen sie samt und sonders bald nach richtigen Thatsachen von mir wieder erhalten, in einer Schrift, unter dem Titel: Ein Wort deutsch gesprochen mit den Eudämonisten. — Die Kakodämonisten und alle ihres Gleichen sollen mich übrigens nicht um eine Minute Schlaf bringen, folglich meine Galle noch weit weniger ergießen helfen. Aber schädliche und schändliche Nachtmenschen muß man schon, um der Schwachen willen, in ihrer Blöße zur Schau stellen. Und das soll geschehen, so bald ich mit meinen Annalen der Universität zu Schilda — fertig bin.

Halle, im Februar 1798.

F. C. Laukhard.

Inhalt.

Erstes

Erstes Kapitel.

Jugendgeschichte unseres Helden.

Gewöhnlich ließt sich nichts ekelhafter, als eine Jugendgeschichte, wenns auch die eines Platons ist, zumal nach dem gemeinen Stempel. Um die Lücken dabey auszufüllen, fand man vorzeiten gut, schon des Helden Erzeugung, oder Geburt mit einem Mährchen von höherer Abkunft, von Bienen in dem Munde des Ebengebohrnen u. dgl. fein auszuschmücken. Selbst die Evangelisten scheinen dieß gewußt zu haben, und erzählen eben darum wohl auch so wenig von den ersten Begebenheiten ihres Helden. Und so, lieber Leser, werde ich es auch mit der Jugendgeschichte meines Carl Magnus machen.

Carl Magnus oder Carolus Magnus war einige Jahre vor seinem Bruder Ludwig — Lutz spricht der Pfälzer — zu Grehweiler in der Unterpfalz, 1718, gebohren. Sein Vater hieß Johann, Karl, Ludwig. Sein Geschlecht ist das alte berühmte Haus der Wild- und Rheingrafen, dessen Ursprung sich verliert in den finstern Zeiten des Mittelalters. Ich habe die eine Schwester unsers Grafen, die Gräfin Charlotte, über die Genealogie ihres Hauses oft sprechen hören, und bin durch sie belehrt worden, daß und wie ihre hochgräfliche Familie mit allen hohen christlichen Häusern näher oder entfernter verwandt war. Carl Magnus war sogar ein Vetter von seiner Majestät, Ludwig XV. Die liebe Gräfin ward niemals müde, ihr hohes Haus und dessen Glanz pathetisch herauszustreichen: und so — war das Gespräch dieser Dame sehr langweilig und fade.

In Rücksicht der Stammbäume bin ich ein garstiger Ketzer, und glaube, wie jeder Vernünftige, daß die, welche man Durchlaucht, Hochgebohren und Hochwohlgebohren nennt, ihrer Abstammung wegen, keiner Puffbohne

mehr werth sind, als wir übrigen Menschenkinder, indem wir Alle, die wir auf Gottes Erdboden wallen, auf einerley Art empfangen und durch einerley Kanal auf die Weltbühne gefördert werden; auch alle, der König wie der Bettler, Kinder Eines Vaters sind; folglich in dieser Hinsicht einander vollkommen gleichen. Ich werde also das genealogische Herzählen der Gräfin Charlotte stille ruhen lassen.

Eins kann ich indessen nicht vorbeygehen, weil es in der Folge dieser Geschichte Verschiedenes aufklären muß. Damals nämlich, als unser Held gebohren wurde, war die Familie, oder das Haus der Rheingrafen in fünf Aeste getheilt. Zwey davon führten den fürstlichen Titel von Salm; und die übrigen hießen Rheingrafen von Grumbach, Dhaun und Grehweiler. Die fürstlichen Häuser haben vor den gräflichen keine andern Vorzüge und Rechte, als den bloßen Fürsten-Titel: denn in Absicht ihres Ansehens, als Reichsstände, gehören sie zu der rheinischen Grafenbank. Die fürstlichen Häuser sind katholisch; die gräflichen lutherisch. Aus diesem Umstande sind in gewissen Aemtern, welche von den genannten Famil en gemeinschaft-

lich regiert werden, Händel und Zänkereyen entstanden, über die man in der Folge erstaunen wird. Eine Nachricht darüber wird Jedem, der unser sogenanntes Vaterland, und in diesem die allerliebste Haushaltung der Despoten dort überm Rhein, gern näher beschauen mögte, gewiß nicht unwillkommen seyn. Doch davon an seiner Stelle!

Die Erziehung der vornehmen Herren in der Pfalz, ich meyne der Grafen und Edelleute, auch wohl mitunter der Prinzen, ist sehr elend, so elend, daß man dort im gemeinen Leben von einem ganz sittenlosen, unflätigen Menschen zu sagen pflegt: „Er sey so ungeschliffen, als wenn er, wie ein großer Herr, erzogen wäre.“ — Wirklich, wer die vornehme Pfälzer-Jugend so ansieht, sollte glauben, ihre Erziehung sey nach dem Gedanken eingerichtet, welchen der Epigrammatist hat, wenn er spricht:

> Gott schuf den Edelmann,
> Und steckt' ihm einen Degen an,
> Und sprach: was nützt ihm eine Seele!
> Genug, er hat ja Schlund und Kehle.

In den ganz neuern Zeiten mag sich dies Unwesen etwas gebessert haben; aber noch zu

meiner Zeit waren Impertinenz, Unwissenheit, Grobheit, Zügellosigkeit und ein winzig Bissel Französisch die Hauptkennzeichen, wodurch sich ein hochadlicher junger Herr von einem Bürgerlichen unterschied. Der verstorbene Fürst von Nassau-Weilburg, ein Herr, der wegen seiner Gutmüthigkeit, und wegen der vielen Wohlthaten, die er seinen Unterthanen erwies, noch von jedem verehrt wird, der ihn gekannt hat, hatte immer sein Fest, wenn er so einen Herrn Grafen oder Adelichen, um mich ritterlich auszudrücken, auf den Sand setzen konnte. Aber dafür rächten sich auch diese Herrlein, wenn gleich nur nach ihrer Art, und nannten ihn — den Bauer. Der Fürst schäzte nämlich, als ein guter Wirth, die Landökonomie, und unterhielt sich darüber oft und gern mit seinen Bauern.

Carl Magnus genoß denn auch, sobald er im Stande war, seine Plumphosen allein anzuziehen, auf diesem hochadlichen Fuße eine äusserst elende Erziehung, wie sein übriges Geschwister. Sein Vater, der die Weinflasche mehr liebte als seine Kinder, übergab sie einem Kandidaten, welcher mit der Zeit, um ihm seine

treuen Dienste hochgräflich zu belohnen, Pfarrer ward, seine Pfarre aber, wegen Anschuldigung von Ehebruch und andern Excessen, bey Nacht und Nebel verließ, und mit einem verruchten Weibsstück in die Welt lief, bis er endlich als Matrose nach Indien abfuhr. Dieser Wundermann hieß Grauel, und hatte, wie sich nach dem Vorhergehenden denken läßt, zu nichts weniger Geschicke, als zur Erziehung, zum Unterrichte und zur Bildung irgend eines Grafen, vielweniger eines Menschen.

Der alte Graf liebte, außer der Weinflasche, auch die Herrnhuter, die sich damals, als protestantische Jesuiten, in ganz Deutschland einschlichen. Um im blinden Zelotismus seinen katholischen Herren Vettern keineswegs nachzustehen, verehrte, wie sie ihre Mönche, er auch seine, und besuchte ihre heiligen Zusammenkünfte so fleißig, daß diese und die Weinflasche es ihm unmöglich machten, sich, wenn er auch Anlage dazu gehabt hätte, welches doch nicht der Fall war, um die Erziehung seiner Kinder zu bekümmern. Herr Grauel, der wenigstens soviel Lebensart hatte, daß er es für Pflicht hielt, seinem hochgräflichen Principal

sich überall und immer anzuschmiegen, trank und betete, wie dieser, und besorgte außerdem die Privatangelegenheit, den voll- und zartfühligen Dorfmädchen auf dem Felde und in den Scheunen vor lauter überwallender Menschenliebe nachzuschleichen, so pünktlich, daß er die unbedeutende Kleinigkeit nicht einmal achtete, seine Zöglinge ohne Aufsicht zu lassen, und sie dadurch der Versuchung preiszugeben, zu treiben, was ihnen beliebte, und sich zu ihren künftigen Bubenstücken frey und ungeahndet anzuzuschicken. Wie eifrig dieß wirklich geschehen sey, werden wir nicht ermangeln, in der Folge treu darzustellen: und man wird sich entsetzen.

In der Rhingegend war es zu der Zeit Sitte, kein adliches oder gräfliches Kind auf vornehme Art auszubilden, ohne ihm eine Französin zur Hand zu geben, welche die Pflicht auf sich hätte, demselben die Kunst, französisch zu plappern, die man dort für eine Haupteigenschaft des Adels ansieht, standesmäßig beyzubringen. Diese Unart ist in jenen Gegenden so eingerissen, daß die dasigen Herren und Damen es sich zur Schande rechnen, ihre Muttersprache regelmäßig zu erlernen, und daß sie gar eine Ehre darin su-

chen, alles, was sie sagen, mit französischen Wörtern und Redensarten durchzustechen, und auf diese Art ihren Vortrag bis zum Ekel zu verhunzen.

Die Dame, welcher man den Beruf auftrug, unserer hochgräflichen Jugend die französische Sprache einzuflößen, war eine Pariserin, und gab sich für die Wittwe eines Markis aus, der im Felde, ich weiß nicht, bey welcher Gelegenheit, auf dem Bette der Ehre sein Leben beschlossen hätte. Sie war von der Sekte der Hugenotten; und da sie für gut fand, den bethbrüderlichen Hang des alten Grafen zu ihrem Interesse glimpflich zu benutzen: so wollte sie Frankreich blos verlassen haben, um ihre Religion nach ihrer Ueberzeugung ungehinderter auszuüben. Kurz, sie verstand die Kunst, sich in jeder Rücksicht so fein zu nehmen, daß sie endlich den alten Grafen und dessen hochgräfliche Ehehälfte, und durch diese den ganzen Duodez-Hof, nebst dem ganzen Ländchen beherrschte. Da man sich sehr freygebig gegen sie bezeigte: so war sie ohne Schwierigkeit bald im Stande, ein hübsch Sümmchen Geld zusammen zu scharren, und es durch eine ihrer Creaturen, den da-

maligen Rector in Buchsweiler, und nachmaligen Hofprediger zu Grehweiler, Namens Engelbach, einen Erzbethbruder von Sinzendorfs Sekte, zu Strasburg gegen starke Zinsen anzubringen.

Und diese so angesehne, mächtige und so mannigfaltig begünstigte Markise war, wie man endlich erfuhr, weiter nichts, als die Witwe eines Fleischers bey einem Invaliden-Korps in Frankreich. Ich würde diesen Umstand kaum berühren, wenn das erkünstelte Benehmen dieses verschmizten Frauenzimmers nicht Auftritte bewirkt hätte, deren komischer Gang in der gräflichen Familie eben so sonderbar als lächerlich ausfiel.

Man kann leicht denken, daß unter der positiven Direction einer Markise, wie diese, und unter der negativen Aufsicht eines Mannes, wie Grauel, für die Bildung der gräflichen Jugend wahrlich nicht sehr erbaulich gesorgt war. Dieser ließ sie ausschweifen, und jene lehrte sie, verschmizt raffiniren, und ihren Werth, als gräfliche Abkunft, in Dingen suchen, worin sie, als Menschen, ihn nie finden konnten. Das Beyspiel des Vaters diente ihnen obendrein zur Re-

ligion ohne Tugend. Sie vegetirten indessen nicht übel, und wuchsen heran und wurden mannbar. In diesem Zustande heurathete Graf von Ortenburg die eine der jungen Gräfinnen nach Baiern; die andere, Namens Alexandrine, sank unverehlicht herab in die Gruft ihres Stammes; und die Genealogie-süchtige Charlotte blieb endlich vor Anbetern sicher, weil es ihr an Vorzügen des Geistes und des Körpers in gleichem Maaße mangelte. Ich sage: endlich, und man wird in der Folge finden, warum.

Die Guvernante, welche am Grehweiler Hofe Madame la Marquise genannt wurde, merkte endlich, daß es den jungen Grafen anfing, nach dem Baume in der Mitte des Paradieses zu lüsten; und um von daher auf eine ganz natürliche Art recht viel Vortheil ziehen zu können, gab sie vor, daß ein erhaltener Brief sie nöthige, eine Reise nach Frankreich anzutreten, wo sie, wie man ihr geschrieben habe, einige Familien-Angelegenheiten mit in Ordnung zu bringen hätte. Sie versprach, nach deren Besorgung sich da gleich wieder einzufinden, wo ihre Pflicht ihre Gegenwart eben so dringend fodere,

als die Hochachtung gegen ein hochgräfliches Haus, dessen hofnungsvolle junge Blüte sie für die Erfüllung ihres Berufs schon überreichlich segne. —

Floskeln von dieser Art befestigten das Zutrauen, und lockerten die Börsen des alten Grafen zu einer so reichen Spende, daß die Frau Markise ihre Reise nach Paris, ganz ihrem Stande gemäß, antreten und vollenden konnte. Was sie konnte, das that sie, und nicht lange, so erschien Madame la Marquise glücklich wieder am Hofe, aber in Begleitung einer funfzehnjährigen, zärtblühenden Rose von Mädchen, die sie die Ehre hatte, als ihre Tochter zur Empfehlung vorzuführen; die aber, wie man nachher auch erfuhr, ein Kind der Liebe war, gezeugt von ihrer Schwester in einem Liebesbündniß mit einem vornehmen französischen Offizier. Sie wollte von ihr bisher geschwiegen haben, um jezt durch sie desto angenehmer zu überraschen: es sollte keinen Hof weiter geben, wo ihre Tochter sich standesmäßiger zeigen und bilden könnte, als an dem Hochgräflichen zu Grehweiler. Sie fügte, um eine wohlthätige Aufmerksamkeit auch auf sie zu wecken, mit lebhafter Dekoration hin-

zu, wie sie und die ihrigen einen Proceß verloren hätten, dessen glücklicher Ausgang sie alle in die besten Umstände hätte setzen müssen; wie ein gewisser französischer Graf ihrer Tochter seine Hand geboten habe, sobald sie sich entschliessen wollte, katholisch zu werden, wie aber der Allerhöchste ihre Tochter und sie behüten sollte, der Religion ihres Hauses die Schande je anzuthun. —

Auch diese Histörchen wurden in Grehweiler gut aufgenommen, und die schlaue Dame gewann durch sie an Achtung und Einfluß. Ihre empfohlne Tochter galt, was sie galt, und entzückte jeden, der sie erblickte. Selbst bejahrte Grehweiler haben mich oft versichert, daß Marquisin Gogo — so hieß sie — das schönste Mädchen auf weit und breit gewesen sey.

Eine Schönheit von so seltner Art konnte vor unserm Carl Magnus und dessen Bruder unmöglich herumschweben, ohne auf deren lüsternes Herz den fesselndsten Eindruck zu bewirken. Gogo's angebliche Mutter bemerkte dieß mit stiller Freude, und hatte schon damals den Plan gewiß im Sinne, den sie willens war, dereinst auszuführen, wenn Freund Zufall, wie ich bald

erzählen werde, nicht mit ins Spiel getreten wäre.

Dem alten Grafen kam während der Zeit einmal der Gedanke an, zu erfahren, ob seine Söhne wohl auch etwas gelernt hätten. Da aber sein Grafenstand ihn in seiner Jugend der bürgerlichen Mühe, etwas zu lernen, selbst überhoben hatte, und er eben darum jezt außer Stande war, sie in dieser Rücksicht zu prüfen: so führte er sie zu dem damaligen Pfarrer Tenner zu Wendelsheim, welcher für den gelehrtesten Mann in der ganzen Gegend mit Recht gehalten wurde. Tenner befühlte den jungen Herren den Puls ihres Kopfes, und hatte die Undelikatesse, ihrem Herrn Vater geradezu herauszusagen, daß sie in jeder Hinsicht elende Schächer wären.

Dieses treuherzige, freilich etwas unfeine Geständniß hat unsern Carl Magnus gegen den geraden Mann seit jener Zeit so erbittert, daß er, um sich zu rächen, ihn noch hernach, als er zur Regierung gelangt war, wegen Heterodoxie förmlich belangen ließ. Damals nämlich erregten die Schriften des Edelmann, eines, wie man weiß, seltsamen Kopfes, auch

in der Pfalz Aufsehen; und ein gewisser Schittehelm, kurfürstlicher Bergmeister, bekannte sich ziemlich öffentlich zu dem pantheistischen System, welches Edelmann in seinen Schriften aufstellt. Tenner war ein sehr vertrauter Freund des Schittehelm, und so — gerieth auch er in den Verdacht des Pantheismus. Diesen Verdacht suchten die Herrnhuter-Prediger, die von Tenner, samt ihrem Kreuz-Luft-Vögelein, Kreuz-Holz-Würmelein und dergleichen, lächerlich gemacht wurden, aus heiliger Rachsucht noch zu vermehren. Tenner lachte aber der Verketzerung, bis endlich der Graf ihn gar vor das Consistorium fodern und um seine Rechtgläubigkeit befragen ließ. Hier sah er die Schlinge, und um ihr zu entgehen, versicherte er mit vollem, rechtgläubigen Munde: Er glaube alles, was im Katechismus stehe; und das Glaubensgericht war zu Ende, troz der Brille von Tenner. Denn eine Brille war es, was der Vorgeladene hier bekannte, nur um der Neckererey eines authorisirten Lügen-Departements durch einen theologischen Freypaß los zu werden. Andere gescheide Leute kannten den Hn. Pfarrer von einer vernünftigern Seite, der, wie sie ver-

ſicherten, blos darum, weil er die Theologie für eine Peſt der Menſchheit hielte, ſie keinen ſeiner Söhne ſtudieren ließ.

Um die elenden Schächer, die jungen Grafen, doch noch etwas lernen zu laſſen, wollte ihr Hr. Vater, ſie ſollten — die Welt ſehen. Welt-ſehen hieß aber damals, wie oft noch jezt, das Geld der Unterthanen in fremder Herren Dienſten oder Ländern durchzubringen, und noch verdorbener zurückzukommen, als man hinkam. Der alte Graf hatte freilich zu wenig Einſicht, um die Thorheit nicht mitzumachen, welche, als ein Ueberbleibſel aus den barbariſchen Ritterzeiten, es zur Brod-Etikette der kleinern Fürſten macht, ihre Söhne in die Schwerdtſchule der Größern zu ſchicken, und ſie nicht lieber zu dem humanſten aller Gewerbe, zur Landökonomie, oder zu irgend einer andern gemeinnützigen Beſchäftigung von Jugend auf anzuhalten. Wenn aber die erwähnte Thorheit, leider auch noch jezt ſo altritterlich herrſcht, daß ſelbſt Herren, die zur Regierung beſtimmt oder berufen ſind, es höher zu achten ſcheinen, einem Mächtigen in Unterthänigkeit zu dienen, als in ihrem eigenen Lande durch eine wohlthätige Re-

gierung sich wie Vater zu zeigen: wie könnte man es unserm Alten übel nehmen, wenn er nach dem Tone seiner Zeit für gut fand, seinen Carl Magnus, wie dessen Bruder, zum Militärdienste eines Mächtigern zu bestimmen!

Regieren, dachte er, wie ich nicht zweifele, wird der Aeltere von selbst lernen, wie ich es lernte: und hierin hatte er gar nicht unrecht. Die Folge dieses Büchleins wird zur Genüge darthun, wie vortrefflich sein Carl Magnus das Regieren gelernt hat. Er, wie sein Vater, hatten den orientalischen Herrscher-Glauben, daß sie, als Herren der Gesetze und ihrer Unterthanen, diese und jene behandeln könnten, wie ihre Laune und ihr jedesmaliges Interesse es erfodere, oder wie der Kammerdiener oder eine Zofe es wünsche. Und dieser Herrscher-Glaube macht das Regieren zu einer so federleichten Kunst, daß selbst der kurzsichtigste Gänsehirt Einsicht genug haben möchte, sie, wie unser Carl Magnus, von selbst bald zu fassen.

An der ersten Erforderniß hiezu, ich meyne eine heroische Unmenschlichkeit, fehlte es unserm Helden schon in seiner Jugend nicht. Um mei-

ne Leser mit Beispielen, die dieses bestätigen, und die man in der Rheingrafschaft in Menge noch höret, kurzum zu verschonen, will ich nur eins anführen, das aber seine Regierungsanlage, von dieser Seite, so unwidersprechlich zeiget, wie die Fortdauer des jetzigen Krieges Pitts Anlage zum Ministerium der Hölle.

Also — Carl Magnus ritt einmal nach Münsterappel, einem Dorfe, eine Stunde von Grehweiler. Unterwegs stieß er auf einen alten verkümmerten Bettler, und diesen trieb er mit der Hetzpeitsche so lange vor sich her, bis er vor Entkräftung hinstürzte. Ungerührt gab er dem Wundgepeitschten noch eine Menge Hiebe, lachte und spottete seines Flehens, und — ritt weiter. Sehet Leser, auch solche Lotterbuben werden Regenten!

An einem andern nicht minder nöthigen Erfoderniß zu einer orientalischen Regierung fehlte es unserm Carl Magnus schon auch in seiner Jugend nicht: es ist das majestätische Hinaussetzen über Gerechtigkeit und Billigkeit. Noch unter der Aufsicht seines ehrwürdigen Hofmeisters borgte er hier und da Geld von vermögenden Leuten, und versprach, es bald wieder

abzutragen. Da aber bey ihm, wie bey manchem Erbprinzen, und manchem Andern, die Bedürfnisse immer größer wurden, und er, wie sie, dadurch immer weniger im Stande war, als ehrlicher Mann Wort zu halten: so sezte er sich darüber hinaus und blieb Schuldner. Als er hernach zur Regierung kam, schritt er noch weiter, und schlug die Bezahlung geradezu ab, unter dem Vorgeben: man habe ihm nur aus Wucher geborgt, und darum sey er nicht verpflichtet, ihre Foderung zu befriedigen. Eben der obengenannte Schittehelm hat an ihm auf diese Art einige tausend Gulden eingebüßt. Den Erben Stutz gieng es nicht besser.

Der Vater unseres Helden achtete die Gerechtigkeit und das Eigenthumsrecht nicht erbaulicher. So sezte er einst den Amtmann Dautel ab, weil dieser, als ehrlicher Mann, es eine Himmelschreiende Ungerechtigkeit nannte, daß er, wie es der alte Graf verlangte, einer Witwe ein Grundstück durch Abspruch rauben sollte, und es dann dem Forstmeister, dem es gelegen war, von Rechtswegen zuerkennen. Ich weiß der Beyspiele dieser Art abscheulich viel, aber hieran mag es genug seyn, um einzu-

sehen, daß die Jungen zwitschern, wie die Alten singen.

Zweytes Kapitel.

Soldatenleben unseres Helden, nebst einer Liebes-Avantüre.

Der alte Rheingraf hatte, wie wir wissen, einmal beschlossen, daß seine Söhne, um die Welt zu sehen und dadurch aufzuhören, elende Schächer zu seyn, in fremde Dienste treten sollten. Als Freund des damaligen Kurfürsten von der Pfalz, Carl Philipps, schwachköpfigen Andenkens, wünschte er, daß sie ihren Eintritt in die große Welt am Pfälzischen Hofe machen mögten. Alles war auch eingelenkt, um den jungen Grafen einen Kammerherren-Schlüssel und eine Offizierstelle bey Kurpfalz auszuwirken. Dieser Plan wurde aber durch die Herrnhuter und die Markisin vereitelt.

Unter dem Kurfürsten, Carl Philipp, spielten die Jesuiten in der Pfalz den Allmächtigen. Diese Herren waren fein, mehr als zuviel ihren kurzsichtigen Gewissens-Klienten die Führung der Regierung, oder die Uebertra-

gung derselben an Minister so gefahrvoll für Zeit und Ewigkeit zu schildern, daß die beängstigten Herren nicht eher im Innern ruhig wurden, bis der Herr Gewissensrath sich erbitten ließ, für sie ein Geschäft zu führen, wobey sie für Leib und Seele so unendlich viel zu fürchten hatten. Dieß war auch der Fall unter Carl Philipp; und der Beichtvater desselben, besonders Pater Hyacinthus, machte den Premier-Minister, und führte, als Vicekurfürst, alle Geschäfte, von welcher Art sie auch seyn mogten. Was Pater Frank nachher getrieben hat — wieder am Pfälzer Hofe — lehrt der deutsche Zuschauer und Nicolais Reise bis zum Erstaunen. Es wird daher keinen befremden, daß so viele Protestanten, welche in der Pfalz um Aemter oder sonst etwas ansuchten, eben darum ihre Religion änderten, katholisch wurden, und dann sicher waren, das zu erhalten, was sie suchten, was sie aber als Protestanten sonst gewiß nie hätten erwarten dürfen.

Carl Philipp war, um intolerant zu seyn, in der theologischen Religions-Mäkeley zwar zu unbewandert; und von dieser Seite konnte man für die Religion der jungen Grafen

unbekümmert seyn: aber da eben dieser Kurfürst, wie Al=Walid, der Kalife, den ganzen Tag Fliegen fing, und die Regierungsgeschäfte seinem Beichtvater überließ, so änderte sich die Aussicht. Die Herrhuter, welche die Proselytensucht ihrer katholischen Collegen kannten, und recht gut wußten, daß ihr gemeinschaftlicher Bekehrungseifer in dem Grade größer wird, in welchem der Vortheil von dem Bekehrten zu erwarten steht, besorgten daher mit Recht, daß vorzüglich Carl Magnus, als der künftige Regent zu Grehweiler, von den Jesuiten angekirrt, um vorgespiegelter zeitlicher oder ewiger Vortheile willen, in ihre Religions=Schlinge fallen mögte. Sie beredeten also den alten Grafen, seine und seiner Kinder Seligkeit gewissenhaft zu bedenken und sie ja nicht nach Mannheim zu schicken. Diesen Ton stimmte auch die Guvernante an, und rieth zur Sendung nach Paris.

Aber Paris war ein Donnerwort, vor dessen Schall der Alte zurückbebte, und dieß aus Gründen. Er war ehemals selbst da gewesen, gerade zu einer Zeit, wo auch Graf Rheinhard von Hanau sich dort aufhielt.

Dieser Rheinhard war ein Herr von ausgebreiteter Kenntniß und sehr feiner Lebensart. Ludwig XIV. schäzte ihn, und der Herzog Philipp von Orleans, sonst Duc régent genannt, behandelte ihn wie Freund. Selbst mehrere französische Schriftsteller eigneten ihm ihre Bücher zu: eine Ehre, welche einem Deutschen sonst selten erzeigt wurde. Diese hervorstechende Art, den Grafen Rheinhard zu behandeln, erregte die Eifersucht unseres Alten. Um indeß von Beehrung dereinst auch sprechen zu können, machte er mehr Aufwand, als sein Beutel zuließ. Dieß versteckte ihn in Schulden, und seine Gläubiger, aus Furcht, er mögte sich heimlich entfernen, ließen ihn einstecken. Diese Lage war freilich nicht sehr rühmlich, aber kaum erfuhr sie Graf Rheinhard: so rettete ihn der Edle, und tilgte seines Neiders Schulden. Von dieser Zeit an konnte unser Alte die Namen Paris und Frankreich, wie wenn diese an seiner unsinnigen Verschwendung Schuld gewesen wären, nicht mehr hören. *)

---

*) Wie im Vorbeygehen, will ich hier anmerken, daß die deutschen Herren, wenn sie sonst nach Paris kamen, meist blos nur das galten, was ihr Beutel galt. Die Franzosen waren von jeher schlechte Genealogisten, und küm-

Sehr natürlich also war es, daß unser Alte von Paris anfänglich nichts wissen wollte. Aber die Guvernante holte ihn herum, und stellte ihm den französischen Militärdienst so annehmlich vor, daß er endlich nachgab. Die Guvernante hatte Bekanntschaft in der Armee; und ihre sogenannte Tochter war ja die Tochter eines vornehmen französischen Offiziers! Die jungen Grafen brachten obendrein Geld mit: und so war es etwas leichtes, sie gleich hoch anzubringen. Wirklich erhielten sie Compagnien bey dem Regiment Royal Allemand aber nach der damaligen Unart bey dem französischen Militär, mit schwerem Gelde.

Die französische Armee stand eben damals gegen Karl VI. im Felde; und so mußten unsere Herren gleich dahin mit. Aber hier sah man,

---

merken sich um die deutschen Geschlechter fast gar nicht. Wer also zur Zeit der königlichen Herrschaft nach Paris kam, durfte nur Geld die Fülle haben: und er galt für einen Edelmann, und auch für noch mehr. Wer keins hatte, und stammte er in gerader Linie von Bileams Esel, oder von den Ochsen zu Bosan ab, galt für nichts. —— Es ist übrigens recht gut, daß unsere deutschen Herren wohl schwerlich mehr nach Frankreich wandern werden. Vielleicht werden sie eben darum gescheider: denn aus diesem Lande sind sie gewöhnlich mit weit mehr Geckerey zurückgekommen, als mit welcher sie hingingen.

was für ein Soldat Carl Magnus war! Schon den ersten Feldzug fand er so beschwerlich, daß er eine Gicht vorschüzte, und nach Spa in die Bäder ging. Sein Bruder Ludwig neckte ihn mit diesen Bädern hernach noch oft, und er ward allemal verlegen=blaß, wenn er diesen Kur=Ort nennen hörte. Gegen den Herbst, als der Feldzug zu Ende war, kehrte er zurück, erblickte aber Verachtung auf den Gesichtern der-Offiziere, und mußte nebenbey hören: daß es sich freilich sehr ehrenvoll Soldat seyn ließe, wenn man den Feldzug am Spieltisch mache, und die Winterquartiere in der Garnison. Diesen Vorwurf — so geduldig war er! — nahm er gelassen hin; aber sein Bruder fühlte ihn tiefer, und gerieth darüber einigemal in Händel.

Endlich ging es wieder ins Feld, und Carl Magnus trieb seine Sachen noch schlechter, so schlecht, daß der Feldmarschal Graf von Sachsen, ihn gar von allen Diensten entfernen wollte. Er ließ ihn wirklich einziehen und seine Sache schon untersuchen. Er war unverzeihlich nachläßig im Dienste gewesen, und es fehlte ihm durchaus an Muth. Auf Gottes Erdbo=

den hat auch wohl keiner ärger poltronirt, als er.

Der Alte erfuhr dieß Unglück, und beschloß, alles aufzubieten, um ihn zu retten. Die Untersuchung — dieß wünschte er — sollte unterdrückt werden, und sein Sohn beym Regiment und bey Ehren bleiben. Um dieß auszuwirken, both er dem Feldmarschal eine Lieferung Rekruten. Der Feldmarschal willigte ein: und nützliche Landleute wurden das Sühnopfer für die Ehre eines unnützen Grafen! Einige nahmen die Montur willig, und sanken in ihrem Ungefühl so verächtlich tief, daß sie sich sogar brauchen ließen, die Widerspenstigen des Nachts aus den Betten mit Gewalt zu haschen, und nach Landau fortzuschleppen. Andere widersezten sich bis aufs Blut, und wieder Andere gingen nach Indien. *)

---

*) Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten von dieser Art waren bey den Sultanen jenseits des Rheins nichts neues. Ich kenne mehrere Herren, und namentlich die Grafen von **Wartenberg** und von **Leiningen**, nebst dem Fürsten von **Salm-Kyrburg**, welche ihre Unterthanen, sogar **beweibte**, für baares Geld, das Stück zu 40 — 50 Gulden, an die Franzosen, Dänen und Preussen, wie Schlachtvieh, verhandelt haben. Dergleichen ist freilich gegen die Reichsgesetze, und ein Eingriff in die Rechte der Menschheit: aber Landbürger, und Menschen-



Zu Münster unter Rheingrafenstein sprang ein Knecht, um den Rekruten-Räubern zu entgehen, aus dem Fenster, und brach das Bein. Ich selbst habe ihn hinkend sein Brod vor den Thüren betteln sehen. — Gegenstände von dieser Art sind die eindringendsten Prediger gegen alles, was Despot und Despotismus heißt. — Ein Bauerbursche in Obersaulheim, den man auch des Nachts, wie gewöhnlich, mit Gewalt aus dem Bette holen wollte, brauchte Gewalt gegen Gewalt, und schlug einen von des Grafen Bedienten auf den Kopf, daß er vor Betäubung hinstürzte. Der Bursche wurde aber übermannt und nach Grehweiler weggeschleppt. Hier ließ ihm der Graf funfzig Hiebe auf den Hintern geben, aber so,

rechte sind den Duodez-Monarchen eben so unbekannt, als manchem Monarchen in Quart und in Folio. Auch diese verhandeln ihre Unterthanen an die Engländer nach Amerika, oder zur Schlachtbank gegen Frankreich. Die Gesetze des deutschen Staatskörpers haben längst ihre Kraft verloren: man lacht ihrer, sobald von Rechten und Vorzügen eines deutschen Bürgers die Rede ist. Sie sind wie getilgt durch das Jus de non appellando. Unsere Existenz wird immer prekärer, und die der Unterthanen jenseits des Rheins war es längst. Nothgebrungen von ihren eignen Herren, hießen sie also die Franzosen unter Cüstine und nachher willkommen. Die Zeit wird mehr lehren.

daß der Zerquetschte einige Stunden hernach daran starb. Noch heutzutage spricht man von dieser Grausamkeit, und verflucht sie.

Wie gesagt, nützliche Landleute wurden das Sühnopfer für die Ehre eines unnützen Grafen! Die Rekruten kamen an, und der Feldmarschal war befriedigt. Carl Magnus kam auf freyen Fuß, und blieb, was er war. Um ihn zu Anfange vor Schimpf zu decken, und den ganzen Handel durch seine Abwesenheit der Rüge zu entziehen, mußte er auf Urlaub zu Hause. Wer war froher, als unsere Memme!

Ludwig blieb, und ward nach und nach Soldat mit Leib und Seele. Er begriff sein Handwerk, gewann es lieb und brachte es darin hoch. Er fand Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und stieg endlich bis zum Marèchal de camp. Daß unfeine Streiche dabey nicht ausblieben, und er manchmal ausschweifte, daran war ursprünglich Grauel und seine Erziehung Schuld. Und dann, was thut Blut und Gelegenheit nicht, zumal bey Herren, die aus Mangel an kultivirter Einsicht sich für moralisch eximirt halten, als Menschen, weil

sie es in mancher Rücksicht politisch sind, als Grafen! — Zwar ist, ohngefähr 1778, auch Carl Magnus Marèchal de camp geworden; aber man wird schon sehen, wie.

Unser beurlaubte Graf rechnete auf nichts freudiger, als daß die schöne Gogo, in süßen Schäferstunden, ihn für seine überstandene Leiden schadlos halten würde, und eilte eben deswegen recht sehnlich nach Grehweiler. Er kam an, und man denke sein Erstaunen, als er Gogo und die Markise nicht mehr antraf. Sein Vater hatte beyde in Ungnade von seinem Hofe entlassen, und dieß auf folgenden Vorfall. Er hielt, wie jeder größere Fürst, einige Hofkavaliere, oder arme Edelleute, die vor zu sehr kultivirtem hohen Geschmack und diesem endlich nachhinkendem Hunger sich unterthänigst herabließen, alle Albernheiten ihres hochgräflichen Tischhalters zu bewundern und mitzumachen. Einer dieser Parasiten war ein gewisser Herr von Breck, ein Erzschwindelkopf, der aber das große Verdienst hatte, von Person ziemlich gut gemacht zu seyn. Dieß Verdienst verschaffte ihm in der Nähe Zutritt zu einem Fräulein, das bis zum Anbeten reich

war, folglich das Gegenverdienst erwerben konnte, einen abhängigen armen Hofkavalier in einen selbstständigen reichen Edelmann umzuschaffen.

Eine Umwandlung von dieser Art, die dem Grehweiler Hofe neuen Glanz und im Fall der Noth eine Aushülfe durch Vorschuß schaffen konnte, mußte dem alten Grafen, als Schutzherrn seiner Hofkavaliere, behagen, und ihn nun antreiben, das Verdienst des Hn. von Breck mit dem Verdienste des reichen Fräuleins ohne Zögern in Verbindung bringen zu helfen. Er machte also den Vermittler; und sein hochgräfliches Fürwort hatte so viel Gewicht, daß Hr. von Breck sich der schönen Zukunft schon in Adonischen Träumen erfreute.

Madame la Marquise war, wie man bald lesen wird, unvorsichtig genug gewesen, als Guvernante etwas zu versehen, das ein Stammsüchtiger Vater sobald nicht verschmerzen konnte. Der alte Graf hatte also in seinem Zorne für gut gefunden, das sonst entscheidende Hof-Orakel bey dieser Bewerbung nicht um Rath zu fragen. Die Markise wußte demnach von der ganzen Einfädelung nichts, und noch weniger von dem

Antheil, den selbst ihr hoher Gebieter daran gehabt hatte.

In dieser Unwissenheit besucht sie das angekirrte Fräulein, und fängt, nach geendigtem Wettergespräche, das auch bey Hofdamen Mode ist, an, die Hofherren zu mustern, wie Hr. von Schirach die Weltbegebenheiten mustert, und hat, wie dieser, das Unglück, Sachen zu berühren, welche sie zu ihrer Ruhe weit klüger gar nicht berührt hätte. Denn nicht lange, so traf ihre Musterung einen ihrer Erzfeinde so erniedrigend, aber doch so wahr und treffend — was, unter uns gesagt, Hn. Schirachs Sache eben so selten ist, als manches Recensenten — daß das anfänglich verlegene Fräulein endlich ganz Ohr wird, und nach und nach einen Entschluß reifer werden läßt, der ein Gewitter nach sich zog, das dessen Urheberin um so schmerzlicher traf, je unwissender sie es erregt, und mit Brennstoff bis zum Losdonnern gefüllt hatte.

Zum Unglück für die Markise war der erwähnte und bis zum Abscheu schwarz dargestellte Erzfeind gerade der Herr von Breck: und nun kann man begreifen, wie erboßt und rachsüchtig nicht nur er, sondern auch der regieren-

de Graf werden mußte, als das jezt mehr als zu sehr belehrte Fräulein dem Hn. von Breck in vollem Ernst bedeuten ließ, sie forthin mit allen Besuchen, selbst mit Briefen, ja, mit jeder weitern Fürbitte, sie sey von wem sie wolle, durchaus zu verschonen.

Bestürzter fiel Ikarus gewiß nicht, als jezt Herr von Breck von seiner so süß und sicher geträumten Höhe fiel. Alle Versuche, sich wieder hinaufzuschwingen, waren fruchtlos; aber nicht so fruchtlos seine und seines Vermittlers Rache. Kaum erfuhr man, daß Madame la Marquise eben die gewesen war, der man die Zerrüttung des so Aussichts-reichen Plans zu danken hatte, als auch des Grafen Zorn um so unversöhnlicher tobte, je weniger er ein Benehmen von der Art von der Markise erwartet hatte, und je empfindlicher ihn die Versäumniß der goldnen Klugheits-Regel — Trau, schau, wem! — an seine kurzsichtige Leichtgläubigkeit erinnerte.

Das Geschehne ließ sich freilich nicht ändern, aber es machte es höchst nöthig, für die Zukunft alles so einzurichten, daß nicht etwas Aehnliches oder gar etwas noch Aergeres weiterhin geschehen mögte.

Dieß that man, und die Markise erhielt, nach bittern Vorwürfen, den geschärftesten Befehl, sich mit ihrer Tochter ohne allen Verzug, noch denselben Tag, vom Hofe zu entfernen, und das gräfliche Gebiet nie wieder zu betreten, oder eine weit eindringendere Ahndung gewiß zu erwarten

Diese Strafe war an sich allerdings hart, aber in Beziehung auf die Markise doch noch gelinde. Kurz vorher erwähnte ich eines Versehens, das sie sich als Guvernannte zu Schulden habe kommen lassen. Es war dieses. Sie führte, wie wir wissen, die Mitaufsicht nicht nur über die jungen Grafen, sondern auch über die Gräfinnen. Die erstern traten mit der Zeit in Dienste; die eine der jungen Gräfinnen heurathete nach Bayern, wie ich oben erzählt habe; und so erstreckte sich ihre Aufsicht endlich nur noch auf die Comtessen, Alexandrine und Charlotte. Die Aufsicht über diese hätte sich in dem Verhältniß mehren sollen, in welchem die Anzahl ihrer Zöglinge sich minderte, und in welchem die Entwickelung des Geschlechtstriebes eine eigene Behandlung für seine Richtung erfodert hätte.

Die

Die Markise machte es umgekehrt: Alexandrine und Charlotte waren sich jezt beynahe ganz überlassen, und dieß in der gefährlichsten Periode ihres Lebens. Als junges Blut waren sie, wie man spricht, von verliebter Complexion und diese nährten sie, ohne von ihrer Aufseherin darin gestöhrt zu werden, durch schlüpfrige Lectüre. Wovon ihre Phantasie strozte, und wonach ihre Sinnlichkeit geizte, danach strebten sie zuweilen, wie es vorkam, ohne von der Markise zurechtgewiesen zu werden, oder von selbst auf eine Convenienz zu achten, die nach dem Unterschiede der Geburt und der Stände das Natürliche künstlich meistern soll. Hübsche Bürgersöhne waren ihnen also eben so willkommen, wie ihren Kammermädchen — adliche. Rost sagt ganz richtig:

> Das gnäd'ge Fräulein sey auch noch so schön
> und reich,
> So denkt sie doch im Fall der Liebe
> Mit ihrem Kammermädchen gleich. *)

*) Die gnädigen Herrlein und ihre Kammerdiener nicht anders. Selbst hohe Herren, die in diesem Kriege den Kreuzzug mitmachten, um die politische Republik in Frankreich umzustoßen, huldigten der natürlichen — im Reiche der Liebe. Belege findet man im III. B. meiner Lebensge-

Unter allen, welche ihnen den Hof machten, gefiel vorzüglich der Förster Krapp zu Schneeberg, einem Falkensteinischen Vorhof unweit Grehweiler. Ein auffallender Vorzug dieses blühenden Mannes war eine Herkulische Lendenkraft, die dem geübten Auge unserer elastischen Gräfinnen nicht entwischte. Jagdgeschäfte nöthigten ihn oft nach Grehweiler; und was Alexandrine hier öfters erblickte, danach lüsterte es sie endlich unwiderstehlich. Die Markise merkte dieß lange, aber statt zu warnen, zeigte sie sich nachgiebig, so, daß eben sie den vertrauten Umgang gar noch fördern half.

Der alte Graf glaubte seine Töchter unter der Leitung der Markise sicher, bekümmerte sich also um beyde wenig, und erfuhr von dem erwähnten Umgang eher nichts, bis er die Mähre aller Pfälzer geworden war. Da aber erboßte

schichte. — Wie aber die Natur in dieser Rücksicht republikanisch ist für die Sinne der Mächtigen, so wird sie in politischer Rücksicht es auch für ihre Vernunft werden, wenn der indolente Egoismus und die Dünste der Hoflogik sie nicht mehr hindern, einzusehen: daß alle übertriebene Kunst endlich der einfachen Natur weichen muß, sobald die Menschen nur ernstlich anfangen, blos das zu suchen, was sie blos sollen. Opinionum commenta delet dies, sagt Cicero, naturae judicia confirmat.

er gewaltig, sowohl über die Markise, als über den erzverwegenen Förster, der die Dreistigkeit hätte haben können, seine unadlichen Hände nach dem hohen Grehweiler Stammbaum auszustrecken. — Und gerade in diese Zorn-Periode fiel das Versehen der Markise gegen den Herrn von Breck und dessen Vermittler; und nun — wer könnte es dem Alten übel deuten, daß er endlich durchfuhr, wenn gleich freilich viel zu späte!

Die Markise, diese verschmizte und gefährliche Urheberin von so vielen unangenehmen Auftritten in der gräflichen Familie war jezt zwar entfernt; aber dadurch waren die Folgen noch nicht gehoben, welche die Führung ihrer Aufsicht, sowohl in der Nähe, als weit und breit nach sich zog. Das schadenfrohe Gerücht erreichte sogar den Grafen Ludwig, und weckte dessen gekränktes Ehrgefühl so rachsüchtig auf, daß er dem frevelhaften Förster den Tod schwur, so bald er nach Grehweiler auf Urlaub kommen würde. Die Zeit mildert indeß alles, und dann ein unpartheyischer Blick und Griff in das Innere unseres eignen Busens lehrt uns, die Fehltritte Anderer hinter einem schonenden Vorhang verzeihen. Er kam also, und achtete das Wirbeln

seines Ehrgefühls anfänglich zwar noch etwas, endlich aber so wenig, daß er den Förster öfters besuchte, und sich dessen edlen Rebensaft, bey frohen Malen, in einer gnädigen Vergessenheit vortreflich schmecken ließ.

Was aber dem Förster ungeahndet hinging von Seiten des Bruders, das büßte Gräfin Alexandrine doppelt von Seiten ihres Vaters. Dieser litt an der Stammsucht unheilbar arg, und darum war es ihm unmöglich, den Wurmstich seines Stammbaums sobald oder je zu vergessen. Aetzende Vorwürfe waren daher die Lava, durch deren tosenden Auswurf er sein sprudelnd=kochendes Innere fast täglich zu lüften suchte. Ob aber diese Vorwürfe, oder irgend eine andere Krankheit es bewirkt habe, daß die Gräfin Alexandrine den Sturm nicht lange überlebte, ist ein Umstand, den ich unentschieden dahinstelle. Genug, sie sank bald hernach herab in die Gruft ihres Stammes.

Auch diese hinterließ ein Etwas, das für die Sittlichkeit und den Gesellschaftston der Pfälzer eine sehr schlimme Folge gehabt hat. Man weiß, daß Alexandrinens Lectüre nicht die reinste gewesen war. Als Herrnhuterin erfuhr auch sie

die nachtheilige Wirkung von dem religiösen Tändeln mit Bildern, deren mystische Bedeutung, durch ein sanftes Natur- und Phantasien-Spiel, Gefühle hervorbringt, die nichts weniger als religiös sind. Ihre Büchersammlung entsprach ganz dieser feinschwärmenden Richtung. Alle waren entweder herrnhuterische Predigten und Gebetbücher, oder Romane und Robinsoniaden von der schlüpfrigen und enthusiastischen Gattung.

Eine vermischte Lectüre solcher Werke, weckt und belebt die Empfindungen gewöhnlich um so lebhafter, je zusammengesezter und ungleichartiger ihre Wirkung ist, so daß feurige Betschwestern gemeinhin auch feurige Buhlinnen sind. Was die Markise von dieser Seite für die jungen Gräfinnen nicht klug und einsichtig genug gewählt und gelenkt hatte, das spielte man jezt gar aus in einer Lotterie! Die Loose wurden unter den Beamten, Pfarrern und Schulmeistern vertheilt, und es war erbaulich anzusehen, wie die Lehrer der Jugend und des Volkes mit dem galanten Sachsen, mit dem im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, mit den Gedichten für heroische Geister, und mit andern

Büchern von eben so schlüpfriger Art weit und breit versorgt und unterhalten wurden. Das freilich fehlte in einer Gegend, wo der Wein die Zungen ohnehin schon ungebunden spielen, die Herzen hüpfen und die Hände nicht immer zum Glase greifen macht!

Wie aber einmal der Geschmack auch der Gräfin Charlotte war, so hatte man die Lotterie so eingerichtet, daß der größte und beste Theil von der Bibliothek ihrer Schwester ihr im Ausspielen zufiel. Charlotte benuzte diesen Gewinn nachher zu einem ganz eignen Gebrauch nach einer ganz eignen Erfindung. Zu Mainz nämlich lebte eine reiche Witwe, welche sich zum Zeitvertreib gern mit Bücherlesen abgab. Dieß erfuhr Charlotte durch einen Bauer aus Wendelsheim, Namens Schworm, und ließ ihr durch eben diesen Schworm ihren Bücher-Vorrath zum Lesen anbieten. Das gefiel der Witwe, und sie freute sich der hohen Aufmerksamkeit der Gräfin Charlotte. Diese merkte sich den Ehrgeiz der Witwe, schickte Bücher über Bücher, und borgte von ihr, wie nur so nebenher, aber nach und nach über zehntausend Gulden, ohne an deren Zurückbezahlung je nur zu denken.

Das alles hatte man der Markise auf eine nahe oder entfernte Art mitzudanken; und so war es nicht übel, daß sie über die Gränze gejagt war. Jeder Hellsehende freute sich ihrer Entfernung, nur nicht unser Carl Magnus, als er auf Grehweiler ankam. Alles Schändliche, was man ihm von ihr erzählte, traf nur sein Ohr nach dem Wohlstande im Zuhören, nicht sein Herz nach der Liebe zu Gogo. Er hielt diese noch immer für die Tochter der Markise: und wie hätte er eine Mutter schlecht finden können, deren Tochter sein höchstes Gut war!

Die Markise hatte sich dahin begeben, wo der Quell ihres Unterhalts angelegt war. Carl Magnus forschte dieß aus, und nicht lange, so mußte sein Befinden es nöthig machen, auf eine Zeitlang zur Erholung herumzureisen: und er schlüpfte — nach Strasburg. Hier ankommen und in Gogo's Arme fliegen, war eins. Keiner konnte willkommner seyn, als er; keiner bath öfterer um Verzeihung, sich auf ein Stündchen entfernen zu müssen, als die Markise, und keiner hatte mehr berechnetes Interesse, den lüsternen hohen Gast recht fest zu fesseln,

als die einstudierte Gogo. Scene und Handlung lassen sich errathen.

Die Markise entfernte sich, und da übernahm es Gogo stufenweise, ihn für seine Reise-Beschwerden zu entschädigen. Erquickt, wie die Lage es zuließ, fing sie an, ihre Mutter zu vertheidigen, schimpfte auf Hofkabalen, und nannte eine Verbannung barbarisch, die durch nichts verschuldet wäre, als durch das Bestreben, ein unschuldiges Fräulein vor einem habsüchtigen Wüstling zu warnen. — Carl Magnus glaubte alles, denn Gogo hielt ihre Apologie in seinen Armen, und ihr Busen überzeugte ihn mehr, als ihre Worte. Die Philosophie der Grazien hat ihre eigne Logik und Redekunst: man kennt sie.

Die Markise räusperte endlich von ferne, und Gogo faßte sich, wie es sich ziemte. Als sie hereintrat, bath Carl Magnus, ihm die Sünde seines Vaters nicht zuzurechnen: Gogo habe ihm über alles Auskunft gegeben: Er erkenne ihre Unschuld, und sobald er zur Regierung kommen würde; wolle er dieß zeigen: Herr von Breck sey gewiß blos an allem Schuld. — So der befangene Verliebte; und

schon dieß war Triumph für die Schlaue. Hielt Carl Magnus sie für schuldlos: so hielt er ihre fernere Aussage auch für wahr; und dann hatte sie gewonnen. Sie bath ihn also, für sich ganz ruhig zu seyn: er sey ja an allem ohne Schuld! Sein Vater habe sich wohl auch von Herrn von Breck nur übereilen lassen: doch, sie wolle ihre Unschuld dem Allwissenden anheimstellen, und ihm zu Ehren die Erniedrigung geduldig tragen, die ihrem Geschlechte in ihr widerfahre. Gott, fügte sie hinzu, würde sie schon schützen, und sie den Tag noch erleben lassen, wo ihre Tochter eine Erbin von mehr als zwey Millionen werden würde. Sie würde sich über nichts mehr freuen, als wenn gewisse Familien-Verhältnisse, wie sie hoffe, sie bald nicht mehr hindern würden, durch gewisse Herren aus ihrer Familie dem Herrn Grafen eine Generals- oder Admirals-Stelle auszuwirken. Hätte sie dieses vermittelt, und fände Gogo dann den Mann, der es verdiente, ihr Herz und ihren Reichthum mit ihr zu theilen: dann wünsche sie recht sehnlich, aufgelößt zu werden, um bey ihrem lieben Heiland ewig, ewig seyn zu können.

Carl Magnus glaubte auch das: denn zwey Millionen, eine Admiralsstelle und Gogo: lieber Himmer, wer hätte da nicht glauben wollen! Wie gesagt, er glaubte alles, ja, er fühlte sich schon glücklich, als die Markise ihm nur erlaubte, sie schriftlich zu versichern, daß er, sobald er regierender Graf seyn würde, keine andere Gemahlin wählen wolle, als Gogo.

Und gerade das war es, worauf die Markise schon zu Grebweiler ihren Plan angelegt hatte, ihn hier versteckte, aber so lockend verfolgte, daß sie wie gewiß war, Carl Magnus würde nicht entwischen. Sie erreichte, was sie suchte. Die Ehe-Versicherung wurde gegenseitig unter Scenen, die sich denken lassen, unterschrieben: und unser Held war schon selig, wie Hermes und Hilmer, durch — Glauben.

Der Freudige giebt gern: Gogo und die Markise erfuhren das an unserm Helden. Zwey Millionen reichten auch ja hin, keinen Aufwand zu groß zu finden, zumal für Engel Gogo. Er hatte diese Summe damals freilich nicht, aber er erwartete sie für dereinst ohne Zweifel.

Reichte also die Löhnung vom Regimente, nebst dem ansehnlichen Zuschuß von seinem Vater, zu seinen neuen Ausgaben nicht zu: je nun, er borgte auf die 2 Millionen in Hofnung, und auf seine Grafschaft in der Zukunft! Sein Verfahren war nach seiner Erwartung konsequent, außer, daß er es übersah, daß Hoffen und Harren keine Hypothek sind, worauf man Geld mit Sicherheit aufnimmt. Kurz, er borgte unberechnet viel, und hatte, da die Millionen, wie man einsieht, ausblieben, zur Zeit seiner Regierung noch vollauf zu zahlen, meist blos an Zinsen.

Sein Vater erfuhr diese Wirthschaft, auch die Ursache und den Zweck, warum und wozu. Das erstere misfiel ihm, vorzüglich wegen des leztern. Es hinderte seinen Sohn, sich ehelich zu verbinden mit der Gräfin Jeannette von Püttlingen, die reich war, und die er die väterliche Huld gehabt hatte, für ihn zu bestimmen. Er führte sie ihm vor, aber Gogo behielt im Stillen bey ihm den Vorzug. Die Gräfin war häßlich, und Gogo schön zum Entzücken. Zwey Millionen hatte sie wohl auch nicht, auch nicht Vermittler zur Admiralsstelle: Vorzüge, welche Carl Magnus in Pet=

to hielt und für gewiß. Sein Vater sah also seinen Plan wanken, und dieß wegen Personen, die er vertrieben hatte, und die er jezt obendrein haßte. Das sezte Debatten, und um diesen auszuweichen, packte unser Held auf, und zum Regimente.

Im Regimente wußte man aber auch schon, was der Vater wußte, und außer diesem die halbe Gegend. Verliebte schweigen selten, und was er nicht sagte, verrieth sein Aufwand und sein Besuch bey der Gogo. Feine Necker wünschten ihm daher Glück und lachten; aber es gab Andere, die es ehrlich meynten, und diese zeigten ihm den Dunst der Markise. Er stuzte anfänglich nicht wenig, widersprach und berief sich gar auf Beweis. Man führte ihn bis zur Evidenz: und nun erfuhr er, was wir schon wissen.

Beschämung, Wuth, Reue und Stolz wechselten jezt in ihm ab, aber fruchtlos. Seine Handschrift über das Eheversprechen sollte zurück, und seine Freunde riethen zur Unterhandlung in Güte. Er folgte, aber sein Versuch mislang: die Markise hielt sich an sein Wort und Siegel, und foderte für den Abstand, ich

weiß nicht, wie viel. Er gab es endlich, und erhielt, was er suchte. Baron von Nordmann — man wird ihn noch kennen lernen — heurathete hernach die Gogo. —

Leser, kann etwas romanhafter erdacht werden, als diese wirklich wahre Geschichte? Aber es geht so: in solchen Wässern fängt man solche Fische! Trau' also, aber schau auch, — wem!

Drittes Kapitel.

Regierungs-Anfang unseres Helden.

Der alte Graf starb, wenn ich nicht irre, 1744 plötzlich am Schlagfluß, und hinterließ unserm Carl Magnus ein Ländchen, welches damals ohngefähr 60,000 Gulden jährlich eintrug. Carl Magnus war zu der Zeit noch bey der Armee, er verließ sie aber bald ganz, blieb jedoch immer in Kriegsdiensten, wiewohl nur dem Namen nach, und rückte hernach von Posten zu Posten bis zum Maréchal de camp, und dieß folglich ohne alles militärische Verdienst. Aber so ungerecht ging es vorzeiten in Frankreich zu, daß Offiziere, ohne Dienste zu thun, immer wie wirklich dienende voranrückten, dadurch an-

dern erfahrnen und verdienten Männern den Weg sperrten, und so, was das Schlimmste war, allen militärischen Wetteifer erstickten. Außerdem ist es unbeschreiblich, wie viel Geld an Löhnung ehedem an solche Quasi-Offiziere verschwendet wurde.

Der alte Graf führte, außer seinen Hofkavalieren, wenig Hofstaat, aber Herr Carl Magnus vermehrte denselben sehr. Gleich beym Antritte seiner Regierung ließ er das alte Grehweiler-Schloß, weil es ihm nicht schön und bequem genug vorkam; einreißen, und führte ein neues großes Gebäude auf, welches mehr als 180,000 Gulden gekostet hat. Dieses Gebäude machte seinem Baumeister wirklich Ehre und schwerlich fand man sonst jenseits des Rheins irgend ein Schloß, welches man mit diesem auch nur von weitem hätte vergleichen können. Selbst die Residenzschlösser des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und des Kurfürsten zu Mainz standen ihm an Eleganz weit nach. Diese Pracht hat aber in dem jetzigen Kriege auch ihr Ende genommen, und das sonst so schöne Gebäude sieht jezt einer Eulen-Residenz ganz ähnlich.

Die Neufranken zerstöhrten es zur Rache für das Vergangene, und zur Warnung für die Gegenwart und Zukunft.

Der Bau des Schloßes war nicht das Einzige, was unser junge Herr übernahm: er baute außerdem viele andere Häuser zu Grehweiler, Oberhausen, Wendelsheim und anderwärts, und half dadurch diese Oerter wirklich verschönern. Dieses wäre an sich ganz gut und löblich gewesen, wenn es seine Kasse nur hätte leiden können. Diese aber litt es nicht; und da er eben darum genöthigt war, neue Auflagen, Geld-Anleihe und folglich Schulden zu machen: so war sein Bauen kein Verdienst, sondern sträfliche Verschwendung.

In dieser rückte er immer weiter. Ein hoher Berg, ohnweit des Schlosses, welcher mit Dornen, Gesträude und wilden Kräutern bewachsen war, wurde mit schweren Kosten umgeformt, und in einen — nach damaliger französischer Art — Geschmack-vollen Garten, mit Parterren, Alleen und Parken verwandelt. Dieser Berg gewährte, in seiner neuen Gestalt, die angenehmste Promenade, hatte aber bey alle dem den Fehler der übri-

gen Gärten des Grafen, daß er, wie diese, mit Statüen, Fontänen, und mancher andern Künsteley widrig überladen war. Auch hier sah man Wasserstrahlen aus dem Schlunde von Hirschen und wilden Schweinen emporspringen; auch Bäumchen, Hecken und Pyramiden zugestutzt wie Thiere!

Die Natur ist, für sich, in allen ihren Gestalten meist vollkommen und schön, und die Kunst kann nur, insofern sie der Natur getreu und edel nachahmt, dem Kenner gefallen. Das Unnatürliche fällt auf und beleidiget. Freilich Herren, die selbst meist lauter überladene Kunst sind, lieben gewöhnlich nur das Gleichartige; und Viele von ihnen suchen durch eben dieses ihre Unterthanen immer weiter auf Irrwege abzuleiten. — Auch auf ihren Reisen fanden sie den einfachen, großen und edlen Geschmack der Engländer in den Gärten des alten Frankreichs selten: und so konnten sie ihn nach Deutschland auch nicht herüberbringen. *)

---

*) Zu Frankfurt am Mayn steht ein kostbarer Springbrunnen; aber leider fliegt auch hier das Wasser sogar den Göttern aus Mund, Nase und Ohren!



Die Wege in ganz Deutschland waren vor ohngefähr 30 — 40 Jahren nirgends elender, als in der Pfalz und im Mainzischen, selbst Preußen nicht ausgenommen. Unser Carl Magnus hat das Verdienst erworben, daß er eher, als die Herren Kurfürsten, anfing, Chausseen anzulegen, und dadurch die Wege in seinem Ländchen in einen recht guten Stand zu setzen. Alle Reisende freuten sich, sobald sie das Grehweilerische betraten.

Auch dieses war sehr löblich und gut; aber das war unrecht, daß der Graf zur Verbesserung der Wege, und zur Anlage einer Chaussee von seinen Unterthanen erst Geld foderte, und hernach eben diese Unterthanen dennoch zwang, die Wege obendrein selbst zu machen. Ein Landesherr ist allerdings befugt, Verbesserungen dieser Art vorzunehmen und seine Leute, wenn sie nicht wollen, zur Mithülfe anzuhalten; aber er darf dabey kein Plus für seine Beutel suchen, wie Carl Magnus es suchte.

Ich habe oben gesagt, daß der alte Graf den Plan hatte, seinen Carl mit der Gräfin Jeannette von Püttlingen in Verbindung zu bringen. Diese Dame war, wie ich da

auch sagte, reich, und folglich eine angemeßne Parthie für einen Grafen, der Schulden die Menge hatte. Ob sie nun gleich herzlich garstig aussah von Angesicht, und obendrein einige recht arge Fehler zeigte, unter welchen der impertinenteste Stolz nicht der geringste war: so faßte doch der Graf, welchen die Gogo jezt nicht mehr feßelte, den heldenmüthigen Entschluß, sie zu ehlichen — ohne Zweifel, um ihr Geld in seine Beutel einzufangen. Die Dame machte auch wenig Umstände, selbst troz der Geschichte mit Gogo: denn Carl Magnus war wirklich ein schöner Mann und ein Stück von Regent, wenn gleich nur in Duodez; und Regenten — wie man sagt — gefallen den Damen immer, weil — wie man wieder sagt — dem lieben Frauenzimmer nichts kitzelnder schmeicheln soll, als — Herrschen und Befehlen.

Das Beylager wurde also bald, und mit aller Pracht vollzogen, und die Reichthümer der hohen gräflichen Braut folgten ihr nach Greyweiler nach. Der Graf gab sich anfänglich alle Mühe, sich ihrer Liebe und Gewogenheit fest zu versichern, und fing, als er glaubte, dieß

bewirkt zu haben, wie aus der Ferne an, etwas von zerrütteten Umständen fallen zu lassen, in der Voraussetzung, sie würde jezt delikat genug gegen ihn gesonnen seyn, ihm Vorschuß von selbst anzubieten; aber er fand das merklich anders. Geld habe sie freilich, — so erklärte sie sich ohne Umstände — auch sey sie bereit, dem Herrn Gemahl damit auszuhelfen. Da aber der Herr Graf die üble Gewohnheit habe, sich weiter zu strecken, als er sich decken könne — welches, wenn der Herr Graf dieß zu bemerken erlauben wolle, selten ein gutes Ende zu nehmen pflege — und da sie die Pflicht auf sich habe, für sein Bestes als Gattin, und im Fall sie Kinder zeugen sollten, zumal Töchter, für deren dereinstiges Auskommen als Mutter zu sorgen: so werde der Herr Gemahl selbst einsehen, daß sie eine eben so schlechte Gattin, als Mutter dereinst sein würde, wenn sie irgend einem, er sey wer er wolle, ihr Geld anders leihen wollte, als wenn dieser sich gefallen lasse, es ihr durch eine hinlängliche Hypothek zu sichern.

Recht so! würde Lavater sagen, wie das Gesicht so die Seele, wie die Seele, so die

Handlungen! Worte hören wir hier, gefärbt mit Feinheit und Moralität; aber im Innern webt eine egoistische Spinne, dick angeschwollen von dem Gifte des unmenschlichsten Geizes. — So ganz unrecht, wie die Folge lehren wird, hätte Lavater auf diese Art hier nicht pathognomisirt; aber der gräfliche Wirthschafts-Karren war fest gefahren und stach tief im Sumpfe der Schulden, bedurfte also, um herauszukommen, Vorspann, ich meyne Vorschuß, und um ihn von seiner Gemahlin bald zu erhalten — Andere schon weigerten ihn — war der Herr Graf genöthigt, ihr seine Domänen als Unterpfand zu verschreiben. Er verschrieb sie ihr meist alle, und nun erhielt er eine beträchtliche Summe, aber nicht anders als zu Sechs fürs Hundert.

Nur noch etwas Geduld, und wir werden finden, daß die Gräfin ihre Gelder mit der Zeit noch einmal so hoch anbrachte; aber wir werden auch die Mittel verabscheuen, durch die man die Unterthauen zwang, diesen hohen Zinsfuß anzunehmen. — Uebrigens hatte die Gräfin, wie prognostisch, recht, daß sie für künftige Töchter schon damals besorgt war: denn Söhne gebahr sie keinen, wohl aber der Töch-

ter mehrere, deren indeß nur zwey sie überlebt haben.

In die ersten Regierungsjahre unseres Rheingrafen fällt eine kleine Abänderung in der Kirchenzucht seiner Grafschaft, die ich nicht übergehen darf. Bis dahin mußten diejenigen, welche einen unprivilegiirten oder unehelichen Beytrag zur Bevölkerung geliefert hatten, sich der öffentlichen Kirchenbuße vor der ganzen Gemeinde unterwerfen. Bey einem solchen hildebrandischen Unfuge wurden erst Bußlieder hergeleyert, dann über das willkührlich so gestempelte Laster der Hurerey eine ächtpfäffische Predigt abgedonnert, und in dieser alle Stellen, worin die Blut-rothe Sünde bis zum Ekel pöbelhaft geschildert wird, aus dem alten Testamente wie am Schnürchen hergezählt, und mit einer massiven Pfaffen-Exegese kräftig begleitet. *) Nach diesem mußte die büßende

*) Wer die jezt schmutzige Kraftsprache der alten jüdischen Schriftsteller für etwas von Oben herab Eingegebenes halten will, der macht dem theologischen heiligen Geist das Kompliment, daß dieser in der moralischen Aesthetik wenig bewandert und ein erzplumper Zoten-Mahler gewesen sey. Zur Probe lese man den 25sten Vers im 16ten Kap. und den 20ten V. im 23ten K. des Ezechiels, oder den 8ten Vers im 5ten Kap. des Jeremias. Im Dictionnaire philosophique des Hn. von Vol-



Person vor der ganzen Gemeinde bekennen — was jeder ohnehin wußte — daß sie eine Hure oder ein Hurer sey, und dann wurde sie, nachdem sie die ganze Predigt über geknieet hatte, endlich von ihrer Sündenschuld losgesprochen und zum Nachtmahl wieder zugelassen.

---

taire findet man unter dem Worte, Ezechiel, von der Art noch mehr. — Schrieben aber jene Leute, wie jeder andere Schriftsteller, nach dem Tone ihrer Zeit, und nach ihrer eignen Denkart und Sprache: je nun, so hält man ihnen ihre starksinnlichen Bilder und Ausdrücke in eben dem Sinne zu gute, in welchem man dem Homer seine Vergleichungen mit Ochsen, Eseln u. dgl. zu gute hält.

Aber, was nach dieser Voraussetzung, für die Urzeit der Schriftsteller passend war, ist es nicht mehr für unsere Zeiten: und darum sollte jeder delikate Religionslehrer durchaus die Klugheit haben, keine Stelle von der erwähnten Art heutzutage noch anzubringen, vielweniger sie noch gleichartig zu exegesiren. Der moralische Naturforscher denkt leicht. warum nicht.

Wer übrigens mich selbst, in dieser Schilderung der Pfälzer-Kirchenbuße, einer derben Kraftsprache zeihen möchte, den bitte ich, die Kritik der Urtheile über Kirchenbuße, eheliche und uneheliche Geschlechts-Verbindungen, nach Naturrechtlichen Grundsätzen, vorher zu prüfen, wie sie Hr. Ritter im I B. der Eusebia, herausgegeben von D. Henke, S. 361 — 432 geliefert hat. Etwas wahreres, lehrreicheres und gemeinnützigeres las ich lange nicht! Hält man aber diese äußerst wichtige Kritik mit der ihr schrecklich entgegenstehenden Praxis der jenseitigen Rheinländer zusammen, zumal wie ich selbst sie gefunden habe, dann wird man zufrieden seyn, daß es beym Obigen noch blieb. Schon das Andenken an solche widerrechtliche, zweckwidrige und empörende Barbareyen macht die Galle etwas rege, wenigstens mir: und dieser Zustand tingirt die Feder.

Pfarrer Roos, Vater des Professors Roos zu Gießen, stellte dem Grafen das Abgeschmackte und die Folgen dieser Kirchenbuße vor, und machte ihm begreiflich, daß man die Gaudiebe, Spitzbuben und anderes Gesindel, welches die öffentliche Sicherheit stöhre, und in jenen Gegenden — wie wir gleich sehen werden — nicht selten sey, mit weit größerem Rechte zu einer öffentlichen Buße zwingen könnte, als ein armes verführtes Mädchen, oder einen schwachen, lebhaften Jungen, der einmal einen sehr natürlichen und darum leicht verzeihbaren Fehltritt gethan hätte. Er zeigte ferner, daß eben diese Kirchenbuße zu geheimen Sünden, zu Versuchen zum Misgebähren, zum Kindermorde zur Verachtung und schlechten Erziehung der natürlichen Kinder, zur Auswanderung, ja, zuweilen zum Selbstmorde oder zu gefährlichen Krankheiten vor Gram und Kummer Anlaß gebe.

Diese Vorstellung leuchtete dem Grafen ein, aber er benuzte sie, zu einer Finanz-Spekulation, indem er befahl, daß die, welche sich der öffentlichen Kirchenbüße nicht unterziehen woll-

ten, ein gewisses Geld an die gräfliche Kammer zahlen sollten.

Geldstrafen von der Art sind wahrlich höchst ungerecht, weil sie höchst zweckwidrig sind. Sie sind wie das Fegefeuer der Katholiken, das nur für die Armen ist, indem der Reiche durch Stipendien für Seelen=Messen sich davon zu befreyen sucht. Also man straft, nicht um zu bessern, denn dadurch würde man an Strafgebühren verlieren, sondern, um zu strafen. Man stellt sich, als wolle man einen gewissen Zweck erreichen, und ist doch schon vorher überzeugt, daß er durch das angewandte Mittel nicht werde erlangt werden. Man will das Mittel, nicht den Zweck: Geld, und nicht Besserung. Hr. Ritter behauptet daher ganz richtig: daß der Staat und die Kirche sich in diesem, wie in so manch andern Stücken weit unmündiger zeigen, als die, deren Vormund sie seyn wollen. Man lese die gerühmte Kritik S. 428. *)

---

*) Mich wunderts, daß in Gegenden, wo ein Herder, ein Löffler, ein Schneider Versteher der geistlichen Sachen sind, man die Fratze der Kirchenbuße, und die unbillige Geldstrafe auf uneheliche Schwängerungen, wie ich höre, noch stattfinden lasse. Da lobe ich mirs im Preußischen, wo man, sogern man dort auch Geld ein-



In der Rheingrafschaft Grehweiler und in einigen andern Sultaneyen jenseits des Rheins hat man, unter dem Namen: Bastart-Fall-Zins, noch eine andere Abgabe, die eben so schändlich ist, als die zum Abkaufen der Kirchenbuße. Dieser Zins ist auch ein gewisses Geld, welches die Eigenthümer jener Häuser entrichten müssen, worin unehliche Kinder geboren werden. Sobald einmal ein solcher Bastart-Zins, den man auch Bankert- oder Brunkert-Zins nennt, auf einem Hause haftet: so ist er nicht mehr davon abzubringen. Eben darum ist es oft geschehen, daß außerehliche fremde oder einheimische Kreißende aus den Häusern geworfen wurden, blos um sich keinen Bastart-Fall aufs Haus zuzuziehen. Unser Rheingraf, der für das lucri bonus odor eine scharfe Nase hatte, schaffte diese Bastart-Fälle um so weniger ab, da sie hergebrachter Maßen seinen Finanzen etwas eintrugen.

Ueberhaupt, was Geld einbrachte, war unserm Helden wie allen, die ihren Schatz unsin-

---

nimmt, zumal jezt, doch Verirrungen von der Art aus der Liste der finanziösen Verbrechen rühmlich gestrichen hat.



nig erschöpfen, sehr willkommen, wenn es den Zweck des Staates übrigens auch aufhob und die Sicherheit der Unterthanen ganz und gar untergrub. So grassirte in der Rheingrafschaft auch damals eine Räuberbande, welche die Straßen in den Gebirgen der Pfalz unsicher machte, und manchen Reisenden ausplünderte, auch todtschlug. Da aber diese Rotte ihr Nest rein hielt, ich will sagen, da sie in der Grafschaft selbst nicht stahl, und ihre Abgaben richtig abtrug: so kümmerte man sich in Grehweiler um sie wenig, und ließ sie ungestöhrt gehen, ob sie gleich als Gaudiebe ziemlich bekannt waren. Die gestohlenen Sachen wurden an Juden in Niederwiesen, einem Dorfe des Barons von Hunolstein, verkauft und durch diese weiter herum vertrödelt.

Einst wurde ein Kastenträger, der mit Galanterie-Waaren handelte, zwischen Mörsfeld und Kriegsfeld todt gefunden. Er war aus dem Degenfeldischen, und kam sehr oft in die Gegend um Grehweiler. Man wußte nicht, wie dieser Mann ums Leben gekommen war, begrub ihn dennoch ohne weiteres und sezte, wie

es in der Pfalz Mode ist, ein steinern Kreuz auf den Ort, wo man ihn gefunden hatte. *) Indessen verriethen sich die Thäter selbst, und wurden zu Grehweiler eingezogen. Sie waren von der Bande, und gaben mehrere gräfliche Einwohner an, besonders zwey aus Wendelsheim, die Hauptanführer seyn sollten, oder vielmehr waren. Sie führten bey ihrer Rotte einen Namen, wie er sich für ihr Gewerbe schickte: Greiff=an und Pack=an.

---

*) In katholischen Gegenden erinnert ein Kreuz von der Art die Vorübergehenden an eine Fürbitte zu Gott für den Erschlagenen, im Fall seine Seele im Fegefeuer noch etwas abzubüßen haben sollte. Das Kreuz deutet auf einen Christen: Juden kriegen nichts, denn für die ist die Hölle, woraus man sie nicht losbethen kann; und zur Zeit der Einführung dieses Kreuzzeichens gabs in Deutschland nur Juden und Christen. — Was aber die Zeichen katholischer Vorurtheile in protestantischen Gegenden jezt noch bedeuten sollen! Aber daran sieht man den Schlendrian der Mode, auch bey veränderter Grundlage dieser Mode. So auch darf man in katholischen Gegenden zur Fastenzeit, ohne das Fasten zu brechen, oder vielmehr, um es desto leichter auszuhalten, Bretzel und sowas zur Erfrischung zu sich nehmen. In Halle ist man nicht mehr katholisch, man läßt sich aber die Bretzel in der katholischen Fastenzeit dennoch immerfort noch recht wohl schmecken, auch troz seiner Protestation gegen alles, was katholisch heißt. Der Vortheil des Bäcker=Gewerbes gilt hier mehr, als die Konsequenz im Denken und Handeln, wenn gleich noch so Viele ihrer Gesundheit dadurch Eintrag thun. Sehts Philosophen, so viel gilt Aufklärung, sobald ein Magen= oder Beutel=Interesse dabey ins Spiel kömmt.

Billig hätten diese Spitzbuben und Räuber, die das Grundwohl der Gesellschaft untergruben, gehängt, oder wenigstens in eine Lage versezt werden sollen, worin es ihnen unmöglich geworden wäre, die öffentliche Sicherheit weiterhin zu stöhren: Aber der Herr Graf behandelte sie nach seiner finanziösen Art gelinder, gab sie frank und frey, und konfiscirte blos einen Theil ihres Vermögens, und nahm auf diese infame Art einen offenbaren Antheil an ihrem Rauben, zum Nachtheil der ganzen Gegend.

Die Spitzbuben, hiedurch aufgemuntert, sezten ihre Räuberey jezt ungescheuet fort; und so dringend auch von der kurfürstlichen Regierung zu Manheim wiederholte Erinnerungen zur Ausrottung dieser gefährlichen Bande gemacht wurden, so unterblieb doch die Inquisition; ja, man hatte sogar einen von den Bedienten des Grafen, der dessen Fac= totum war, in Verdacht, daß er mit den Straffenräubern unter einer Decke liege. Genug, der Unfug griff immer weiter, bis endlich die Pfälzer = Regierung, durch ausgeschickte Streifwachen, einige Banditen auffangen und nach Alzey aufs Schloß in Verhaft schleppen ließ. Jezt war man

zu ernsthaftern Maaßregeln aufgefodert, untersuchte also regelmäßig und schärfer, brachte die Eingezogenen zum Geständniß ihrer Diebereyen und Morde, und verdammte sie zum Galgen. Eben diese Strafe wiederfuhr einigen ihres Anhangs zu Kreuznach. Doch gesprengt war dadurch die Hauptbande noch immer nicht ganz; denn der Hauptsitz derselben war in Grehweiler und in andern kleinern Ländchen, deren Beherrscher die höchste Gerichtsbarkeit zwar haben, sie aber wenig ausüben, so fern nämlich die öffentliche Sicherheit es erfodert.

Nur die häufige Auswanderung nach Westindien und nach Spanien in die Sierra Morena verminderte endlich das Gesindel; und erst seit jener Zeit ist man auf den Landstraßen in der Pfalz ziemlich sicher, wenn es gleich, wenigstens zu meiner Zeit noch, nicht ganz an Oertern fehlte, wo die Spitzbuben ohne alle Furcht wohnen durften. Solche Oerter waren damals — jezt hat der Krieg sie vielleicht gereiniget — der Matzenberg und der Kahlenberg: jener im Gebiete des Grafen von Leiningen, dieser in der Herrschaft des Barons von Hunoltstein. Hier wurde Keiner eingeschränkt, er mogte

treiben, was er wollte, sobald er dem gnädigen Herrn seine Abgaben nur entrichtete. That er dieses, dann hatte er freyes Feld, und sein Herr kümmerte sich nichts darum, woher das Geld sein mogte.

Der verstorbene Graf von Heydesheim sprach einst mit dem Grafen von Leiningen über die Schändlichkeit, die er darin zu finden glaube, daß man Leuten, die nichts hätten, und sehr wahrscheinlich von der Stöhrung der öffentlichen Sicherheit lebten, Schutz gebe. Aber der Herr Graf von Leiningen erwiederte: „Mein lieber Herr Vetter, wenn ich keine Spitzbuben auf dem Matzenberg wohnen lasse: wer Teufel wird denn da wohnen wollen? Und wenn keiner da wohnet: wer wird mir einen Heller davon abgeben? Nein, lieber Herr Vetter, ich nehme, wo ich was kriegen kann, und damit Holla!" — Ein artiger Graf!

Viertes Kapitel.

Unsinnige Verschwendung unseres Helden.

Die Vergrößerung, welche Carl Magnus gleich zu Anfange seiner Regierung mit seinem

Hofstaate vernahm, wurde immer höher getrieben, und dadurch die Summe seiner Ausgaben unbeschreiblich vermehrt. Sollte man glauben, daß ein Graf, wie der Unsrige, der nur 60,000 Gulden Einkünfte hatte, einen Marstall von hundert zwanzig Pferden, eine Bande Hofmusikanten, Husaren, Heiducken, ein Marionettenspiel, worauf sechs Personen besoldet wurden, die an zu Zeiten Schön- Schattenspiel auch der Wand machen mußten, Laufer, Mohren und was solcher Leute mehr ist, wie ein großer Fürst unterhielt? Mit den Pferden, deren Einkauf und Unterhalt so viel kostete, war er immer unglücklich, und der Abdecker holte gewöhnlich eins nach dem andern, weil ihn sein Pferde-Jude immer gar arg anführte. Als man ihn dieß bemerken machte, trug er die Besorgung des Pferde-Einkaufs den Juden Salomon und Nathan auf, die ihm zwar recht ausgesuchte lieferten, aber auch so hoch berechneten, daß sie in kurzer Zeit viel vermögende Leute wurden. Wir werden diese Juden noch als Erzbösewichter handeln sehen. Man nimmt es doch nicht übel, wenn ich von unbändigen Thieren auf unbändige Menschen zurückkomme?

Da der Herr Graf Hofkavaliere hielt, so foderte es die Etikette, daß Madame auch Hoffräuleins hielte; und sie hielt sie ansehnlich. Als sie der Entbindung näher kam, mußten ganz natürlich Ammen, Kinderwärterinnen und Mamsellen in Menge herbeygeschafft werden. Unter den Hoffräuleins gab es eine gar possierliche, Namens Rothberg, welche sich allen unverheuratheten Pfarrern in der Runde zur Ehe antragen ließ. Sie glaubte, für ihre große Liebe zum Christenthume schicke sich keine andere Verbindung, als die mit einem Wortdiener Christi. Einem jungen Kandidaten, von zwey und zwanzig Jahren, rieth sie, ja keine Frau zu nehmen, die nicht wenigstens 36 Jahre alt wäre: jüngere nämlich, meynte sie, hätten unreines Fleisch; und von diesem Ausdruck hieß sie in der ganzen Gegend: das unreine Fleisch.*)

*) Nirgends in ganz Deutschland habe ich die Beynamen ärger im Schwunge gefunden, als in der Pfalz: fast jedermann, er sey von welchem Stande er wolle, hat dort einen; selbst Damen. So komisch viele derselben sind, so beleidigend und Ehren-rührerisch sind die meisten. Ich merke dieß nur an wegen der Beyspiele in der Folge. — Woher das komme? Von Wein erhizt, spricht man in einem Weinlande gern über die Schnur der Decenz, und in einem Despotenlande fühlt man, der Hudeley gewöhnt, das Beleidigende darin weniger. Auch was ein

Wo vieles drauf geht, ohne ein angemeßnes Auskommen dazu zu haben, da entstehen Schulden und die Begierde nach Gelde, sowohl um des Mahnens über diese los zu werden, als um jenes fortzusetzen. Dieß Postulat aus dem Leben aller Verschwender lockt Betrüger, und hilft ihr Creditif begründen. Unser Held war ein Verschwender; er war daher auch eine Lockspeise für die genannte Klasse.

Also, einer aus dieser, ein Erzbetrüger, Namens Fuchs, welcher nachher im Würtembergischen gehängt ist, kam ohngefähr 1750 nach Grehweiler, und schwazte unserm Grafen ganz willkommen ein, daß gewisse Berge in seinem Ländchen Erz, Silber und Gold führten, und daß man durch deren Bearbeitung eine soansehnliche Summe gewinnen könnte, daß sie den Ertrag der Kosten zehnmal übersteigen müßte: das Grehweiler-Ländchen sey ein zweytes Peru.

Daß dieses unserm Carl Magnus, der

---

ein fader Witzling unter frohen Freunden scherzweise vorbringt, damit trödelt der Schadenfrohe zum Beschimpfen nachher weiter. In Preußen fühlt man sich schon mehr, und findet die Beynamen höchst nur noch beym Pöbel.

nebst so vielen Schulden so viel Bedürfnisse hätte und so wenig Geld, nicht anders als äusserst angenehm gewesen seyn müsse, glaubt ein jeder. Seine Kasse reichte nie zu, und um nur seinen Kredit nicht ganz sinken zu lassen, durfte er wenigstens mit den Interessen nicht zurückbleiben. Aber schon mußte er, um diese abzutragen, den größten Theil seiner Einkünfte dazu verwenden, zumal für das Kapital von seiner Donna, die von Nachsicht oder Aufschub nichts wissen wollte. Sie genoß zwar alle Pracht und allen Aufwand mit, den ihr Herr Gemahl machte; allein sie verbath es sich, zur Unterhaltung dieses Luxus auch nur das Geringste beyzutragen. Sie hatte den schönen Grundsatz, daß jeder, wer eine Frau heurathe, sie auch ohne ihr Zuthun ernähren müsse, und ihr Alles fein hübsch anschaffen, was seine Hausehre standesmäßig für sie erfodere. Wir werden weiter unten sehen, wie brav diese Dame, die den eben erwähnten Grundsatz ganz in Ehren hielt, sich ihres endlich in die tiefste Noth herabgesunkenen Gemahls angenommen hat, wenn es gleich für sie etwas leichtes gewesen wäre, ihn noch zu retten,

oder ihm wenigstens seinen Aufenthalt im Gefängniß zu erleichtern.

Der Vorschlag des Mosjeh Fuchs wurde angenommen; es fehlte aber noch immer an Vielem, vorzüglich an dem nervus rerum gerundarum, an Gelde, um die Bergwerkssache ernstlich anzugreifen: und so hatte Herr Fuchs Muße, seine liebe lange Zeit mit Projektiren, Saufen und Spielen hinzubringen, Geld dazu hatte er freilich nicht, wie keiner seines Gleichen es hat; aber der Herr Graf war zuvorkommend genug, ihm einiges auf künftige Abrechnung vorzuschießen. Der Graf hätte sich die Folgen dieser Gefälligkeit recht gut ersparen können; aber er gehörte zu denen, welche etwas recht fest glauben, weil sie Ursache haben, es recht sehnlich zu wünschen. Man hatte ihn vor Fuchsen gewarnt; aber wer wäscht einen Mohren weiß! Herr Fuchs nämlich hatte schon einen Pfarrer in der Rheingrafschaft, der den unseligen Einfall gehabt hatte, Gold zu kochen, exemplarisch angeführt; und dieser Pfarrer ermangelte keineswegs, dem Herrn Grafen alles pflichtmäßig zu entdecken. Aber der Graf, von Fuchsens Versprechen

geblendet, hörte nicht — bis endlich sein Herr Fuchs einen falschen Schein von 1000 Gulden auf ihn geschrieben hatte, und ganz im Stillen für gut fand, sich geschwind zu entfernen.

Nun war der Betrüger zwar weg; aber die Idee, aus Bergwerken Geld zu gewinnen, saß dem Grafen noch immer unausrottlich fest. Ein gewisser Haberkorn, ein in jeder mineralogischen Rücksicht erzunwissender Mensch, aber ein Projektfrabrikant von der ersten Größe — seine über allen Glauben große Nase hatte ihm den Beynamen, Schnautzprügel, zugezogen — bekam die Aufsicht über die Bergwerke, welchen es nur noch an dem Anlegen fehlte. Haberkorn ernannte fluchs Obersteiger, Schichtmeister, Knappen und Gott weiß, was alle noch für Helfershelfer, welche dann auch alle richtig besoldet wurden, wenn sie gleich noch nicht das Mindeste zu thun hatten. Endlich fing man wirklich an zu graben, und grub hin und her, bis mehrere fruchtlose Versuche sie alle handgreiflich überzeugten, daß Herr Fuchs sich als Betrüger, Herr Haberkorn als Ignorant, und der Herr Graf, als leichtgläubiger — Verschwender, verächtlich gezeigt habe.

Haberkorn war indeß Bergmeister, und behielt diesen Titel, samt der Besoldung. Im Ländchen hatte er jezt, als Bergmeister, freilich nichts mehr zu schaffen, aber, um seine Tage nicht ganz müßig hinzubringen, fiel der projektvolle Sünder auf den finanziösen Gedanken, Leute in der Ferne von da an eben so zu bedienen, wie vorher seinen Grafen in der Nähe. Er ließ also besonders durch Juden, namentlich durch Salomon, Nathan, Jekuf und Seligmann, ein sehr ergiebiges Bergwerk ausposaunen, wovon nur noch drey bis vier Stämme, oder fünf bis sechs Kuxen zum Ankaufe zu haben wären. Zugleich gab er seinen Unterhändlern die Vollmacht, diese ausposaunten Geldquellen gegen gleich baare Zahlung, das Stück zu 4 — 5 bis 600 Gulden an Kauflustige loszuschlagen.

Da die Patente dieser Leute mit der Unterschrift des Wild- und Rheingräflichen Bergamts ausgestellt und mit dem Bergsiegel bekräftiget waren: so fanden sie Glauben; und viele reiche Leute zu Frankfurt, Mannheim, Strasburg, Maynz, Trier, Kölln und anderwärts kauften die Antheile, und erfuhren erst hinterdrein, daß sie leider nur im Monde zu finden wären. Durch

diesen saubern Kunstgriff schlichen mehrere tausend Gulden nach Grehweiler; und weil hernach, als die Klagen der Betrogenen einliefen, der Graf den Haberkorn nicht zur Strafe zog, sondern ihn noch gar zum Kammerrath ernannte: so scheint es wohl, daß man ganz richtig folgern könne: der Herr Graf habe an dieser sehr reellen Einnahme selbst Antheil genommen.

Endlich kam auch Bruder Ludwig aus dem Felde mit einer Pension, die seinem Posten angemessen war. Er war, wie ich bereits erwähnt habe, ein guter Soldat, und verdiente mit Recht, was man ihn an Besoldung genießen ließ. Auch war er weit humaner und artiger als sein Herr Bruder, und er würde seine Lebenszeit vielleicht mit Ehren benuzt und geendiget haben, wenn er nicht endlich auf die Tollheit verfallen wäre, seinem Bruder nachzuahmen, und wenn er bey dieser Schwindeley nie einen gewissen Herrn Braun gekannt hätte, von welchem bald mehr folgen wird.

Graf Ludwig hatte an den gräflichen Domänen allerdings Antheil, aber sie waren von seinem Bruder versezt und verpfändet. Dieser machte sich also gleich anheischig, ihm alles zu

liefern, was sein tägliches Auskommen erfodere, und dieß so reichlich, daß seine jährliche Pension aus Frankreich, welche 800 Laubthaler betrug, ganz für seine besondern Ausgaben bleiben sollte. Graf Ludwig war dieses zufrieden; aber da auch er allerley Gesindel mitbrachte, welches ernährt und gekleidet werden mußte: so hatte der arme Carl Magnus zu seinen ohnehin schon überstarken Ausgaben einen fürchterlichen Zuwuchs.

Unter den Beamten des Grafen, deren meiste bald als erzschlechte Menschen erscheinen werden, waren damals nur zwey redliche Männer: der Hofrath Lautz und der Archivrath Dautel. Dieser war unwidersprechlich der gelehrteste Jurist in der ganzen Gegend, aber ein höchst seltsamer Mann. Er war ein gebohrner Strasburger und ein Enkel des berühmten Rechtsgelehrten Johann Schilter. Da er sich, von Jugend auf, dem Studium der Rechte gewidmet hatte, auch Doctor darin geworden war: so hätte er gern Professor der Rechtsgelehrsamkeit zu Strasburg werden mögen. Weil er aber mit der Sprache nicht recht vorankonnte: so war er schon zufrieden, einen Posten in einem Archive

zu finden, wobey mehr zu schreiben als zu reden war. In seiner Kleidung trug er sich so schlicht und recht, wie man sich im Jahre 1701 getragen hat; aber eben darum war er an dem glänzenden Hofe unseres Rheingrafen gar nicht angesehen. Mit Beynamen nannte man ihn den Kreuzbauer, und dieß, weil er eine Perücke mit drey Zöpfen trug, die damals Kreuzbauern hießen.

Hofrath Lautz war ein ganz vortreflicher Mann, ehemals Kammer-Advocat zu Wetzlar. Dieser Mann both alles auf, um den Grafen von seinen übertriebenen Ausgaben zurückzuhalten, und foderte endlich seinen Abschied, als er sah, daß sein Herr seinen pflichtvergeßnen Rathgebern mehr Gehör gab, als ihm. Jeder Höfling freute sich darüber, denn vor ihm fürchteten sich alle: aber der Graf, der auch, als verdorbener Mensch, die Rechtschaffenheit und das Verdienst dieses angesehenen und berühmten Mannes schätzen mußte, both ihm, um ihn nicht zu verlieren, eine Erhöhung seines Gehaltes. Lautz verbath dieß, verließ den Hof und privatisirte eine Zeitlang, bis man ihn als Syndikus nach Frankfurt am Main berief, wo er

auch nicht lange hernach gestorben ist. — Auch dieser brave Mann hatte, wegen seines ehelosen Lebens, den Beynamen Kapaun.

Bisher war es am Grehweiler Hofe, wie meine Leser dieß gewiß nicht mehr bezweifeln, bunt genug zugegangen; aber daß es nicht noch weit bunter zuging, das war das Verdienst der Herren Lautz und Dautel. Diese wenigstens bothen alles auf, daß die Gerechtigkeitspflege, so gut und viel sie konnten, aufrecht erhalten werden sollte, wenn sie gleich oft mit Unwillen sehen mußten, wie unmöglich man es ihnen machte, alle Abwege hierin zu verhüten. Kaum aber war Lautz abgezogen, so war der Unterschied zwischen Recht und Unrecht wie vertilgt, und selbst die kurfürstliche Rechtsbude zu Mannheim konnte sich in keiner verdammlichern Lage befinden, als die gräfliche zu Grehweiler: *) denn hier galt von der Zeit an weiter

*) Damit die Herren Pfälzer über diesen Queerblick nicht ihre Nase rümpfen mögen, bitte ich sie, die Aktenstücke nachzusehen, welche in Schlözers Briefwechsel vom Jahr 1780 vorkommen. Ich weiß zwar recht gut, daß Herr Graf von Oberndorf — den man den Erzmogul nannte, um ihn von Hn. Koch zu Alzey, welcher der große Mogul hieß zu unterscheiden. — sich wegen eben jener Stücke bey der Regierung zu Hannover beschwert hat; aber



nichts, als der Wille und das Interesse des Grafen und seiner Lieblinge und Räthe.

Diesem alles um- und niederreißenden Strohme war Lautzens Nachfolger nicht gewachsen. Er hieß Kremer, und war unläugbar ein geschickter und rechtschaffner Mann; allein ein Mann, der die Ruhe und den Frieden liebte, und Vater von eilf Kindern war; der also schon um dieser willen weit nachgiebiger an sich halten mußte, als Lautz, der weder Frau noch Kinder hatte. Und von dieser Seite läßt es sich wohl nicht bezweifeln, daß das Heurathen entmanne: denn entmannt, wenigstens moralisch, war der neue Hofrath gewiß, und er zog sich den Schimpfnamen, Maulaffe, blos dadurch zu, daß er zu Allem, was der Graf und dessen Favoriten vortrugen, schwieg, mit aufgesperrtem Munde dastand, ihnen gelassen zuhörte,

---

die damaligen Herren zu Hannover dachten nicht, wie die Herren in der Pfalz, wo jeder Vornehme, eben weil er vornehm war, immer Recht hatte, — wie jezt selbst in Hannover Hr. Pitt gegen Hn. von Berlepsch, — und foderten seine Excellenz auf, den Beweis zu führen, daß die Berichte in Schlözers Briefwechsel nicht wahr seyen. Allein der Herr Minister war dazu nicht im Stande, und so blieb die Sache, wie sie damals war, schändlich am Pranger hängen, und mein Queerblick schießt eben darum hier auch nicht vorbey. —



und, wenn er gefragt wurde, weiter nichts sagte, als: „Ja, ja: da haben Sie ganz recht!" Ich werde in der Folge noch Manches anführen, welches Hofrath Kremer billig hätte sollen hindern oder verhüten. Uebrigens war er ein Bruder des pfälzischen Ehegerichts-Raths Kremer, der das Leben des Kurfürsten Friedrichs des Siegreichen, so gründlich gelehrt, aber äusserst langweilig beschrieben hat. *)

Fünftes Kapitel.

Der Herr Oberschulz Häfner, und dessen Bübereyen.

Schlechte Herren haben gewöhnlich schlechte Diener, und wo man diese antrifft, da sezt man jene voraus, oder man hält sie für Menschen, die für Sittlichkeit und Ordnung wenig Ein-

*) Dieser Kremer, der Ehegerichtsrath, welcher kinderlos zu Mannheim lebte, lag von früh bis in die Nacht entweder im Archiv oder in der Bibliothek, korrespondirte fleißig mit dem Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek, und sammelte sogar von Rom aus Beyträge zur Pfälzischen Geschichte, die er dereinst schreiben wollte. Der Tod kam ihm hiebey zuvor, und was er an Handschriften, Urkunden, Nachrichten und Berichtigungen hinterließ, kaufte der Kurfürst von der Pfalz; und nun liegt es auf deßen Bibliothek, indecoro pulvere sordidum, den Mäusen und Motten zur Nahrung.

sicht und Achtung haben. Das Sprichwort: Gleich sucht sich, gleich findt sich, ist der Erfahrungsgrundsatz, wonach man hier sein Urtheil abmißt; und es ist selten, daß man hierin getäuscht wird. Unser Carl Magnus war ohne Widerrede ein sehr schlechter Herr; und so würde es ein Wunder gewesen seyn, wenn der größte Theil seiner hohen und niedern Dienerschaft anders gewesen wäre, wenigstens im Durchschnitt und auf die Dauer. Sie war aber größtentheils, wie er, wie die Folge es lehren wird; und der erste schlechte Beamte von denen, die er im Dienste hatte, war der recht arge Bube — Benedict Häfner.

Die Jugendgeschichte dieses erzfatalen Mannes gehört nicht hieher. Seine Ekelnamen waren: mala Vulpes, Rothius, Nebukadnezar, und Marlene. Die beyden ersten legte man ihm bey, weil er ein rothköpfiger Schurke war: den dritten hatte er von seinem Hunde gleiches Namens, und den vierten von einem liederlichen Mädchen, das Magdalene hieß, und durch ihn Mutter ward. Das einzige Gute, das ich an ihm rühmen kann, war: Er schrieb eine gute Hand, und rechnete

fertig; und dieß machte, daß ihn der Schaffner Schutz, zu Johann bey Alzey, als Schreiber in Dienst nahm.

Damit man sich einen Begriff von den pfälzischen Schaffnern machen könne, muß man wissen, daß die geistlichen Güter in der Pfalz von einem gewissen Corpus verwaltet werden, welches sich zu Heidelberg aufhält und die Administration genannt wird. Dieses Corpus zwackt die Kirchen abscheulich, und dieser Umstand nöthiget dessen Glieder, die Unterverwalter oder die Schaffner zu schonen, und mit ihnen, wie man spricht, in Ein Horn zu blasen. Sie haben also mit den Kirchengütern frey schalten und walten, stehen sich ohnehin sehr hoch, und sind auf ihrem Posten, troz ihrer Betrügerey, ganz sicher. Ich wüßte kein Beyspiel, daß irgend einer seines Amtes entsezt wäre. In ihren Häusern geht es auf einen hohen Fuß, so daß der Pfälzer, um einen Menschen, dem es recht wohl geht, anzuzeigen, sagt: Er lebt, wie ein Schaffner.

Sonst sind es größtentheils elende Wichte: denn welcher ehrliche, einsichtige Mann würde 5, 6 und mehrere tausend Gulden hingeben, um das Privilegium zu erkaufen, die Kirchen

zu betrügen und betrügen zu helfen! Ob man sie aber gleich samt und sonders für böse Buben hält, so besucht sie doch jederman, freilich nur wegen ihres guten Tisches, und wegen ihrer reichen Töchter. Auch bekömmt jeder Schaffner jedes Mädchen zur Frau weit eher, als ein Geheimrath oder ein Oberamtmann. Doch wer mehr hievon wissen will, der lese das Buch meines verstorbenen Freundes, Hundel, über den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirchen in der Pfalz. Leipzig, bey Reich, 1779.

Häfner fand bey dem Schaffner Schutz recht sein Element: denn dieser war ein Erzdummkopf; und so konnte der ränkevolle Häfner beginnen, was er wollte. Er erwarb sich auch bald ein hübsches Sümmchen, und nicht lange, so erschien er ausstaffiert wie ein Kavalier, ob er gleich zerlumpt und zerfezt hingekommen war. Diese Erscheinung fiel auf, und Häfner der Schlaukopf, merkte, daß er sich eine Stütze schaffen müßte, um sich in seinem Posten zu erhalten. Hiezu wählte er Folgendes.

Sein Schaffner hielt sich eine Schusterstochter zur Mätresse unter dem Namen einer Haushälterin, und war ihr ergeben, inniger als

mancher Mann seiner Frau. Häfner schmeichelte sich bey dieser ein, und versprach ihr die Ehe, sobald sein Herr nichts dawider haben würde. Um diesen für seine Absicht zu gewinnen, sagte er ihm in vollem Ernste zu, daß, wenn er in sein Vorhaben willige, er es sich zur heiligen Pflicht machen wolle, ihn nie zu verlassen. Dieß war dem Schaffner willkommen: denn nun, dachte er, könnte er sein Wesen mit der Frau Häfnern ungestört fortsetzen, ohne eben einen Bastartfall fürchten zu müssen. Häfner erhielt also die Schusterstochter, und der wachsame Leumund der dortigen Gegend nannte sie, von der Zeit an, die Pechfärzerin, auch von einem Schustermesser die Kneipe. Frau Häfnern blieb auch wirklich die Mätresse des Schäffners nach wie vor, betrog aber diesen, wie ihren Mann, recht, wie man sagt, nach Noten. Was ihr Mann ihr erlaubt hatte für seinen Herrn Schaffner, das erlaubte sie sich — nach eben dem Leisten — für Mehrere. Warum hatte der gewinnsüchtige Bube ihr den Nebenweg selbst offen gelassen! Es heißt auch hier, und vorzüglich hier:

Laesa pudicitia est? deperit illa semel.

Dit Delikatesse eines Weibes ist wirklich eine sehr zarte Blume, und sie welkt um so eher, je weniger der Mann selbst sie schonet.

Während dieser Lage der Dinge, kam Carl Magnus einst nach Johann, und sprach bey dem Schaffner Schutz ein als Gast. Hier sah er den gepuzten Schreiber Häfner, und dessen Ehehälfte, und empfand beym ersten Anblick gegen diese so ein Etwas, das er gegen seine Jeannette nicht zu empfinden gewohnt war. Schutz erzählte dem Grafen, so nach seiner Art, recht viel von der Geschicklichkeit seines Häfners: der Graf hörte das an und lobte es, fand aber, daß Madam Häfner, wie nämlich sie sich seinen lauschenden Blicken zu zeigen wußte, ihm wohl noch behaglicher dienen könnte. Er bath also den Herrn Häfner, er mögte ihn besuchen, und trug ihm, als er es that, das Amt eines Oberfeldmessers an, mit einer recht guten Besoldung. Häfner nahm dieß Anerbieten an, und auf diese Art kam der Schaffner Schulz um seinen Schreiber, aber auch um seine Schreiberin, die von da an Geheimschreiberin unseres Grafen ward.

Schutz,

Schutz, um diesen Verlust zu ersetzen, legte sich eine andere Schusterstochter aus Alzey zu, der man wegen ihrer niedlichen Gestalt den Beynamen gab — das Püppchen. Sie überlebte ihren Schaffner, und heurathete nachher den Alzeyer Perückenmacher Ackermann, verfiel aber nicht lange darauf in eine Art von Wahnsinn, und machte in diesem verwirrten Zustande ihren Mann des Nachts im Schlafe zum Combabus ganz und gar. Der arme Mann brachte ein halbes Jahr mit der Heilung zu, und nachdem der Chirurgus Ernst diese glücklich vollendet hatte, vergaß er den Verlust seiner Mannheit, nahm seine Frau geduldig wieder zu sich, und beyde lebten von da an in aller Keuschheit. Diese Castrationsgeschichte war damals das alltägliche Thema in jeder Gesellschaft weit und breit.

Schutz selbst starb 1773, und wurde am Palmsonntage begraben. Den Gründonnerstag darauf sprengten einige Juden in der Gegend aus: der Schaffner Schutz sey nicht mehr im Grabe: man mögte nur nachsehen: die Nacht zuvor habe ihn der Teufel herausgeholt: sie wären gerade vorbeygegangen, und hätten es mit

ihren eignen Augen gesehen. — Gleich war nichts gewisser als dieß; und wer konnte es den Pfälzern auch nur verdenken, daß sie glaubten: der Teufel habe einen ihrer Schaffner aus dem Grabe geholt! Berichten doch recht gravitätische Historienschreiber das auch von dem Gnostischen Ketzer Valentinus und von Papst Sylvester, dem Zweyten! Genug, nichts war gewisser als die Aussage der Juden, und dieß solange, bis der junge Schutz, der seinem Vater im Amte gefolgt war, die Juden verklagte, und, um seine und seines Vaters Ehre zu retten, vom Gerichte foderte: es mögte das Grab öffnen lassen. Er erhielt dieß, aber nur mit großer Mühe: und nun fand man wohl noch den Schaffner, aber nichts von dem gewöhnlichen Leichenputz.

Freilich stuzte man, und man würde weiterhin doch als gewiß behauptet haben: der Teufel hätte den Schaffner wenigstens entkleidet, wenn nicht durch einen Zufall der wahre Teufel oder der Thäter wäre entdeckt worden. Es war ein armer Schornsteinfeger-Geselle aus Kirchheim, den das Bedürfniß eines Hemdes zu dieser Schauerthat vermogt hatte; und, während er

sie vornahm, waren die Juden vorbeygegangen und hatten ihn eben so in Angst gesezt, als er sie. Man würde ihn häßlich bestraft haben, wenn er nicht frühe genug die Flucht ergriffen hätte. Dieß zur Abwechselung: jezt wieder zu unsrer nobeln Sippschaft!

Der Schreiber Häfner war nun, wie man weiß, Oberfeldmesser der Grafschaft geworden, und bald hernach ward er gar Oberschulz zu Wendelsheim, wo ihm der Graf noch obendrein das dortige große Gut zur Verwaltung auftrug. Der Graf nämlich fand für gut, den Häfner zu entfernen, um die Gräfin es nicht merken zu lassen, daß blos fremdartiges Schürzenverdienst ihn so liberal gegen einen Verdienst=losen, schlechten Menschen gemacht habe. Das erwähnte Gut war, um dieß im Vorbeygehen mitanzumerken, eben das Gut, welches der berüchtigte Schlappohr ehemals in Pacht gehabt hat, und worauf er jezt noch — wie man in der Pfalz glaubt — spucken geht, in Gesellschaft des Murhkalbs. Man findet dieß im ersten Bande meiner Lebensgeschichte.

Zu Wendelsheim war zu der Zeit ein junger Mensch angestellt, Namens Freiensleben,

der in der Tonkunst stark war, sonst aber den Pickelhäring spielte und, so zu sagen, den Hofnarren des Grafen machte. Er war ein gebohrner Strasburger, und sollte dereinst Organist in Grehweiler werden, wenn nämlich der damalige Organist entweder abgehen oder sterben würde. Man gab ihn für ein uneheliches Kind eines deutschen Fürsten aus. Dieser Tausendkünstler fand die Frau Oberschulzen nach seinem Geschmack, und sie ihn nach ihrem: Aber die Sache wurde verrathen, und Freiensleben mußte stehendes Fußes aufpacken. Sein Ekelname war Dickschwanz, denn er trug einen sehr dicken Haarzopf.

In der Gemarkung zu Wendelsheim waren damals die Aecker von sehr ungleichem Maaße: einige bestanden aus 120, andere aus 130, 140 und mehreren Quadratruthen. Um diese Ungleichheit einzugleichen, maß der Oberschulz die ganze Gemarkung von neuem, setzte die Zahl der Quadratruthen auf den Morgen zu 130, und behielt bey dieser finanziösen Messung viel Feldes übrig. Dieß erklärte er für res nullius, und nahm es für den Grafen in Besitz. Das war auf jeden Fall eine neue Art zu acqui-

riren, die aber dem Grafen gar nicht missfiel. Häfner erhielt die Aufsicht über die neue Erwerbung, und sein voriges Gut wurde einem Andern in Pacht gegeben, doch unter seinem Vorstand. Um ihm eine hübsche Wohnung einzuräumen, ließ der Graf ein schönes Gebäude zu Wendelsheim für ihn aufbauen, wozu die Bauern die Frohndienste leisten mußten, aber das Frohngeld doch auch noch bezahlen, was sonst wegfiel, sobald sie die Frohndienste selbst verrichteten.

Häfner ging in seiner Ungerechtigkeit immer weiter. So rieth er dem Grafen, eine Ziegelscheune in Wendelsheim anzulegen, wegen der vielen Vortheile, die sie seiner Kammer verschaffen würde. Was Geld bringen sollte, ergriff Carl Magnus mit beyden Händen, daher auch diesen Vorschlag. Man schritt zur Ausführung, und das Grundstück, worauf die Ziegeley zu stehen kam, wurde dem Bauer, Augustin Schwab, abgenommen. Schwab schrie über gewaltsamen Eingriff in sein Eigenthum, und foderte dieses entweder zurück, oder wenigstens Ersatz; aber vergebens. Er erhielt weiter nichts, als die Ant-

wort: daß der Graf das Grundstück besser benutzen könnte, als er: Er hätte es ja nur blos zu Rüben- und Kartoffel-Gruben gebraucht; und dazu fände er Platz genug in seinem Garten: Man wollte ihm ganz wohlmeynend rathen, sich bey diesem Bescheid zu beruhigen; sonst würde man die Mittel bald finden, ihn zur Ruhe zu verweisen. —

Freilich räsonnirte damals die ganze Gegend über die höchst ungerechte Art, Güter zu erwerben, und Prachtgebäude aufzuführen und Ziegelscheunen anzulegen: man beschuldigte den Grafen laut einer räuberischen Art, den ruhigen Besitzstand zu stöhren und als Landesherr das Eigenthum seiner Unterthanen der Sicherheit zu entziehen. Allein wer vermogte zu helfen! Kein Bauer durfte es wagen, um Hülfe gegen ihren Tyrannen höhern Orts anzusuchen. Man kennt in der Pfalz den Gang der Justiz zu Wetzlar, Regensburg und Wien! Man rühme unsere deutsche Reichsverfassung, wie hoch man kann: es ist Dunst! Sie ist ein Spinngewebe, das die Mücken zum Aussaugen für die Kreuz- und Stern-Spinnen fest hält, aber die Hornisse aristokratisch durch-

brechen läßt, und sumsen und sausen nach Belieben. —

Die Güter waren erworben; Häfners Palast war fertig, und der Graf fand, wenn er nach Wendelsheim kam, ein Quartier, worin er sich unscheniert amüsiren konnte, so hoch und tief er wollte. Er kam auch richtig fast alle Wochen, und Häfner wußte zu leben und machte ihm Platz unter dem Vorgeben von Geschäften außerhalb des Hauses. Die Gräfin erfuhr endlich, troz der Entfernung, doch so etwas von der hübschen Wirthschaft zu Wendelsheim; aber der Graf half sich anfänglich durch Ausreden, und spielte zulezt den Großen — Abderitisch-sultanisch. Häfner wußte freilich auch um die geheime Absicht der öftern hochgräflichen Besuche; aber sein Interesse machte ihn tolerant, und der Verworfene entschädigte sich in den Armen der Großdirnen und der Bauerweiber.

Die Bauern wußten indessen nicht so zu leben, wie er, und diese Unwissenheit zog ihm manche unsanfte Erinnerung zu, vorzüglich einst unter der derben Faust von Heinrich Lahr, den man gemeinhin den rothen Förger nannte. Häf-

ner hatte dieses Mannes Weib mit Gewalt zu seinem Willen zwingen wollen; aber sie verstand das unrecht, schrie um Hülfe, und Lahr sprang hinzu und half, und der Herr Oberschulz konnte seine wunden Lenden kaum noch schleppen.

Was er hier mit der Haut bezahlte, bezahlte er anderwärts mit dem Beutel. So verworfen er war, und so richtig man aus seinen Handlungen folgern konnte, daß auch nicht ein Fünkchen von menschlichem Gefühl in ihm noch lodere: so schien er es doch zu arg zu finden, daß man ihn als den Vater zu einem Kinde von einer gemeinen Sumpfnymphe öffentlich nennen sollte. Vielleicht schämte er sich nur hier der Folge eines Geschmacks, der bis zum Abscheu unbändig und viehisch war. Als daher ein Fall von der erwähnten Art eintrat, gab er Geld über Geld, um einen faden Bauerkerl dahin zu bringen, daß er die Vaterschaft für ihn annahm. Eben dieser Fall war es, der ihm den Beynamen Marlene zuzog, und der das Pfälzer Publikum über seine geprellte Vorsicht schimpfen und lachen machte.

Aber alles das witzigte den rohen Wüstling nicht im mindesten. Noch kurz zuvor, ehe er

aus Furcht vor der kaiserlichen Commission sein Heil in der Flucht suchte, hatte er eine seiner Mägde entjungfert. Und Vorfälle dieser Art rührten seine theure Ehehälfte so unbegreiflich wenig, daß sie die Unverschämtheit haben konnte, sich öffentlich darüber lustig zu machen. Vielleicht aber wählte sie dieß als Mittel, dem größern Schimpfe durch einen kleinern, wie sie ihn sich dachte, zuvorzukommen. Doch sie war die Mätresse eines Grafen, durch dessen Höhe sie sich über alle Niedrigkeit erhaben dünkte!

So gar erfuhr man durch sie, — ohne Zweifel, um sich der Gräflichkeit lauterer rühmen zu können, — daß ihr Herr Gemahl dem Grafen sein Ehrenwort habe geben müssen, daß er auf alle Bettgemeinschaft mit ihr verzichten wolle. Dieß indeß war wohl nur ein Kunstgriff, den hochgräflichen Gaumen vor den Stacheln der Eifersucht zu sichern! Ein Menschthier, wie Häfner es war, daß so einer das habe achten sollen, was sein Nebenbuhler selbst nicht achtete — credat Iudaeus apella!

Sechstes Kapitel.

Herr Braun und Herr Rohard.

Was Häfner für Carl Magnus war, war Herr Braun und Herr Rohard für Grafen Ludwig. Braun stand ehedem als Bedienter bey Stanislaus Lascynsky, Könige von Polen und Schwiegervater Ludwigs XV, zur Zeit, als Stanislaus zu Lünevilie in Lotharingen residirte. Der unruhige Bursche, der weiter nichts als die Kochkunst gelernt hatte, konnte an dem Hofe dieses rechtschaffenen Fürsten, dessen Andenken ewig in Segen bleiben wird, nicht lange stallen, und ging mit dem englischen Ebentheurer Baltimore auf Reisen, durchkreuzte mit ihm Europa, Asien, Afrika, und Amerika, überwarf sich mit dem Lord, trat in holländische Kriegsdienste, ward Sergeant, lief mit den Werbegeldern davon, flüchtete nach Frankreich, traf dort den Grafen Ludwig noch in Diensten, und ward dessen Koch. Als Koch konnte er ihn zu Grehweiler recht gut entbehren, denn er hatte den Tisch bey seinem Bruder; aber er behielt ihn, und dieß wegen der

jungen hübschen Frau, die Braun dort genommen hatte. Um ihn noch besser zu versorgen, und sich seines Bleibens dadurch noch fester zu versichern, beredete er seinen Bruder, daß er in dem weitläufigen Gebäude, das Herr Häfner zu Wendelsheim bewohnte, eine Wirthschaft anlegen und sie seinem Braun übergeben mögte. Dieß geschah, und nun war Herr Braun Gastwirth zum Engel in Wendelsheim. Sein Beyname hieß Löffel.

Herr Rohard war gleichfalls ein Ebentheurer, der in verschiedenen Armeen als Soldat gedient hatte, und endlich als Kammerdiener in des Grafen Ludwigs Dienste genommen wurde. Er und Braun waren ganz die Leute, wie Graf Ludwig sie brauchte.

Einst witterten beyde einen Vorrath von Wein in Ingelheim aus, der für 6000 Gulden zu haben sein sollte. Der Besitzer war erbötig, ihn zu creditiren, wenn man ihm nur Sicherheit zur Genüge stellen würde. Graf Ludwig hatte, wie sein Bruder, immer Geld nöthig, und seine Pension von Frankreich wollte durchaus nirgends zureichen. Seine Unterhändler sahen sich also genöthiget, ihre Zuflucht

zum Borgen zu nehmen. Das Borgen, im Wege Rechtens, ging nicht immer von Statten: denn hinlängliche Sicherheit konnten sie überall nicht stellen. Da aber der gute Wirth vorsichtig ist, und sein Geld nicht aufs Gerathewohl hingiebt: so mußten sie speculiren, wo und wie sie Geld erschleichen könnten.

Den Wein in Ingelheim wollten sie zu einer Speculation von dieser Art benutzen. Sie reiseten also hin, Braun als Hofrath des regierenden Grafen, und Rohard als dessen Secretär. Beyde waren nichts weniger, als das, wofür sie sich ausgaben. Der Wirth zu Ingelheim hatte den Wein; sie kehrten also bey diesem ein, und eröffneten die Unterhandlung unter dem Vorgeben: daß sie Befehl hätten, im Namen ihres Herrn, des regierenden Grafen, für dessen Bruder auf den Wein gut zu sagen. Der Wirth der keinen Betrug vermuthete, war schon froh, daß die Herren die Sicherungs-Akte der Stelle entwerfen wollten. Sie sezten auf sich, aber während sie entwarfen, tritt der Jude Mayer aus Bockenheim in die Stube, und kannte die Herren.

Er trat näher, und grüßte sie mit den Worten: Guen Dak, Herr Braun! Guen Dak, Herr Rohard! — Der Wirth zieht den Mayer auf die Seite, und bittet ihn, daß er Respect gegen die Herren haben wolle. — Ja, doch, sagt Mayer, das eß ja Herr Braun, und der da — eß ja Herr Rohard! — Kann seyn, erwiedert der Wirth; aber der Eine ist Hofrath, und der Andere ist Sekretär. — Na, mei Seel, fährt Mayer mit Lächeln fort, Herr Braun eß å Wert wie Er: es eß der Engelwert von Wendsheim; und das da — eß der Kammerdiener vom Graf Lutz.

Wirth? Kammerdiener? ruft der Wirth: ey, so hole sie der Geyer! Ja ja, nun merk' ich, worauf es angelegt war! Wissen sie was, meine Herren? Den Augenblick zur Thür hinaus, oder ich mache Ihnen Füße! —

Braun und Rohard fanden nicht für gut, noch zu verweilen, und zogen beschämt ab, rächten sich aber hernach auf gut schurkisch an dem Juden Mayer, indem sie ihn der Theilnahme mit einem falschen Geldmünzer beschuldigten, und ihn auf mehrere Monate nach Grehweiler ins Loch spazieren machten. Er

war ohne Vermögen, sonst hätten sie sich an diesem gerieben.

Ein Vormund zu Flörschheim ließ bekannt machen, daß er 4000 Gulden Pupillengelder auf sichere Hypothek verleihen wolle. Braun reisete hin und negocirte das Geld im Namen der Wendelsheimer Gemeinde. Er hinterließ dem Vormund eine Verschreibung des großen Gemeinwaldes, in welcher aber das Siegel und die Namen des Schulzen und der Vorsteher alle falsch waren: und die Pupillen waren geprellt.

Graf Lutz wollte einst von dem Kaufmann Achenbach zu Kreuznach Geld erheben lassen. Braun nöthigte unter allerley Vorspiegelungen einige Bauern zur Unterschrift. Diese sahen hernach den Betrug ein und weigerten die Zahlung. Der Betrug war erweislich, und Graf Lutz hatte das Geld verschwendet. Achenbach hatte anfänglich Schwierigkeit, zum Ersatz zu gelangen: aber Achenbach versprach dem regierenden Grafen ein ansehnliches Präsent nebst den Interessen; und flugs wurden die Bauern gezwungen, das Kapital nebst den Interessen abzutragen.

Braun war einst in Geschäften nach Darmstadt geritten, und sein Geld war alle. Er schickte also seinen Kerl, den Benz aus Wendelsheim, mit seinem Pferde nach Stockstadt, um es da gegen jeden Preis zu verhandeln. Der Wirth Bechtel in Stockstadt, welcher den unterhandelnden Schurken nicht kannte, kaufte das Pferd, und ritt es einige Tage darauf nach Darmstadt, wo Herr Braun es sofort, als sein entführtes Eigenthum, vindicirte. Braun hatte absichtlich auf alles Acht geben lassen, und Bechtel mußte nur froh seyn, daß er nicht noch obendrein bestraft wurde. Diese Spitzbüberey blieb lange unbekannt, bis endlich Benz selbst sie entdeckte. Aber Bechtel blieb doch betrogen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Prellereyen und falsche Schuldverschreibungen erzählen wollte, welche Baun und Rohard im Namen des Grafen Ludwigs betrieben haben. Aber man hat schon Federn genug, um die Buben als Raub- und Galgenvögel daran zu erkennen.

Der Oberschulz Häfner kam anfänglich mit Herrn Braun gut zu rechte. Da sie aber

in einem Hause wohnten, so mußten allerhand unangenehme Bagatellen nach und nach vorfallen. Diese wurden dadurch noch vermehrt, daß ihre Weiber, alle beyde, gräfliche Mätressen waren, deren eine immer mehr seyn wollte, als die andere. Bey beyden Weibern wurden wöchentlich einige Assembleen gehalten, wo sich die Erzklatschen des Dorfes Wendelsheim einstellten, und den Namen manches Mannes und manches Weibes jämmerlich zerfleischten. Die Oberschulzen war etwas stolz und geizig; daher war die Zusammenkunft bey ihr nie so zahlreich, als bey der Frau Braunen, welche immer reichlich auftischte, und, als eine Bauerstochter, auch weniger Hochmuth merken ließ.

Braun sah natürlich aus, wie der Eckſteinbauer in der französischen Karte (Valet de carreau); und darum wird in jener Gegend diese Karte noch immer der Herr Braun genannt.

So viel Graf Ludwig seinem Braun auch schenkte, und soviel dieser durch allerhand Schurkerey auch noch verdiente, so wollte doch nichts bey ihm erklecken. Ja, endlich, als der Graf stürzte, befand er sich in der höchsten Armuth, und mußte selbst bey jenen betteln gehen,

hen, welche er vordem um das Ihrige betrogen hatte. Von seinen tollen Possen und seiner Reise nach der Lausitz will ich unten reden, wenn ich von des Grafen Ludwigs komischer Vermählung handeln werde.

Rohard verließ seinen Herrn, sobald dieser nichts mehr zu geben hatte, nahm eine Frau, und errichtete einen Pfennigskram, wobey er vielleicht wohl noch lebet.

Siebentes Kapitel.

Die Landkasse. Rheingräfliche Weinschenken.

Man weiß schon, die Gräfin Jeannette war von dem Umgange des Grafen mit der Oberschulzen Häfner unterrichtet. So sehr daher der Graf sich auch bemühte, seiner Gemahlin allen Argwohn darüber auszureden, so sehr mußte der Oberschulze dennoch immer auf seiner Hut seyn, und fürchten. Er war gestürzt, sobald die Eifersucht auf die Gräfin stärker gewirkt hätte, als der Geiz. Alsdann both sie dem Grafen ein neues ansehnliches Kapital; und Häfner war verloren, wenn sie, um ihre Nebenbuhle-

rin glimpflich zu entfernen, es sich als Preis ihrer Gefälligkeit erbethen hätte, den Oberschulzen seinem Posten zu entsetzen. Um diesem vorzubeugen, mußte er auf Mittel sinnen, ihrem Geize eine Nahrung vorzulegen, die ihre Eifersucht unwirksam machen und ihn vor den Folgen derselben sichern konnte.

Ein Mann, wie Häfner, der nichts achtete, sobald sein Vortheil es erheischte, brachte dieß Mittel in kurzem aufs Reine. Er fand es in den Umständen der Zeit, und war, wie er die Gräfin kannte, im voraus versichert, daß er durch dessen Anwendung ein Verdienst um sie erwerben würde, das ihm ihre Gunst zugleich verbürgte. Die Gräfin nämlich war um einige Kapitale betrogen worden, welche sie im Auslande verliehen gehabt hatte. Sie klagte ihm dieß, und, so vorbereitet er war, schlug er ihr vor, zur Verhütung ähnlicher Fälle für die Zukunft, alle ihre Kapitale im Auslande aufzukündigen, und sie im Lande des gebietenden Herrn Gemahls selbst anzulegen. Zu diesem Behufe, rieth er weiter, mögte man eine eigne Kasse errichten, welche unter hoher Genehmigung des Herrn Grafen eine Landkasse heißen könnte.

Er allenfalls wäre ohnmaßgelblich erböthig, dieser Kasse als Curator vorzustehen.

Jeder Landesherr, fuhr er fort, wäre über die Gesetze erhaben; und so wären der Herr Graf nicht verbunden, sich nach der Interesse-Ordnung zu richten, und könnten so viel Procente fodern, als es beliebte. Für die Sicherheit ließe sich dadurch sorgen, daß man nur denen borgte, welche liegende Gründe zum Pfande hätten. Aber gesezt auch, die Aecker und Häuser der Borgenden wären als Hypothek schon verschrieben: das könnte der Landkasse keinen Eintrag thun, sobald ein Gesetz sie über jede andere Schuldfoderung erhöbe. Andere Schuldner müßten alsdann im Falle eines Concurses nachstehen; und die Landkasse bliebe gesichert.

Dieses teuflische Project gefiel der Gräfin, und, ohne daß jemand das mindeste davon erfuhr, wurden die Zinsen auf zwölf Procent festgesezt, troz dem Verbothe, nicht mehr als fünfe nach dem Reichsgesetz zu fodern. Von diesen zwölf Procenten sollten 6 der Gräfin, 4 dem Grafen, und 2 dem Administrator, dem Erzschurken Häfner, zufallen.

Die Gräfin lieferte gleich ansehnliche Summen, und der Graf ließ bekannt machen: Daß er aus Landesväterlicher Huld — Wie man doch die schönsten Benennungen so schändlich misbraucht! — weiterhin nicht gestatten könnte, daß die Einwohner seiner Grafschaft, welche Grundstücke besäßen, ferner noch Geld darauf im Auslande aufnähmen. Er habe daher mit dem Gelde seiner Gemalin, der gnädigen Landesmutter, eine Landkasse errichtet, woraus jedem nach Umständen gegeben werden sollte, soviel er nöthig hätte.

In der weitern Ankündigung erwähnte man auch nicht das geringste von den zwölf Procenten, sondern man sprach nur überhaupt von leidlichen Zinsen. Zu zwölf Procent hätte sich gewiß keiner verstanden, der Vermögen und guten Willen genug gehabt hätte, das Geborgte dereinst ehrlich zu erstatten: und dann würde der Zulauf zu der Landkasse nie so stark geworden seyn, als er nach deren Eröffnung es geworden ist.

Den Bauern in der Grafschaft war das gräfliche Anerbiethen sehr willkommen. Die Entstehung der Landkasse fiel gerade in das Jahr nach dem siebenjährigen Kriege, und damals

hatten viele Geld nöthig. Andere suchten Kapitale, um neue Grundstücke anzukaufen, oder ergiebige Projecte auszuführen; kurz, der Landkasse fehlte es nicht an Zuspruch, und die Gräfin mußte bald neue Summen hergeben. Der Oberschulz-Häfner, um noch mehr Kunden anzulocken, versicherte die Leute, daß man das Geld nimmermehr zurückfodern würde, wenn sie die Interessen nur gehörig abtrügen. Auch war er so klug, daß er selbst all sein baares Geld in die Kasse hineinlegte, und hatte den Vortheil, daß er die zwölf Procente davon allein einsteckte. Als Oberkassirer hatte er ja dem Grafen nichts abzugeben; und was konnte dieser von dem jedesmaligen Bestande wissen!

Man posaunte die landesväterliche Huld der Grchweilerischen Regierung weit und breit aus, und es gab Viele, die allen Ländern solche wohlthätige Kassen wünschen wollten. Freilich, wenn die gräfliche Regierung nur geringe Zinsen gefodert und die Kapitalien hernach nicht auf eine drückende Art eingetrieben hätte: alsdann hätte die Landkasse allerdings nützlich werden können. Aber man hätte dann auch nicht offenbaren Verschwendern und jungen unmündigen Burschen

Geld leihen müssen! Wie schädlich sie jezt dem Grehweiler Ländchen geworden sey, werden wir aus den Folgen der damaligen Einrichtung der Landkasse sehen.

Johann Wolf, Wasenmeister zu Wendelsheim, hatte den Wasen, oder das Recht, das verreckte Vieh in der Grafschaft abzuhäuten und die Häute zu seinem Nutzen zu verwenden. Er besaß außerdem ein artiges Gut und ein hübsches Haus. Aber da er mit seiner Schwester Haus hielt, indem er unverehlicht war, auch das Weinglas ein wenig stark liebte und obendrein fleißigen Antheil an Bergwerken und Lotterien nahm: so sah er sich endlich genöthigt, Geld aufzunehmen, und gerieth an die Landkasse, von der er sich 1800 Gulden geben ließ.

Wolf kam nach Verlauf des ersten Jahres, die Interessen abzutragen, nach dem gewöhnlichen Fuße, nämlich zu fünf fürs Hundert, und und hatte die 90 Gulden dazu in Bereitschaft. Aber, lieber Wolf, sagte der Oberschulz, ich weiß noch wirklich nicht, wie hoch die Interessen laufen werden: mich dünkt, es wird wohl etwas mehr betragen. Aber das thut ja nichts! Behalte er fürs erste das Geld noch immer. —

Wolf ließ sich das nicht zweymal sagen, und strich sein Geld wieder ein. Apropo, fuhr der Oberschulz fort, will Er vielleicht noch mehr? Wolf ließ sich auch das gefallen, und nimmt noch 400 Gulden. Eben dieß wünschte Häfner.

Es verläuft noch ein Jahr: Wolf hatte Unglück gehabt, und geht zum Oberschulzen, und bittet um Nachsicht wegen der Interessen. Thut nichts, lieber Wolf, erwiedert der Oberschulz: Er wird ja schon bezahlen! Jezt laß er mich: ich habe gar viel zu thun. — Wer war froher als Wolf! Das Jahr verging wieder: Wolf meldete sich nicht, und der Oberschulz ruhete — ruhete sogar noch zwey Jahre. Auf einmal, ehe Wolf es vermuthete, wurde ihm der Befehl zugeschickt, die Interessen an die Landkasse abzutragen, und das binnen vierzehn Tagen; man müsse Rechnung thun. Wolf kam nicht: denn nun war man mit den Interessen zu zwölf Procent vorgerückt, und foderte diesemnach 1008 Gulden nur an Interesse, und kündigte zugleich das Kapital auf, unter dem Vorgeben: daß man einem so liederlichen

Schuldner — der aber Wolf längst gewesen war — nicht mehr borgen mögte.

Wolf konnte sich durchaus nicht helfen, und nun wurde der Kammerrath Schad, von dem ich bald mehr anbringen werde, hingeschickt, die Sache ins Reine zu bringen. Dieß Geschäfte war bald abgethan. Wolfs Wasen wurde an den Scharfrichter Busch zu Alzey verkauft, und sein Gut, nebst dem Hause, fiel der Landkasse zu, und wurde zu den herrschaftlichen Gütern eingezogen. Wolf war schon alt, so wie seine Schwester, und mußte von da an betteln gehen.

Als er hernach einmal einen krepirten Hund abgehäutet hatte, verklagte ihn sein Nachfolger, der Busch von Alzey, wegen eines Eingriffs in sein Handwerk, und Wolf, dem man nichts mehr nehmen konnte, kam auf vier Tage nach Grehweiler ins Block, das heißt, seine Füße wurden zwischen zwey Hölzern von beträchtlicher Größe und Schwere eingepreßt; und so mußte er vier Tage und vier Nächte darin liegen: eine Quaal, wogegen das Krummliegen bey den Soldaten nur ein Kinderspiel seyn soll.

Wolf ist sehr alt geworden, und hat das ganze Land unter dem Namen des alten Schind-Hannes als Bettler und als Denkmal des Despotismus durchstrichen. Als er starb, machte ein Rheingräflicher Dichterling folgendes Epigramm auf ihn:

Grabschrift des alten Schind-Hannes.

Ich war ein armer, alter Schinder,
Und doch im Schinden viel gelinder,
Als wie der Kamm-Rath Schad,
Der mich, den Schinder selbst, geschunden hat.
Ich schund nur todtes Vieh und meist krepirte Hunde,
Indeß der Kamm-Rath Schad lebend'ge Menschen schunde.

Das Epigramm ist zwar im Ausdruck holprich und unedel; doch fehlt es ihm nicht an beißendem Witz, und ich wünschte, daß jeder von des Kammerrath Schads Gelichter mit dergleichen Epigrammen, als wohlverdientem Brandmark heimgesucht würde.

Georg Eckel, sonst Mäuer-Hangery genannt, ein fleißiger und geschickter Mauer-

meister zu Wendelsheim, hatte lange Zeit sein Handwerk getrieben und sich wie ein braver Mann genährt. Endlich ging ein Bauergut auf, welches der vorige Besitzer sehr versäumt hatte; und Eckel bekam den unseligen Einfall, dieses Gut anzukaufen und die Kelle mit dem Grabscheid zu vertauschen. Aber es mußte baar Geld gleich dafür da seyn, und Eckeln fehlten 1500 Gulden an der Kaufsumme. Er ging also zum Oberschulzen, und dieser schoß ihm das Geld sogleich aus der Landkasse vor.

Eckel verkaufte sein bisheriges Haus und zog auf das Gut. Aber er verstand die Oekonomie nicht so, wie seine Profession. Dann starb seine Frau; und seine noch nicht erzogenen Kinder konnten ihm nicht helfen: er mußte also mit lauter fremden Leuten wirthschaften, und diese betrogen ihn, wo sie konnten: und so ging es mit ihm den Krebsgang. Auch dieser entrichtete seine 180 Gulden Interessen, nach dem zwölf Procent=Fuß jährlich nicht richtig. Endlich foderte man die Interessen mit dem Kapital zugleich. Der Kammerrath Schad erhielt auch hier die Commission, und Eckel wurde von Haus und Hof gejagt, und das Gut wurde ei=

nem Andern käuflich übergeben. Jezt war Eckel im eigentlichen Verstande ein Bettler. Sein Sohn lebt noch und ist Schulmeister zu Eichloch. *)

In allen Oertern der Rheingrafschaft sind nicht blos ein oder zwey Einwohner, nein, Viele — Viele sind durch die verdammte Landkasse zu armen Leuten und Bettlern geworden. Ich würde meine Leser nur ermüden, wenn ich mehr individuelle Nachrichten von den bösen Folgen dieser Landesväterlicher Spitzbüberey liefern wollte. Die Leute nannten die Kasse endlich die Landkatze, und, um ihre Wirkung zu bezeichnen, sagten sie: Die Katze spauzt, die Katze krazt, beißt, stiehlt und reißt Alles an sich. — Zulezt, nachdem kein Mensch mehr Geld daraus nehmen wollte, zog die Rheingräfin und deren Gemahl, welche wenigstens 100,000 Gulden von ihren Unterthanen auf die unverantwortlichste, grausamste Art gezogen

*) Damals wanderten aus jenen Gegenden — zur Schande der Fürsten — Viele aus, und gingen nach Rußland, wo man ihnen in Kasan und Astrachan Wohnsitze anwies. Eckel wollte auch hin, aber sein Versuch dazu schlug fehl. Er fing also sein Handwerk wieder an, und erholte sich.

hatten, die ganze Sache ein. Auch Häfner hatte dabey sein Schäfchen nicht übel geschoren. Und woher das alles! —

Zu den schönen, finanziösen Anstalten, wozu der Oberschulze Häfner den Grafen weiter bewogen hat, gehört auch das Monopolium mit dem Weinschenken. Vorher war dieses den Gemeinden überlassen gewesen, und die Abgaben, welche der Weinschenker entrichtete, wurden zu gemeinen Unkosten verwendet. Der Oberschulze beredete den Grafen, diesen Artikel forthin für sich zu benutzen, und, nachdem er ihm alle Vortheile, welche aus solchen Wirthschaften entspringen könnten, hergerechnet hatte, ließ der Graf in allen Ortschaften seines Gebiets herrschaftliche Schenken anlegen, und alle andere verbiethen.

Die gräflichen Wirthe erhielten den Wein, der elend und schlecht war und doch hoch zu stehen kam, vom Grafen. Dabey durften sie auch Musikanten halten; und, wenn eine Schlägerey ausbrach, oder sonst eine Unordnung vorfiel: so wurde das nicht geachtet. Es hieß: wenn man Leute, die sich in herrschaftlichem Wein berauschten, und hernach Stänkereyen anfingen,

strafen wollte: so würden die Gäste bald ausbleiben. Da nun auf diese Art in den Schenken des Grafen alles erlaubt war, so zog sich bald alles Gesindel dahin, und Sonntags wenigstens war es gar nicht rathsam, in eine Rheingräfliche Kneipe einzukehren. So ist es auch geblieben bis auf die Ankunft der kaiserlichen Commissäre, welche dann das Monopol der Schenken wieder aufhoben, den Unordnungen aber ihren Lauf ungehindert ließen. Eben aus dieser Ursache trifft man in der Rheingrafschaft die ärgsten Säufer und Stänker der ganzen Pfalz an.

Achtes Kapitel.

Der Herr Breckenfeld und der Herr Arnoldi.

Diese beyden abgefeimten Schurken muß ich auch beschreiben. Wenn ich hier gleich anmerke, daß das Grehweiler Publikum den Erstern mit dem Eckelnamen Verreck=im=Feld beehrte, so erwartet man schon nicht viel Gutes. Er war aus dem Hannöverischen, und hatte ein häßliches Weib, welches Taback schmauchte,

troz einem Musketier. Er hatte nicht studiert und war ein verdorbener Ladendiener. Nachdem er viele tolle Streiche verübt und sich von einem Orte zum andern herumgetrieben hatte, kam er endlich, Gott weiß, wie, nach Rödelheim bey Frankfurt am Main in die Dienste des Grafen von Solms. Dieser Graf war ein reicher, aber äußerst geiziger Herr, ein wahrer Jude von der filzigsten Art. Er verlieh sein Geld zu sechs Procent; und, um einen Hasen einzukaufen, konnte er eine halbe Stunde schachern. Sein Verfahren gegen seinen Bruder und dessen Kinder ist so häßlich, daß es erzählt zu werden verdiente; aber hier ist der Ort nicht.

Die Hofjuden unsers Carl Magnus, Salomon und Nathan, waren mit dem Grafen von Solms, der ihr Ebenbild war, bekannt, und nahmen von daher Gelegenheit, eine Anleihe für ihren Herrn bey ihm auszumitteln. Der Graf von Solms wollte sich zu einem Credit von 50,000 Gulden, die sie für ihren Herrn suchten, durchaus nicht verstehen, bis man ihm hinlängliche Sicherheit gestellt hätte: und in dieser Absicht schickte er den Breckenfeld nach Grehweiler, wo er die Hypothek,

die man ihm stellen würde, untersuchen sollte. Breckenfeld kam dahin, fand aber, wie man spricht, faule Fische in der Brühe: denn man hatte einen Wald zwischen Bockenheim und Wönsheim als Hypothek verschrieben, folglich eine Strecke, wo noch nie eine Staude gestanden war, geschweige denn ein Hochstamm, und noch weniger ein Wald. Spitzbübereyen von dieser Art waren am Grehweiler Hofe nicht selten, wie die Fortsetzung dieser Geschichte zeigen wird.

Breckenfeld mußte daher gestempelt werden, und er würde es: der Graf Carl Magnus versprach ihm das Amt eines Rentmeisters, nebst einer ansehnlichen Besoldung. Die Hypothek des im Monde existirenden Waldes wurde also als richtig anerkannt, und der Graf von Solms gab die 50,000 Gulden darauf her, wenn gleich auf ächt jüdisch, ich meyne, er gab mitunter 20,000 Gulden in bösen Kreuzern, Bairischen halben Gulden und anderm Gelde, wobey viel verloren ging. Indeß was nimmt man nicht in der Noth!

Breckenfeld hatte jezt sein Schurken-Brod verdient, und verließ herzlich gern ei-



nen Hof, wo alles so knauserig eingerichtet war, wie an dem zu Rödelheim bey dem Grafen von Solms. Das Schloßgebäude fiel zusammen, kein Kutschpferd, kein Reitpferd war da, Jahr ein Jahr aus aß man geräuchert Fleisch, Kartoffeln, Möhren, und solches. Man zog zwar wälsche Hüner und Kapphähne, aber man verkaufte sie nach Frankfurt. Der Graf selbst spuchte in den Küchen, Kellern und Ställen herum. Kurz, es ging an dem Rödelheimer Hofe so abgemessen knapp zu, daß Breckenfeld diesen Hof schnell verließ, um an einen unendlich glänzendern zu ziehen, an den zu Grehweiler.

Ein Pendant von diesem Breckenfeld war Arnoldi. Die frühere Geschichte dieses Wichtes ist mir nicht ganz bekannt, und ich kann von ihm, in dieser Rücksicht, weiter nichts sagen, als daß er durch Breckenfeld nach Grehweiler hinkam. Er hatte keine Frau, und man nannte ihn, wegen seiner kleinen Gestalt, das Popelmännchen. Er erhielt am Grehweiler Hofe die Stelle eines Kammersekretärs: und nun hatten zwey Spitzbuben die Besorgung der gräflichen Finanzen in den Klauen. Arnoldi

noldi soll indeß, selbst nach dem Zeugniß von Männern, welche ihn, als einen Buben, haßten und verachteten, gar nicht ungeschickt gewesen seyn. Aber die Geschicklichkeit ist an einem Bösewichte nur noch gefährlicher!

Im Lande konspirirten alle drey — Häfner, Breckenfeld und Arnoldi — mit dem Kammerrath Schad, die Finanzen des Grafen möglichst zu erhöhen und sich nebenher zu bereichern, und dieß auf Kosten der Unterthanen, die in Grund und Boden jämmerlich ruinirt wurden. Jeder von ihnen hatte gleich teuflische Projekte, und es läßt sich schwer bestimmen, wer von dieser Quaternität die erste oder die lezte Person seyn mogte, sobald von Planen und Ausübung der Spitzbüberey die Rede ist. Wenn ich nicht fürchten müßte, die Geduld meiner Leser zu erschöpfen, so könnte ich Stückchen anführen, die bis zum Verfluchen darthun, wie diese Erzbösewichter die armen unglücklichen Unterthanen bis aufs Blut geneckt, und zu mehr denn zu Hunderten an den Bettelstab gebracht haben. Ich will nur Einige davon ausheben, die freilich, weil sie in einem kleinen Lande vorfielen, kein solches Aufsehen erregt

haben, als die es erregen, welche in größern Ländern vorgehen. Der politische Beobachter wird indeß genug Stoff zum Denken darin antreffen und dann sie würdigen, wie sie es verdienen. Der Favorite eines Grafen oder sonstigen Sultans im Kleinen, kann freilich nicht so große oder dumme Streiche anzetteln, als der Favorite eines Sultans im Großen; aber eben so stark kann er Schurke seyn als dieser und wohl mitunter noch ärger. Gott sieht das Herz an, sagt einer von den Edelsten; und der Weise macht es nicht anders.

Ehemals kauften die Unterthanen des Grafen, der selbst kein Salzwerk hatte, ihr Salz im Auslande, aber gutes und wohlfeiles in der Nähe, nämlich zu Creuznach. Breckenfeld und Arnoldi zwangen nachher die Unterthanen, es in Mainz zu holen, also auch im Auslande, aber schlechtes und theures. Die Mainzer Salzniederlage hatte ihnen versprochen, alles Salz, was etwan der Graf und sein ganzer Troß bis zu den Hofjuden herab, brauchen würde, frey nach Grehweiler zu liefern, sobald sie es bewirken würden, daß alle Grehweiler ihr Salz in Mainz holen müßten. Sie bewirkten es, wenn gleich

zur größten Last der Unterthanen. Denn nur einige wenige Rheingräfliche Dörfer sind näher bey Mainz als bey Creuznach; die andern haben neun, zehn und mehr Stunden dahin; mußten also weit mehr abreißen und versäumen, auch mehr zahlen, und hatten weit schlechteres Salz, als sie in der Nähe zu Creuznach hätten haben können. Auch diese Verfügung wurde hernach durch die kaiserliche Commission aufgehoben.

Schon von alten Zeiten her bestand das Gesetz, daß jeder Gutsbesitzer jährlich eine gewisse Anzahl Sperlingsköpfe liefern mußte, und das aus dem guten Grunde, damit diese Vögel, welche da herum den Gärten und Weinbergen so sehr schaden, verringert werden mögten. Die Kammer zu Grehweiler verordnete, daß man forthin keine Sperlingsköpfe mehr liefern sollte, wohl aber statt deren eine gewisse Abgabe an Geld entrichten.

Ein artiges Ding war es auch mit der Lotterie zu Grehweiler und mit dem Waisenhause, welche beyde der Graf auf Anstiften des Breckenfeld und des Arnoldi anlegte.

Waisenhäuser sind überhaupt Anstalten, wovon der Sachkundige nichts halten kann, wenigstens nicht viel, und das aus dem guten Grunde, weil darin von den Directoren und Administratoren mancher Betrug gespielt, und die einer solchen Anstalt anvertraute Jugend größtentheils verdorben wird. Sogar das Waisenhaus zu Halle, wenns gleich vor allen andern unleugbare Vorzüge hat, giebt Beweise zu dieser Behauptung. Dem ohngeachtet legte Carl Magnus ein Waisenhaus in Grehweiler an, und um einen Fond dazu zu verschaffen, ließ er im ganzen Lande Collecten sammeln, und schickte, Jahr für Jahr, ein paarmal einige Waisenkinder mit dem Waisenvater herum schnurren, ich meyne, betteln. Sie hielten eben so, wie die Kapuziner, Franziskaner und Eremiten, ihre Termine. Sie kamen regelmäßig nach Eyern, nach Butter, nach Kraut und Rüben, nach Getraide, nach Hülsenfrüchte, nach Fleisch, nach Federvieh und nach Wein. Da ihrer nur wenige waren, so brachten sie immer mehr zusammen, als sie brauchten, und dieser Ueberschuß wurde dann hingebracht, wo ihn die Herren wollten.

Für die Bekleidung der Waisenkinder wurden anfänglich in jeder Kirche Collecten gesammelt; nachdem aber diese nach und nach magerer ausfielen, indem man die Unterschleife der Herren witterte: so wurde auf die Rauchfänge eine neue Steuer gelegt; zum Beßten des Waisenhauses. Als die Kaiserliche Commission eintrat, hörte zwar das Waisenhaus auf, und sodann auch die Termine; aber die Auflage auf die Rauchfänge — zum Beßten des Waisenhauses — blieb! Der Kammerrath Haberkorn, von welchem oben gesprochen ist, war Oberwaisenvater. Wer bedenkt, daß eben dieser Haberkorn ein Erzbube war, wird folgendes Stückchen nicht unglaublich finden.

Ein Müller, dessen Frau kurz vorher gestorben war, und der seinen Bruder unversöhnlich haßte, ihm folglich die Vormundschaft über seine Kinder nicht anvertrauen wollte, foderte auf dem Todesbette, in Beyseyn des Kammerraths Schad, daß seine Kinder im Waisenhause zu Grehweiler erzogen werden sollten. Es gab Leute, welche behaupteten, daß Schad, welcher den lezten Willen des Müllers hatte aufsetzen müssen, diese Verordnung eingeschoben hätte. Ge-

nug, die Kinder kamen ins Waisenhaus, und Haberkorn, Schabs College, erhielt die Aufsicht über ihr Vermögen. Endlich gieng das Waisenhaus ein, und die Müllerskinder verloren 5000 Gulden! —

Um auch eine Feuerkasse zu haben, taxirten die abgefeimten Buben alle Gebäude im ganzen Lande, und sezten ein gewisses Procent fest, welches die Besitzer jährlich an den Rentemeister Breckenfeld entrichten mußten. Einige Jahre darauf entstanden einige Feuersbrünste, und da die, welche sie erlitten hatten, die Beysteuer foderten, hatte die Feuerkasse kein Geld, und die Leute blieben ohne Hülfe. Auch dieser anomalische Erwerb für die Finanzen — ging durch die Kaiserliche Commission unter.

Die Einrichtung der Lotterie zu Grehweiler war noch bübischer. Lotterien sind überhaupt ein betrügerischer Lockvogel, um dumme, träge und gewinnsüchtige Leute um ihr Geld zu bringen, und sollten eben darum in einem wohleingerichteten Staate durchaus nicht gestattet werden. Sie werden aber aller Orten gestattet, weil man sie nicht aller Orten abschafft. Selbst der König von Preußen läßt

die Lotterie zu Berlin, und verbietet bey schwerer Strafe, nur nicht in fremde zu setzen. Aber er hat recht und kann ohne großen Verlust vor der Hand nicht anders. Würde er die berlinische Lotterie ganz abschaffen, ohne daß ein Reichsgesetz sie überall aufs strengste verböthe: so würden viele Tausende jährlich den ausländischen Lotteriebuden zufliegen, und dann würden die wohlthätigen Nebenzwecke der Berlinischen vereitelt worden. Die Sucht, in die Lotterie zu setzen, die freilich durch deren Bestehen unterhalten wird, ist selbst im Preußischen auch noch so unsinnig groß, daß man Leute, welche ihr ganzes Vermögen darin verlottert haben, doch noch sieht den geringen Verdienst ihres Erwerbes zu den Einsammlern dieser Trugbuden hintragen. Freilich, Jeder will ohne Mühe Reich werden, um bequem und glänzend leben zu können; und so lange diese Begierde durch das Beyspiel der verzehrenden Klasse unter der ernährenden erhalten wird, ist der Sturz der Lotterien noch nicht zu hoffen.

Der Graf von Grehweiler wurde von seinen Finanziers, Breckenfeld, Schad und Ar-

noldi, überzeugt, daß eine Lotterie ein hübsches Mittel sey, Geld ohne Zwang einzusammeln. Es mogte auch ein und anderer von ihnen nicht gemeine Kenntnisse von solchen honetten Arten, den Leuten das Geld abzuluchsen, besitzen. Vielleicht hatte selbst einer von ihrer Klicke sonst einem solchen Glückshafen vorgestanden. Kurz, es wurde ein plausibler Plan abgedruckt, und Loose ausgeboten. Eine Menge Juden mußte herum wandern, die Loose zu vertrödeln, aber es fehlte an Absatz. Man traute dem Grehweiler Hofe wenig oder nichts mehr zu; und dann ist der schachernden Lotterietrödler in der Pfalz kein Ende. Da kommen Einige mit Loosen aus der Lotterie zu Mannheim, Mainz, Carlsruhe, Kölln, Trier, Neuwied, Braunfels, Frankfurt, Würzburg, Ravenstein, und was weiß ich, zu welcher nicht noch mehr!

Die öffentliche Polizey in der Pfalz ist, leider, so schlecht, daß man nicht nur jedem erlaubt, sein Geld hinzuwerfen, wohin er will, sondern auch jedem gestattet, die Unterthanen in der unseligen Lottosucht durch die Verbreitung verführerischer Plane und dergleichen noch zu be=

stärken. Der verstorbene Pfarrer May, zu Eberstadt bey Darmstadt, hielt einst eine vortreffliche Predigt über die Lotteriesucht und deren nachtheilige Folgen, und ließ die Predigt, um mehr Nutzen damit zu stiften, drucken: allein man nahm ihm dieß zu Darmstadt gewaltig übel, wie wenn er den Vortheil des Hofes verrathen hätte, indem er dessen Unterthanen über den ihrigen belehrte.

In der Rheingrafschaft verfuhr man anders. Anfangs stellte man es jedem frey, Loose zu nehmen oder nicht; hernach aber, als man merkte, daß die Leute nicht recht wollten, wurden sie dazu gezwungen; und es versteht sich von selbst, daß nur Wenige gewannen. Es war ja eine Anstalt zum Vortheil des Landesherrn, und nicht der Unterthanen! Es konnte daher nicht ausbleiben: die Leute verwünschten die Lotterie, und nannten sie den Sch—ßhafen, wenn man sie ihnen gleich als einen Glückshafen ankündigen ließ. Man muß nämlich wissen, daß die Pfarrer der Rheingrafschaft die Lotterie jedesmal von den Kanzeln verkündigen und dem Volke als eine sehr heilsame, wohlthätige Einrichtung

empfehlen mußten. — Wozu doch die Kanzel nicht alles benuzt wird! *)

Neuntes Kapitel.

Schöne Raritäten.

Der unsinnige, übermäßige Aufwand, den Carl Magnus und sein Hof machte, und der täglich vermehrt wurde, um, wie man fälschlich glaubte, den Credit durch Luxus zu erhalten, kostete weit mehr, als das Land und alle Finanzoperationen seiner spitzbübischen Unterhändler aufzubringen im Stande waren. Man wollte schlechterdings die erste Rolle in jener Gegend spielen, und kannte keine edlere Art,

*) Was in der Rheingrafschaft auf hohen Befehl für die Lotterie geschah, das geschieht anderwärts auf hohen Befehl für dogmatische Schulfragen. Aber wie man in der Rheingrafschaft die Demonstrationen der Pfarrer für die Lotterie verachtete und aus der Kirche blieb, so verachtet man anderwärts die Demonstrationen für die Erbsünde, Erlösung durch Christi Blut, Dreyeinigkeit u. s. w., und bleibt zu Hause, und liest ein vernünftiges Buch, um die anbefohlnen, unvernünftigen Salbaderenen nicht, gleich dem Pöbel, mit anhören zu müssen. — Und dann frägt man noch, woher heutzutage der Kaltsinn gegen Prediger und Predigten entstehe, und spricht wohl gar eben darum von Verfall der Religion.

sich auszuzeichnen, als Verschwendung. Die Gräfin Jeannette hatte so lange Geld hergegeben, als man ihr Sicherheit stellen konnte; sobald aber diese wegfiel, so hörte auch sie auf, und sie that recht daran. Ihr Gemahl würde in kurzer Zeit auch mit ihrem Vermögen ganz aufs Reine gekommen seyn; und dann war das Loos ihrer Töchter erbärmlich, wie selbst ihr eignes.

Man mußte also andere Quellen aufsuchen, um Geld herbeyzuschaffen, das ist, man mußte neue Schulden machen, aber nur da, wo noch Credit zu erwarten war — außer Landes. Ich habe schon oben berichtet, daß Carl Magnus bey dem Grafen von Solms 50,000 Gulden erborgt habe. Eine eben so starke Summe wurde in Mannheim bey dem kurfürstlichen Lehnpropst, dem Freyherrn von Kunzmann, aufgenommen.

Dieser Lehnpropst war ein kleines, durchaus verwachsenes buckliches Männchen, dabey geizig, listig und durchtrieben. Da er diejenigen Güter zu besorgen hatte, welche in der Pfalz kurfürstliche Lehen sind: so durfte keins davon verkauft werden, ohne daß er eine Summe dar-

an verdient hätte. Bey der Kurfürstin stand er überaus gut; und wer bey dieser gut stand, der konnte machen, was er wollte. Das so erworbene Geld hat dem Kunzmann aber wenig geholfen: denn da er es allemal auf sehr hohe Zinsen hingab, die kein solider Mann annimmt: so wurde er stattlich angeführt, und kam oft um Kapital und Zinsen. Der liederliche Breck hat ihm auf diese Art 10,000 Gulden abgeborgt, von denen er nie das Mindeste zurückbekam. Und nicht besser ging es ihm mit den 50,000 Gulden für Carl Magnus. Seine List und Durchtriebenheit unterlag hier seinem Geize.

Um auch den Mannheimer Stadtdirektor Gowin um eine Summe anzuführen, wurde Herr Breckenfeld dahin gesandt. Gowin ist noch der Inhalt der lustigen Gespräche in Mannheim wegen seiner außerordentlichen Albernheit, und der daher entstandenen lächerlichen Streiche. Ich will nur einen davon anführen.

Einst wollte er, der Stadtdiener sollte hinten auf seinem Wagen stehen, wenn er aufs Rathhaus fahren würde. Dieser hatte eben keine Lust, den Bedienten des Direktors zu machen, und ging neben dem Wagen an. Er

brauchte auch nicht stark zu gehen, um mit dem Wagen fortzukommen: denn Gowin hatte ein Korpus, troz dem dickleibigsten preußischen Feldwebel, und fuhr also, sowohl wegen seiner Korpulenz, als aus Geiz, damit die Räder und das Geschirre nicht leiden mögten, stäts, wie man eine Leiche fährt. Endlich wurde er inne, daß der Stadtdiener nicht hinten aufstand, und sprach zu ihm also:

Stadtdirektor: Aber Mensch, hab' ich ihm nicht befohlen, hinten aufzustehen, wenn ich aufs Rathhaus fahren würde? Warum gehorcht er nicht?

Stadtdiener: Aber wie fahren Sie denn auch, Herr Direktor? Das geht ja, als wollten sie mit Extrapost zur Hölle fahren: Die Pflästersteine geben Feuer, und ich kann das fürchterliche Schütteln nicht mehr aushalten.

Stadtdirektor: So? — He da, Kutscher!

Kutscher: Was befehlen Sie, Herr Direktor?

Stadtdirektor: Hab' ich dir nicht gesagt, du solltest gemach fahren, und du fährst wie der Oberjägermeister Haack? Sag' Kerl,

habe ich meine Gäule und mein Geschirr gestoh=
len?

Kutscher: Ei, mein Gott, Herr Direk=
tor, ich fahre ja so langsam, als wenn ich ein
Fuder Mist führe!

Stadtdirektor: Aber der Stadtdiener da
sagt ja, du führest wie ein Extrapostillion.

Kutscher: Sie müssens ja doch selbst wis=
sen, Herr Direktor, wie ich fahre: Sie sitzen
ja im Wagen!

Stadtdirektor: Dummkopf! Eben weil
ich im Wagen sitze, wie kann ich da wissen,
ob du schnell oder langsam fährst? Seh' ichs
denn? —

So dumm Gowin war, so geizig war er,
und unmöglich konnte man etwas von ihm er=
langen, wenn man seinem Geize nicht erst ein
Opfer brachte, oder wenigstens aus der Ferne
zeigte. Breckenfeld wußte, daß Gowin
ein Gut in Sobernheim hatte, welches er für
12,000 Gulden verkaufen wollte, aber nicht an=
brachte, weil es zu hoch geschäzt war. Bre=
ckenfeld machte sich bey Gowin zu thun,
und leitete unter andern das Gespräch, wie von
ohngefähr, auf das Gut zu Sobernheim. Das

meynte er, sey so ein Gut für seines Grafen Bruder, den Lutz. Es ließe sich auch einiges dabey verdienen: Graf Lutz sey schenerös!

Gowin: Eh bien, machen Sie, Herr Rentemeister, daß wir Handels eins werden: ich werde erkenntlich seyn.

Breckenfeld: das wollte ich wohl, Herr Direktor, allein das Geld fehlt jezt zu Greh-weiler; und der Graf Lutz würde sich nie entschließen, ein Gut auf Kredit zu kaufen: das ist ein Herr von Ordnung. Wüßten wir nur, wer dem regierenden Herrn, soviel als das Gut beträgt, auf sichere Hypothek, wie es sich versteht, vorstrecken wollte: dann ließe sich die Sache machen. Der regierende Herr muß an den Grafen Lutz wohl noch zweymal soviel auszahlen; und, wie ich gehört habe, soll das bald geschehen. Riskiren thäte also der nichts!

Gowin: Je nun, wenn die Hypothek richtig wäre. —

Breckenfeld: Vollkommen richtig! Sie würde gestellt werden auf ein Gut von vortreflichen Aeckern, vielen Weinbergen, ergiebigen Wiesen und starkem Gehölze.

Gowin: Gut, gut, Herr Rentemeister! Besorgen sie nur die Hypothek; und ich bin im Stande und schieße das Geld dem regierenden Grafen allenfalls selbst vor: aber daß ich es ja bald richtig wieder bekomme!

Breckenfeld: Versteht sich, Herr Direktor, und gewiß noch mehr, als der Kaufpreis austrägt: denn, wie gesagt, Graf Lutz ist scheuerbs.

Gowin: Und ich, Herr Rentemeister, werde es nicht minder seyn. Machen Sie aber nur bald! —

Breckenfeld nahm Abschied, und besorgte zu Grehweiler die Hypothek auf ein Gut, wie er es beschrieben hatte, nur mit dem Unterschiede, daß es nirgends zu finden war, reisete dann nach Mannheim, legte dem Direktor die Hypothek vor, nebst der Vollmacht, im Namen seines Herrn mit dem Herrn Direktor über das Gut zu unterhandeln, jedoch auf Ratifikation des Grafen Ludwigs. Gowin unterhandelte, fand die Hypothek richtig, und gab das Geld her in der Voraussetzung, daß es in einigen Tagen in seinen Kasten zurückrollen würde. Aber Graf Ludwig ratificirte den Handel nicht; und

und so war Gowin geprellt; wenigstens mußte er hernach der allgemeinen Concurs-Masse beytreten. Gott weiß nun, ob und wann seine Enkeln diese Summe dereinst erhalten werden!

Was die Unterhändler unsers Carl Magnus trieben, trieb er zuweilen selbst. Einst zu Frankfurt besuchte er früh Morgens den reichen Materialisten Leonhardi, und bath um Vorschuß von 1000 Dukaten auf einen Wechsel. Er wollte den Abend zuvor unglücklich gespielt haben, und seine Schuld, Ehrenthalben, gern gleich abtragen. Leonhardin gefiel der ansehnliche Abzug, den der Graf ihm zum voraus erlauben wollte, und war bereit, ihm zu dienen. Der Graf empfiehlt sich und giebt vor, er wolle zu Hause, und dort den Wechsel in Ordnung bringen lassen. — Leonhardi sollte nicht wissen, ob der Herr Graf, oder jemand anders den Wechsel unterschrieben hätte. — Nicht lange so erscheint ein Bedienter, und dankt dem Leonhardi für seine Bereitwilligkeit, dem Grafen mit dem Gelde auszuhelfen, indem der Mitspieler sich gedulden wolle, bis sein Herr die verspielte Summe ihm von Grehweiler aus besor-

gen könne. — Dieß sollte den Leonhardi sicher machen. —

Leonhardi bedauerte den Verlust des Abzugs, aber auf kurze Zeit nur: denn schon nach Tische erschien der Bediente wieder, unter dem Vorgeben: der Mitspieler habe so eben zum Erstaunen selbst verloren, und wünsche daher sein Geld vom Grafen noch zu Frankfurt in Empfang zu nehmen: sein Herr Graf sey also genöthiget, den Herrn Leonhardi um die angesprochne Summe von neuem zu bitten: sein Herr habe ihm den Wechsel, den er darauf gestellt hätte, gleich mitgegeben, und lasse dem Herrn Leonhardi sagen, daß es bey dem bewilligten Abzug nach wie vor verbleibe, nur müßte er bitten, ihn nicht lange aufzuhalten, denn er sitze zu Hause und warte.

Wer war froher, als Leonhardi! Er nimmt den Wechsel an sich, durchsieht ihn flüchtig, und zahlt das Verlangte. Wie gewöhnlich, so kam indeß auch hier die bessere Einsicht nach, wie die Reue. Denn als zur Verfallzeit der Graf entweder zahlen oder den Wechsel verlängern sollte, läugnete er die Richtigkeit des Wechsels, der im Grunde wirklich mit einer falschen

Unterschrift versehen war. Der Bediente sollte entlaufen seyn, und darum die Sache nicht näher erörtert werden können. — Da stand nun Leonhardi, und mußte sich schon fügen, als der Graf ihm eine Handschrift auf 1000 Dukaten anboth, aber mit dem Bedinge, daß er den Wechsel dagegen zernichten sollte. — Die ganze Gegend sprach von Betrug, aber Niemand war im Stande, ihn gerichtlich nachzuweisen.

Regis ad exemplum totus componitur orbis, das soll sagen: Was der Leithammel treibt, das treiben alle Schafe, oder mit eigentlichen Worten: Was die Großen vorthun, thun die Kleinen nach. Wie also der Rheingraf — als dux gregis ipse caper — der Gerechtigkeit spitzbübernd vorbeyging, so gingen ihr auch seine Untergebne vorbey, ich meyne seine Gerichte. Denn als der Bergverwalter Kuntz von Mörsfeld einst sein Pferd vor der Hausthür des Gastwirthes zu Münsterappel angebunden stehen ließ und hineingegangen war, einmal zu trinken, band, um Kuntzen einen Possen zu spielen, der saubere Herr Braun, der gerade zu Fuße herankam, das Pferd los und ritt damit nach Grehweiler. Hier gab er es einem gewissen

Kerl, den man den krummen Hannes nannte, es wieder nach Münsterappel zurück zu reiten.

Der krumme Hannes, welchem der Graf — Man denke! — wegen schlechter Streiche die Aufsicht über den Park genommen hatte, ritt das Pferd nicht nach Münsterappel, sondern nach Bingen, verkaufte es da, und strich hernach herum von Ort zu Ort unter allerhand Gestalten. Kuntz klagte, und der Herr Braun hätte nach allen Rechten das Pferd ersetzen müssen, wenn noch Gerechtigkeit in Grehweiler gewesen wäre: so aber hatte Kuntz das Nachsehen für sein junges vortreffliches Pferd. Doch, wir sind mit der Borgerey noch nicht zu Ende!

Also die Grehweiler Herren, groß und klein, borgten nicht nur Summen zu mehreren Tausenden, sie borgten auch geringere zu 8, 6, 4, und 200 Gulden, ja gar zu 50 und 25. So zum Beyspiel, trug der Mauermeister Biel in Münsterappel die Stirn etwas hoch und wollte gern gräflicher Baumeister heißen. Man gab ihm zu verstehen, daß er das Patent dazu bald haben könnte, wenn er der gräflichen Kasse 400 Gulden borgen wollte.

Er borgte sie und erhielt dafür einen — leeren Titel.

Um Grehweiler herum, weit und breit wird schwerlich irgend ein wohlhabender Mann zu finden seyn, bey welchem Carl Magnus, dessen Bruder, oder deren Unterhändler nicht geborgt, und — wie man zu sprechen pflegt — einen Bären angebunden hätten; und doch wurde der Hofstaat immer und immer vermehrt, so, daß das Geldaufnehmen beständig fortdauern mußte.

Endlich erkannte man durchgängig, daß, wer dem Grafen zu Grehweiler Geld borge, selbiges in einen durchlöcherten Sack werfe. Wo daher die Geschäftsträger des Grafen hinkamen, wurden sie abgewiesen, mit der Bemerkung: daß die hochgräflichen Wechsel überall nichts gelten wollten, auch die hochgräflichen Hypotheken nicht. Man war also genöthiget, ein neues Project zum Geld-Borgen aufzufinden, und man fand eins: welches, so schändlich es auch war, doch auf eine Zeitlang glückte. Ich will es gleich näher beschreiben.

Zehntes Kapitel.

Noch schönere Raritäten!

Breckenfeld, Häfner und Arnoldi gaben dem Grafen, der nun sich alles gefallen lassen mußte, was die Spitzbuben wollten, den Anschlag, Geld auf die Gemeinden aufzunehmen. Der Graf war es zufrieden, und sofort wurden die Alimente der Gemeinden, oder die Wälder, Wiesen und andere Grundstücke, an deren Ertrag die Gemeinden Antheil haben, zu Hypotheken verschrieben.

Zu Wendelsheim fing man damit an, daß man den Schulzen und die Gerichte für den Grafen einnahm, und dann mit diesen alle Ortschaften, wo gemeines Gut zum Versetzen anzutreffen war, genau durchsuchte. Man wollte zum voraus wissen, wie hoch man den Ertrag darauf rechnen könnte. Die Verschreibungen nachher waren so eingerichtet, daß jedesmal besagt wurde: die Gemeinde hätte eine gemeine Schuld abzutragen, ohne daß sie die Baarschaft dazu vorfinde, und folglich sey sie genöthiget,

unter Genehmhaltung ihrer Herrschaft Geld aufzunehmen: die Gemeinde habe um diese Genehmhaltung nachgesucht, und man ertheile sie hiemit um so lieber, eines Theils, um den Creditor vollständig zu sichern, andern Theils, um die Noth der Gemeinde desto eher Landesväterlich zu heben. —

Das Borgen hatte unter diesen Umständen keinen Anstand, weil jeder, welcher Geld übrig hatte, einer Gemeinde gern vorschoß, indem er die stärkste Sicherheit zu haben glaubte. Die Schulden, welche nach diesem Kunstgriff auf die gemeinen Allimente gemacht wurden, beliefen sich auf mehr als 200,000 Gulden.

Diese ergiebige Quelle wurde so lange benuzt, bis endlich alle Gemeinheits-Allimente versezt und verpfändet waren. Das Bedürfniß dauerte aber nachher noch fort, und man mußte immer wieder Geld haben. — Wem es gelingt, durch Recht oder Unrecht Geld nach Belieben zu haben, der wird verleitet, seine Bedürfnisse eher zu mehren als zu mindern. — Breckenfeld und die andern Schurken fanden indeß auch hier Rath. Sie schlugen vor, die Glieder der Gemeinden zu bereden, ihre Namen zu gewissen Hypotheken zu unterschreiben, und so ihr

Haab und Gut für den Grafen zu verpfänden. Auch dieser Vorschlag ging von Statten, wenn gleich anfangs sich viele Schwierigkeiten dabey einfanden. Um diese zu heben, bewirkte man die erwähnte Unterschrift folgendermaßen.

Der Kammerrath Schad, Breckenfeld oder ein Anderer von des Grafen Beamten kam und ließ die Gemeinde unter freudigen Aspekten zusammenrufen. Alsdann wurde Wein gegeben, und zwar starker und viel; und wenn der Abgesandte hernach merkte, daß die Köpfe benebelt und die Leute guter Dinge waren, dann erst stellte er vor: wie Seine Hochgräfliche Gnaden, ihr theuerster Landesvater, genöthigt wären, die geringe Summe von zwey bis dreytausend Gulden aufzunehmen, und dieß zum Beßten des Landes. — Man muß nur wissen, daß man allemall eine Null verschwieg und statt 40,000 nur 4000 angab. — Die Gemeinheitsglieder, die sich bisher immer so folgsam gezeigt hätten, als welches der regierende Herr nicht ohne Rührung und Wohlgefallen bemerkt habe, mögten also, wie es sich von so guten und getreuen Unterthanen



nicht anders erwarten lasse, die Liebe für ihn haben, und die geringe Summe unterschreiben: Sie hätten ja gar nichts zu riskiren, denn der Herr Graf würde die kleine Schuld ganz gewiß in Kurzem abtragen.

Jene Bauern, welche zu sehr benebelt waren, um die Pfiffe der Hofsprache zu wittern, und die sich durch sie und die herablassende reichliche Bewirthung geschmeichelt fanden, ließen sich verleiten, und unterschrieben. Aber Viele, deren Ueberlegungskraft noch festen Fuß hatte, und die die Ränke des Grehweiler Hofes zur Genüge kannten, und darum einsahen, daß am Ende sie würden zahlen müssen, unterschrieben nicht, und sezten sich wider das Begehren des Negozianten. Diese wurden sofort als Rebellen behandelt, und man that ihnen allen Aerger und Schaden an, sobald man konnte. Hievon nur ein Beyspiel!

Conrad Lahr, Webermeister und Krämer zu Wendelsheim, war auf keine Weise zu bewegen, seinen Namen zu dergleichen Hypotheken herzugeben. Er war Kirchenvorsteher; und der Pfarrer des Ortes, mein Vater, hatte ihm bewiesen, daß diese Unterschriften einen übeln

Nachklang haben dürften. Dieß bestärkte seine Weigerung. Der Oberschulz Häfner warf daher einen tödtlichen Haß auf den Lahr, und gab dem Grafen unter die Hand, den einzigen Sohn des Lahr, auf welchem das ganze Gewerbe ruhte, unter die Grehweiler Kraut-Miliz zu ziehen. Das geschah, und das Hauswesen des Lahr, der auf diese Art seinen einzigen Sohn verloren hatte, gerieth sehr in Rückgang. Er machte Vorstellung über Vorstellung, aber es half nicht: des Grafen, oder vielmehr Häfners Mütchen mußte gekühlt werden.

Der junge Lahr, hiedurch mismuthig gemacht, verging sich endlich, und entwendete, in Gesellschaft eines liederlichen Burschen, Namens Hees, der ihn verführt hatte, einem Juden einige Waaren. Die Sache ließe sich abmachen, wenn man dem Menschen etwan 25 aufgeworfen hätte, wie es sonst bey den Soldaten Mode ist. Allein das schien der Gerechtigkeit des Grafen zu wenig: er schickte ihn auf ein Jahr nach Carlsruhe ins Zuchthaus, wo ihn der Vater mit schweren Kosten obendrein erhalten mußte.

Michael Baum hatte ehemals, als französischer Husar, sich so gehalten, daß er nicht



nur das Schild du merite militaire, sondern auch einen Jahrgehalt von 216 Liver verdient hatte. Es ist bekannt, daß ein Mensch, der eine Pension von Frankreich zog, selbige verlohr, wenn er sich grober Verbrechen bis zur Klage schuldig machte, er mogte übrigens sich aufhalten, wo er wollte. Dieser Baum nun war nicht dahin zu bringen, sich für den Grafen zu unterschreiben; also erboßte dieser, und schrieb an das Regiment Esterhazy: Baum sey ein schlechter Kerl und der königlichen Pension nicht werth. Baums Pension wurde hierauf eingezogen, und er mußte sich gedulden. Er thats. Der Graf, hiemit noch nicht zufrieden, wollte endlich auch das écu du merite ihm nehmen lassen, aber da ergrimmte Baum, wie billig, und nahm seine ganze Rüstung und begab sich nach Rocroi in Champagne, wo damals gerade Musterung gehalten wurde. Er trat dreist und unerschrocken vor die Fronte, und stellte den Hauptleuten das Unrecht vor, welches er litte, und dieß in so starken Ausdrücken, daß man ihm auf der Stelle alles ersezte, die Reisekosten vergütete, dem Grafen aber durch den

Auditör bedeuten ließ: den Baum forthin ungehudelt zu lassen; sonst würde man selbst ihm und seinem Bruder die Pensionen nehmen müssen: Baum verdiene sie weit eher, als mancher Maréchal de camp u. s. w. Baum überlebte die Freude dieser Genugthuung nicht lange.

Vorgänge von dieser Art machten allerdings aufmerksam; aber eben dadurch fand man den Grund davon überall so abscheulich, daß selbst diejenigen, welche vorher mehrmals unterschrieben hatten, endlich durchaus nicht mehr wollten. Erzwingen aber ließ sich hierin nichts, und da man dem allen ohnerachtet sich noch immer nicht beschränkte, und folglich auch noch immer anderer Leute Geld suchen mußte: so erdachte man abermals ein neues Mittel, und — fabricirte falsche Obligationen, und unterschrieb sie mit falschen Namen. Dieser Kunstgriff, der abscheulichste und bübischte von allen, glückte über allen Glauben: Aber eben er war es auch, der dem Grafen und seinen Consorten hernach am Ende vorzüglich den Hals brach.

Bey dem kurfürstlich-Mainzischen Kanzler, Freyherrn von Bentzel, und bey dem Grafen von Lamberg, ebenfalls zu Mainz, wurde

unter andern, durch den erwähnten Kunstgriff, eine Hypothek niedergelegt, worin sie einen ausschließlich eignen Wald des Fürsten von Weilburg als ein gemeinsames Grundstück einiger Rheingräflichen Gemeinden angegeben, die Hypothek selbst aber mit falschen Namen unterschrieben hatten, bis auf die Namen der Schulzen und einiger Gerichtsmänner. . . . . .

Um die falschen Namen mit verschiedner Hand verschieden geschrieben zu erhalten, schrieb sie, wer da konnte — Madam Häfner, Madam Braun und die Schulknaben. Diese mußten die Namen ihrer Väter schreiben, und auch sie signirten die schurkischen Hypotheken. So denn erwarb man abermals große Summen für den — Grafen. . . . .

Es versteht sich von selbst, daß der Graf das so oft und so ansehnlich erborgte Geld bey weitem nicht alle erhalten hat. Sein nachheriger Defensor in Wetzlar bewies sogar, daß z. B. von 100,000 Gulden, kaum 60,000 für ihn in Empfang genommen seyen. Die Erzschurken, welche diese schändlichen Unterhandlungen betrieben, eigneten sich allemal einen Theil davon zu: und so war es sehr begreiflich,

daß Häfner, Breckenfeld, Arnoldi, Braun, Rohard und Schad, nebst den Juden Salomon und Nathan, und anderm Hofgesindel, wohlhabende Herren wurden.

Aber auch hier hieß es: Wie gewonnen, so zerronnen! Denn diese erzschlechte Menschen ahmten ihren Herren nach, lebten auf hohem Fuß, gastirten, stellten Lustreisen an, und verschwendeten das äußerst schändlich erworbene Geld auf die unverantwortlichste Weise. Wer wird es glauben, daß blos an frischem Fleische jährlich für 500 Gulden in die Küche des Kammerraths Schad geliefert wurde! Die Juden sogar vergaßen, daß sie arme Juden gewesen waren, und hielten Bediente und Equipagen, und wurden impertinent stolz und rachsüchtig. So ging Nathan den Bereiter zu Grehweiler einst an, ihm ein Pferd zu zureiten. Der Bereiter schlug es ab mit dem Zusatz: daß, seitdem aus dem Juden ein Herr, und aus der Hure eine Mamsel geworden sey, es keine gute Zeit mehr wäre. Nathan, den das ärgerte, klagte darüber bey dem Grafen, und dieser, um seinem beschnittenen Fovoriten sich gefällig zu

zeigen, entließ den Bereiter, und nahm einen andern.

Auch den unbeschnittenen Favoriten mußte der Graf nach der Pfeife tanzen, und sich von seinen Beamnten behandeln lassen, wie sie wollten. Da er selbst auf sehr unrechten Wegen sich so oft betreten ließ, so mußte er jeden von ihnen fürchten, und durfte nicht einmal fragen, wie sie ihre Aemter verwalteten. Ein gewisser Schneider zu Wendelsheim, genannt Priesterspach, entwarf eine weitläufige Schrift gegen den Oberschulz Häfner und schickte sie dem Grafen, aber ohne sich zu nennen. In dieser Schrift waren mehrere Spitzbübereyen verzeichnet, welche Häfner begangen, auch mancher Betrug entdeckt, den er dem Grafen gespielt hatte.

Der Graf, statt zu untersuchen, ob die Vorwürfe gegründet wären, welches er ohnehin wußte — inquirirte auf den Urheber der Schrift, und Priesterspach wurde verrathen. Was geschah! Der Schinder von Alzey mußte kommen, ein großes Feuer im Beyseyn der ganzen Grehweiler-Gemeinde anzünden und die Schrift darinn verbrennen. Dann mußte Priester-

spach sich als einen boshaften Verläumder und Lästerer öffentlich erklären, und dem Oberschulzen und dessen Frau Abbitte leisten. Jedermann murrte über dieses Verfahren, aber Niemand widersezte sich demselben thätlich. Priesterspachs Ehre ist indeß doppelt gerettet, während das Scheusal Häfner, auch von einem Grafen geschüzt, mit ewiger Schande bedeckt bleiben wird. — Und dann, was Carl Magnus damals an einem Unschuldigen rächen wollte, rächet die Wahrheit jezt hier an ihm.

Man sagt mit Recht: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. So gings auch den Geld-Negozen des Grafen! Man hatte abermals eine mit falschen Namen unterschriebene Hypothek ausgefertiget, worauf man eine Summe in Worms erheben wollte. Der Amtmann Goll, der damals in Worms advocirte, kam von ohngefähr nach Werrstadt und erfuhr den ganzen Hergang. Er eilte nach Worms zurück, und warnte den Kapitalisten, an den man wollte, und dieser ließ den Breckenfeld und den Arnoldi den Augenblick einstecken, sobald sie mit ihrer falschen Hypothek

thek herausrückten. Da aber in Worms, wie beynahe in allen Reichsstädten, um Geld Alles feil ist, besonders die Gerechtigkeit: so kostete es den Grafen nicht viel Mühe, sie bald zu retten, und dadurch sich und sie der Gefahr einer weitern Entdeckung à la Pitt zu entziehen.

Ich mag dieses verhaßte Kapitel über die Spitzbübereyen des Grehweiler Hofes oder dessen Agenten nicht mit noch mehr Nachrichten vergrößern, so lebhaft ich mich auch bis auf die heutige Stunde noch sehr vieler erinnere. Weiterhin wird man schon sehen, was für fürchterliche Folgen daraus endlich entstanden sind.

Um die Interessen abzutragen, nahm der Graf die gemeinen Alimente der ganzen Grafschaft in Beschlag; aber das reichte bey weitem nicht zu, die Interessen von mehr als einer Million zu entrichten. Schon diese beliefen sich jährlich auf 60,000 Gulden. Man hatte also vollauf zu thun, um nur die Gläubiger durch Versprechungen hinzuhalten. An neue Borgereyen durfte man nicht mehr denken, denn die fides punica der Grehweiler Herren war aller Orten abscheulich verrufen, und aller Orten wurde von nichts angelegentlicher gesprochen, als

von den Schulden des Rheingrafen, und von der saubern Art, sie zu häufen. Wo also sollte Geld hergeborgt werden, da, leider, der Credit vollends verschwunden war?

Der Graf machte sich zwar abermals an seine Gemalin, und stellte ihr seine Noth in den dringendsten Bittworten vor; aber er predigte tauben Ohren. Wie man's treibt, so geht's, oder, Geld verloren, viel verloren; Ehre verloren, alles verloren — das war die Epistel, deren Sinn und Gehalt sie ihm zur Benutzung für seine Haus-Philosophie kommentirte. Er sah dieß auch ein, wenn gleich zu spät, und entschloß sich, eine Reform mit seinem Hofe vorzunehmen, und er nahm sie vor. Worin sie bestanden habe, wird man sehen, sobald ich nur erst einiges von der geistlichen Regierung unsers Carl Magnus werde gesagt haben.

Eilftes Kapitel.

Geistlichkeit in der Rheingrafschaft.

Seitdem das sogenannte geistliche Interesse mit dem weltlichen verbunden ist, oder Aaron dem Moses auf altjüdisch aushilft, und umgekehrt, obschon freilich entscheidend nur da, wo die Einsicht des Machtverwalters nicht hinreicht, der Aaroniten, wie Friedrich der Zweyte, die Nordamerikaner und die Neufranken zur Mitregentschaft zu entbehren, ja, sie und ihre hyperphysische Krambude als schädlich und erniedrigend einzuschränken, seitdem, sage ich, findet man bey jeder Regierung auch etwas von der Geistlichkeit anzuführen; und so, hoffe ich, werden meine Leser mir es zu Gute halten, wenn ich sie mit einer Dienerschaft bekannt mache, welche in dem Rheingräflichen Gebiete, unter Carl Magnus, ihr Wesen mit der Kircherey getrieben hat. — *)

---

*) Zürnen Sie nicht, lieber Herr Pastor, wenn ich nicht sage — mit dem Evangelium: denn, auf Ehre, das kannten und trieben Ihre Rheingräflichen Collegen nur nach der Kircherey, wie mancher Jurist das Römische Recht

Einige von diesen Herren leben noch jezt; andere aber sind längst den Weg alles Fleisches gewandelt, wenn sie gleich nicht alle den besten Geruch hinterlassen haben. Die gustösen Herren, zumal in jener Gegend, lieben gewöhnlich

---

nur nach der Juristeren treibt. Das erhabne Evangelium, oder, der verbrämte stizzirte Innbegriff der objectiven moralischen Vernunftgesetze, aufgefunden durch die subjective Subsumtion des adäquirenden moralischen Genies in Christus, oder des λογος — sagen Sie mir, als ehrlicher Mann: finden Sie das in irgend einer autorisirten Lehrordnung irgend einer Kirche? Finden sie nicht vielmehr, daß man die wenigen Edlen noch immer verkeßere und verfolge, welche, es in Christus Sinn so behandeln, wie dieser es zur Veredlung der Menschheit verkündigte, und wie Luther, Calvin, Semler, Kant, Spalding, Teller, Nösselt, Niemeyer, Rosenmüller, Henke, Löffler, Pölitz, Schmidt, Venturini und andere brave, ehrwürdige Männer es von der entehrenden Verkleisterung der scholastischen und kirchlichen Grillenfängeren reinigten, und in seiner ursprünglich-einfachen, edlen und edelfesselnden Gestalt wieder hinstellten? — Sehen Sie, lieber Mann, wir sollen Christen seyn; und man wehrt es uns, es gerade so zu seyn, wie jener Edle es lehrte! — Ich bedaure sie, wenn Ihre Lage mit Ihrer Einsicht kontrastirt, zumal in einem Lande, wo Obscuranten-Produkte es nöthig machen, einen Brumben zu fürchten, um nicht wie ein Schulz zu Gielsdorf gestürzt zu werden.

Liegt übrigens ihnen daran, ein Wort zur rechten Zeit zu lesen, über das Verhältniß des reinen Christenthums zu dem unreinen kirchlichen, wie auch über die Befugniß jedes ehrlichen Volkslehrers, lieber mehr Gott als Menschen zu gehorchen: dann empfehle ich Ihnen die Vor-

die Egyptischen Fleischtöpfe, auch die zweyfüßigen; und da Fleisch, vorzüglich bey warmer Temperatur, wofür die Hildebrande, troz allem ihrem Deklamiren wider die Bauchphilosophie,

---

rede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte — für die politischen Vampyrs von S. LIV. bis S. LXXV. Wahrer, freymüthiger praktischer und wärmer schrieben bis jezt hierüber Wenige. Und wollen Sie das gewöhnliche Homileten- und Homilien-Wesen poetisch-satyrisch geschildert finden, aber auch den ächten und ehrwürdigen Karakter der Religion und deren einsichtiger Verehrer und Lehrer, nach ihrer wahren Würde behandelt, betrachten: dann lesen Sie in eben der Sammlung die vierte Aufstellung des Zuchtspiegels zur Beleuchtung der Kirchenlehrer und des Kirchenwesens von S. 159 bis S. 360. Nützlicher und angenehmer konnen Sie Ihre Erholungsstunden gewiß nicht verwenden.

Jeder andere Leser, vorzüglich die von dem Gelichter unseres Helden und dessen Unterhändler, wird sich nicht minder erbauen an der ubrigen Aufstellungen des Zuchtspiegels fur Fürsten, Hofleute, Adliche, Soldaten, Aerzte und Juristen. Man wird in der ganzen Sammlung bestätigt finden, wie wahr der Sammler sagt:

Die Geißel in der Dichter Händen
Kann Narren in die Schule senden:
Denn Leute giebts in größer Zahl,
Die durch Philosophie nicht klüger werden wollen:
Die geißeln sie denn allzumal
Mit bitterm Spott, damit sie fühlen sollen,
Was weder trocken hingesagt,
Noch weinerlich geklagt
Sie je begreifen. —

exemplarisch zu sorgen gelernt haben, zur Fäulniß sehr geneigt ist; Fäulniß aber jenen Geruch nicht verbreitet, welchen man den der Heiligkeit öfters nennen hört: so muß man konsequent seyn, und Geduld haben — auch mit meiner Relation über sie — oder das Geruchs-Organ zuhalten und von der Herren Modergruft, nach einer vernünftigen Diätetik, sich fein hübsch schnell entfernen.

Als Carl Magnus die Regierung antrat, war ein gewisser Engelbach Hofprediger und Inspector. Man nannte ihn nebenher den Baß, weil er auf der Kanzel fürchterlich lärmen und den Brummton sehr tief führen konnte. Er war den Herrnhutern zugethan und deswegen ein Günstling des alten Grafen. Er soll es in seiner Gewalt gehabt haben, so eindringend zu predigen, daß seine Zuhörer oft vor lauter Wehmuth hätten weinen müssen, oft aber auch durch seine tiefschneidende Baßstimme so in erschütternde Furcht gerathen wären, als wenn der leidige Satan sie alle hätte holen wollen. Ob gleich er ein frommer Mann war, nach Herrnhuter Art, so war doch seine Tochter Sibilla kein Gefäß ihm zu Ehren. Wer die Geschichte des Gra-

fen Gottfried von **Wartenberg** dereinst schreiben wollte, müßte ihrer saubern Gefälligkeit rühmlichst gedenken.

Als **Carl Magnus** auftrat, der nichts weniger als Herrnhuter war, vereinigte sich die ganze Rheingräfliche geistliche Sippschaft wider ihren Inspector, und verlangte: er sollte seine Herrnhuterey abschwören. **Engelbach** war dazu nicht zu bewegen, und nun fand der Herr Graf für gut, ihn seines Postens zu entlassen. Er hat eine Abhandlung de sanguine expiatorio Jesu Christi geschrieben, worin er behauptet: daß das Bocksblut und das Kälberblut des alten Testaments auch **Jesu** Blut gewesen sey, und was solcher Abgeschmacktheiten der Blut-Religion mehr ist. Auf ihn folgte

Johannes Herrenschneider, vorher Conrector zu Grünstadt, ein sehr orthodoxer Mann, dabey aber ein wahrer Pfaffe, das heißt, geizig, gefräßig bey Andern, rachsüchtig, hämisch und impertinent-stolz. Um durch etwas seinen Namen zu verewigen, sudelte er einen Katechismus, den er die **Heilsordnung** benannte. Sogar die Bauern fühlten die Armseligkeit dieses zusammengestoppelten Wisches, und



gaben ihm, nach ihrem Dialekt, den Spott=Namen: Gäulsordnung. Es sollte so was für die Pferde seyn, meynten sie, nicht für Menschen. — Durch Amts= und Schriftsteller=Stolz angetrieben, beredete er den Grafen, diese Heilsordnung in die Rheingräflichen Schulen einzuführen: und sie wurde eingeführt, so sehr sich auch einige Pfarrer widersezten.

So lange Carl Magnus Credit fand, oder die gerügten Spekulationen gelangen, und er dadurch im Stande blieb, sein Brauseleben hoch fortzusetzen, hofierte ihm keiner kriechender, als der niedrig interessirte Herrenschneider. Er war täglich sein Gast, affektirte eine devote Anhänglichkeit, und nahm sich recht sehr in Acht, kein Wörtchen hören und keine Miene blicken zu lassen, die den Grafen nun und dann zu etwas Besinnung hätte wecken kömnen. Kurz, er ließ es unbekümmert gehen, wie es ging, und war, gerade weil er nie krähte und sich das gräfliche Futter erklecklich schmecken ließ, der beßte Hahn im Korbe; und nun auch natürlich der Herr Graf ihm ein Abgott!

Und eben diesen Abgott, sobald er zu wanken anfing, half keiner zelotischer stürzen und zer=

trümmern, als der saubere Gast — Herren-schneider! Als Hofprediger und Hausfreund hätte er — dieß lehrte ihn das herannahende Commissions-Gewitter mit Furcht und Zittern einsehen — den ehrlichen Mann zur gelegenen Zeit zeigen sollen und warnen. Dieß hatte er unterlassen, und eben dieß, mußte er fürchten, mögte die eingetretene Commission an ihm rügen. Also, um gleichfalls darzuthun, daß er nicht geschwiegen habe, weil er die Lebensart des Grafen und dessen Hofes guthieß, spielte er den Ankläger, und ward der ärgste Angeber der Verbrechen des Grafen und dessen Unterhändler. Er bewies demnach, daß er temporisirte, und seine und die Moralität Anderer nur schätzte nach den Umständen, nicht nach der Pflicht und der Handlung selbst.

Vorher, als Günstling des Grafen, suchte er eine wichtige Person zu spielen, hildebrandisirte, wo er konnte, und strebte nach nichts ernstlicher, als nach der unbedingten Herrschaft über die ihm untergebnen Pfarrer und Schulmänner. Er trieb zu Grehweiler das im Kleinen, was der Vicegott zu Rom im Großen treibt. Dieß sezte Hobbesisches Blut, und zog ihm den bit-

tersten Haß zu. Hierin kannte der gewesene Hofkapellan und nachherige Pfarrer zu Münster am Rheingrafenstein, Herr Valentin, endlich keine Gränzen mehr. Seine Erbitterung wiegelte seine Rachsucht in dem Grade auf, daß er darauf ausging, ihn aus der Welt zu schaffen.

Um dieß auszuführen, schleicht er an einem Winterabende, im Dunkeln, an des Hofpredigers Fenster, gerade, als dieser mit Frau und Kindern zu Tische sizt. Sie essen, und nichts Arges erwartend, stürzt der Hofprediger, stark verwundet, plözlich dahin, und gegen ihm über eine seiner Töchter, ein Mädchen von neun Jahren, auf der Stelle todt zu Boden. Die Hand des Bösewichts hatte beym Abdrücken des Mordgewehrs, vor verwirrender Bestürzung, die Absicht und die Richtung seiner Rachsucht verfehlt, und so — eine Unschuldige getödtet, während er dem bezielten Schuldigen nur eine starke Wunde anschoß.

Wer war der Thäter? Valentin war ungesehen hin und von dannen geschlichen und entwischt. Die Mordscene fiel in den Anfang der eingetretenen kaiserlichen Commissäre. Der Graf war bey diesen, wie wir gesehn haben,

von seinem Hofprediger schwerer Verbrechen beschuldiget worden, und ward dadurch dessen Feind. Er hatte laut gegen ihn getobt, und dieß und das ihm zugeschworen. Er wollte so etwas von ihm nicht erwartet, noch weniger verdient haben. Er hatte ihn einen Niederträchtigen, einen Buben von Pfaffen genannt, der nicht werth wäre, länger zu leben. Kurz, er hatte Haß und Rachsucht gegen ihn, öffentlich genug geäußert und hiedurch es selbst veranlaßt, daß jederman ihn für den Mörder hielt. Die kaiserliche Commission war schon im Begriff, eine Untersuchung wider ihn anzustellen; aber eben jezt entdeckte man den Thäter. *)

Valentin kannte den Schneckengang der dortigen Justiz, und nahm Gift, um einem langwierigen Gefängniß und dem sichern Tode

---

*) Angehende Criminal-Richter mögen hier Vorsicht lernen, und es nie vergessen, daß auch ein handgreiflicher Schein dennoch trügen kann. Wenn man den Valentin nicht entdeckt hätte, wer hätte den Grafen von dem gravirendsten Verdacht befreyen können? Und doch war er an der Mordthat selbst — unschuldig. — Daß aber weise Mäßigung gegen jeden Feind, auch bey den unverdientesten Unbilden, ein sehr heilsames Mittel sey, sich gegen jeden Verdacht bey unversehenen Fällen, die dem Feinde zustoßen, zu sichern, dieß mögen junge unerfahrne Brauseköpfe ja nicht übersehen.

durch Henkers Hand, zuvor zu kommen. — Man bedenke, was für eine Geistlichkeit es seyn mußte, unter welcher solche entsetzliche Dinge vorgingen! — Herrenschneider ward, unter den erwähnten Umständen, seines Lebens zu Grehweiler müde, und zog von da nach Rapoltsweiler im Elsaß. Endlich berief man ihn in seine Vaterstadt, Strasburg, und wählte ihn dort zum Prediger. Hier war er, als die Revolution in Frankreich ausbrach, troz seiner Orthodoxie, doch sehr nachgiebig, steckte die Nationalkokarde an, und schrie, gleich dem besten Jakobiner: Es lebe die Republik! — Palingenius sagt nicht unrecht:

> Deme illis lucrum, Superos et templa negabunt.

Durch Herrenschneider regierte Carl Magnus die ganze übrige Geistlichkeit seiner Grafschaft, oder vielmehr Herrenschneider, so lange er des Grafen Herz in Händen hatte, regierte sie unter des Grafen Schutz. Ein solches par nobile fratrum taugte freilich selbst zu wenig, um durch ihre Regiererey bey Andern etwas Gutes hervorzubringen.

Nichts war den Pfarrern mehr zuwider, als die Kirchenvisitationen, welche der Hofprediger jährlich anstellte, und die man weit füglicher Küchenvisitationen hätte heißen können. Herrenschneider war ein Bauchphiloseph von einer feinfühligen Zunge und von einer Verdauung zum Erstaunen. Er hielt also die Kirchenvisitationen, um seiner lieben Darm-Philosophie fürbaß fröhnen zu können, und dieß auf Kosten Anderer. Die Bauern mußten ihn von Ort zu Ort herumschleppen, und dadurch war er sicher vor Indigestionen und Infarkten. Da die Fuhren ihn nichts kosteten, und er jeden ersparlichen Aufwand in seinem Hause gern ersparte, so führte er seine zahlreiche Familie auf dieser heiligen Wanderung jedesmal mit, als Begleitung.

Daß den armen Pfarrweibern allemal angst und bange ward, begreift sich, wenn ich versichere, daß die Frau Hofpredigerin eine gar häßliche, unverschämte Frau war, die sich über alles aufhielt. Ich habe einst selbst sie ein recensirendes Küchen-Tisch- und Bett-Gespräch mit meiner Mutter führen hören, und will's zur Erbauung hersetzen.

Meine Mutter: Wie hats Ihnen denn zu Bockenheim gefallen?

Hofpredigerin: Ach, Herr, mein Gott! Frau Pfarrin, wenn ich da noch einen Tag hätte bleiben müssen, ich glaube, ich wäre vor Hunger umkommen!

Meine Mutter: Wie denn so?

Hofpredigerin: I, Herr Jeh: es war alles so schlecht, daß man es nicht genießen konnte! Alt Rindfleisch, kaum halb gahr: die Brühe am Ragout schmeckselte: die Braten waren verbrannt, und die Torten und Pasteten — fi, ich mag gar nicht mehr dran denken!

Meine Mutter: Die Frau Pfarrin soll doch eine gute Köchin seyn!

Hofpredigerin: Dann hat sie's uns zum Tort gethan. Essen war zwar genug da, aber nicht für Leute, wie wir sind. Ich versichere Sie: es war wahrer Bauerfraß. Wir werden's uns aber schon merken.

Meine Mutter: Ich bin noch niemals zum Essen dageblieben: wenn ich aber sonst hinkam, so war doch der Kaffee und der Kuchen gut!

Hofpredigerin: Ei, du lieber Gott! ja, der Kaffee, der war so dünne, so dünne wie Lauerwein, und der Kuchen zähe wie Gerbleder! Und glauben Sie wohl, liebe Frau Pfarrin, daß die Tischtücher schmutzig waren, die Messer stumpf, und die Löffel schmierig? Die Betten waren vollends zum närrisch werden! Kurz, nach Bockenheim komme ich nie wieder; aber zu Ihnen, Frau Pfarrin, — mit vielem Vergnügen. —

Meine Mutter kannte die Frau Hofpredigerin zu gut, als daß sie dieses Kompliment nicht für das hätte nehmen sollen, was es war — leere Worte. Von uns, zu Wendelsheim, ging der Zug nach Eichloch, und zu Eichloch traf die erbauliche Kritik sie vielleicht noch ärger. Mußten nun die armen Weiber sich nicht ängsten, wenn die Zeit der Kirchenvisitation heranrückte? Uebrigens fielen die Unkosten den schon tief verschuldeten Kirchen jedesmal zur Last, und sie sanken immer tiefer. Ueberhaupt sind alle Kirchenvisitationen grobe Anomalien; und wer das nicht glauben will, der lese den Artikel: Kirchenvisitation in den Karrikaturen: und er wird sich überzeugen und nebenher eine

Kirchrechnung antreffen, die allerliebst ist.

Auf Betrieb des Hofpredigers, ließ der Graf alle zwey Jahre über vorgeschriebene Texte predigen, wozu jener die Themata angab. Diese waren gewöhnlich nach Strasburger Zuschnitt, und eines Schülers von Doctor Lorenz würdig. So hieß es damals, als die Pfarrer den Befehl erhielten, über die Höllenfahrt Jesu zu predigen:

1) Wie der Herr Jesus zur Hölle gefahren,

2) Warum er dahin gefahren sey.

Zu einer andern Zeit sollten sie handeln über die Lehrer des Evangeliums, als das Salz der Erden. Man denke sich das Unschickliche vor einer Gemeinde Bauern! Hier sollte abgehandelt werden

1.) das Salz der Erden selbst,

2.) wie das Salz dummlich werde.

Wenn der Herr Hofprediger nicht selbst dummlich Salz gewesen wäre: — doch er war orthodox, und wer hätte ihm nun das Recht streitig machen können, Unsinn auf Unsinn zu häufen!

Was

Was verdorbene sinnliche Menschen in dem Bewußtseyn ihrer moralischen Stärke nicht finden können, suchen sie, von Selbstliebe angetrieben, außer sich in den kirchlichen Heilsmitteln des Glaubens, und dieß um so hartnäckiger, je ärmer sie am Geiste, oder je reicher sie an den Früchten des verbotenen Baumes oder an Bosheit und Ausschweifung sind. Die anscheinende Religiösität der meisten Menschen ist daher gewöhnlich eine Folge ihrer Kurzsichtigkeit und Selbstliebe, oder das irrig ergriffne Mittel, alles das als rechtgläubige Zeloten bey dem Gott ihrer Phantasie wieder auszuwetzen, was sie, als schlechte Menschen, in der wirklichen Welt, an sich und Andern eingeschartet haben. Friedrich der Große, um ein Beyspiel vom Gegentheil anzuführen, sah, sich selbst genug, ruhig und getrost über alle Kirchen, Pfaffen und Pfaffereyen hinaus und war der Stolz seiner Nation und ein Wohlthäter der Menschheit. Aber ein Carl der Neunte, und andere seines Gleichen — machten den Schwerdt-Apostel und eiferten für Pfaffengrillen um so gebieterischer, je weniger sie ächte Moral und Religion kannten und übten.

Den Willen unseres himmlischen Vaters durch Anstrengung und Ausbildung aller unserer Kräfte auszuführen, oder uns selbst zu heiligen, um uns unserer selbst erworbnen Seligkeit selbst zu nähern, ist für die genannten Menschen, als religiöse Zwergen, gar schwer, und sie finden es leichter, durch Herr, Herr rufen, zu ihrem Phantasie-Himmel auf kirchlicher Extrapost hinzueilen, und wenn es erst auf dem Sterbebette seyn sollte. *)

---

*) Als ich im lezten Bande meiner Lebensgeschichte zu schreiben war, hörte ich: Herr Salzmann wolle, wie er im Carl von Carlsberg die Welt als eine politische Wüstenen oder Hölle geschildert habe, so in einem ähnlichen Buche eben diese Welt jezt als einen Himmel auf Erden schildern. Nach diesem Hörensagen glaubte ich, er würde einen Antipoden von Roman zum Carl von Carlsberg liefern wollen, und merkte eben darum das darüber an, was in dem angeführten Bande S. 64 unten zu lesen ist. Jezt aber finde ich das Gegentheil, nehme daher meine Anmerkung in Beziehung auf den Himmel auf Erden zurück, und bitte Herrn Salzmann um Verzeihung. Sein Himmel auf Erden ist nichts weniger als ein antipodischer Roman von Carl von Carlsberg: es ist eine Anweisung, wie man seine Würde und sein Glück, als vernünftiger Mensch, auf die einzigmögliche und einzig haltbare Art begründen und fördern solle, und wie man eben dadurch den Himmel schon auf Erden haben könne. Ich finde diese Anweisung so gründlich und allgemein faßlich, daß ich sie jedem, dem es eine ernstliche Angelegenheit ist, seine Würde und sein Wohlergehen ehrlich und haltbar zu fördern, wohlmeinend empfehle, vorzüglich allen Lehrern der Kinder und des großen Haufens.

Freilich leidet das phantastische Himmelreich keine Gewalt, und eben darum ist es die Sache aller Schwächlinge im Denken und im Handeln. Ein Schwächling von dieser Art,

---

Hier wird man den himmelweiten Unterschied zwischen dem wahren oder dem Vernunft-Himmel und dem erträumten Phantasie- oder Priester-Himmel bald auffinden, und dadurch wird wahre Moral und wahre Religion unendlich kräftiger gefördert werden, als durch das orientalisirende Pfaffensystem, welches diese wie jene bisher beynahe einzig und allein gehindert und falsch geleitet hat.

Alle Kirchen in den preußischen Landen haben des Baumgartens Crusius Schrift und Vernunft für denkende Christen müssen anschaffen. Das Werk besteht aus sechs Bänden, und kostet für die Kirchen drey Rthl. und, in Pappband eingebunden, jeder Band noch 3 Gr. Die Gottseligkeit ist freilich zu allen Dingen nütze, also auch zu einer Speculation für einen Buchhändler. Wenn aber dieser es dahin zu bringen wußte, daß alle Kirchen in den preußischen Landen ihm contribuabel werden mußten: so hätte er, wie er als Kaufmann für seinen Beutel zu sorgen gelernt hatte, auch als Mann von Einsicht, von Ehre und Patriotismus dahin sehen sollen, daß die Tausenden von Predigern und Schulmännern in den preußischen Landen ein Werk erhalten hätten, dessen sich der dortige denkende Christ — für das viele Geld — nicht schämen dürfte. Männer, die der Bearbeitung eines solchen Werkes gewachsen gewesen wären, fand Hr. Pauli zu Berlin an Spalding und Tellern, und zu Halle an Nösselt und Niemeyer, und an Andern anderswärts in Preußen. Aber Buchhändler Pauli geht all diese vorbey, und läßt von einem theologischen Smelfungus in Merseburg, also ausser Landes, ein Werk weiter zusammenschmieren, dessen Titel schon voller Druckfehler ist, indem er dem Inhalte gemäß, heißen sollte: Pfaffen-Grillen und Unvernunft zum Achselzucken für denkende

wenn gleich nicht nach Herrnhuter Zuschnitt, war Carl Magnus in hohem Grade; und so unverschämt er sich alles erlaubte, was Gewissen, Ehre und Vernunft verbieten, so ein eifriger Anhän-

---

Christen. — Hr. Pauli wird, wenn er nur noch halbweg gesunden Menschenverstand hat, wie sich das von einem so speculativen Bücherkrämer nicht anders erwarten läßt, dieß gleich einsehen, wenn er die 22ste Abhandlung in dem lezten Bande nur obenhin ansieht, und da Gott, als den alleinigen Urheber der Besserung und der Vervollkommung des Menschen, dargestellt antrifft. Denkt er dann nur noch etwas unbefangen nach, wohin solche gotteslästerliche Lehren, zumal in Baumgartens Crusius Sinn, wohl alle noch führen: dann, hoffe ich, wird ihm seine Theilnahme an einer fremden Sünde und Schande leid werden; und vielleicht entschließt er sich, um indirecte zu zeigen, daß er selbst die intellectuellen und moralischen Kräfte des Menschen für keine taube Nuß halte —— sonst hätte er den Baumgarten Crusius mit einer unnützen Arbeit nicht inkommodiren, noch weniger das viele Geld von so mancher armen und oft verschuldeten Kirche für ein sehr überflüßiges Werk nehmen dürfen —— vielleicht, sage ich, entschließt er sich alsdann, allen Kirchen in den preußischen Landen Salzmanns Himmel auf Erden gratis nachzuliefern: und dieß wäre ohnmaßgeblich die heilsamste Buße, die er zu seiner Ehre und Beruhigung und zur Aussöhnung mit allen denkenden Christen in der ganzen deutschen Welt sich selbst auferlegen könnte. Seine geistlichen Helfershelfer mögen das Ihrige immerhin weg haben: es wird ihm wahrlich wahre Ehre bringen, wenn er, ohne sie, das wieder gut zu machen suchen wird, was er mit ihnen gar schlecht gemacht hat.

Uebrigens mag Hr. Pauli nur nicht glauben, daß man seines Speculations-Ganges nicht recht kundig sey: man weiß ihn sehr genau, auch ohne mit Hn. Kummer in Leipzig und einigen Herren von der höhern geistlichen

ger der Lutherischen Lehre war er, und bestrebte sich, sie auf alle Weise auszubreiten. Sein Ländchen enthielt viele Katholiken und Reformirten; und, um deren Häufchen nach und nach einzuschmelzen und die Heerde des lutherischen Schafstalls zu Gottes Ehre zu mehren, und dadurch sein Sünden-Conto kaufmännisch auszutilgen, befahl er, daß alle Kinder der gemischten Ehen, oder solcher, worin der Mann oder die Frau Lutherisch war, ohne Unterschied Lutherisch werden sollten; und die Pfarrer erhielten den strengsten Befehl, sich hiernach ohne Ausnahme durchaus zu richten.

Natürlich mußte dieses vielen Wirrwarr nach sich ziehen, und die Einigkeit mancher sonst ruhiger Ehen gänzlich aufheben, und gewiß alle gemischten Ehen fernerhin erschweren oder

---

Clicke in Berlin Rücksprache genommen zu haben. Hr. Pauli kann sich auch nicht berufen auf die Speculation, die der Hr. Vieweg, der Aeltere, mit den Kupfern zu Göthens Hermann und Dorothea gemacht hat: denn beyde Speculationen sind freilich nicht sehr ehrenvoll, aber doch noch disparat, wie dieß in einer historisch-kritischen Uebersicht der Speculationen unserer deutschen Herren Verleger vielleicht bald näher wird gezeigt werden. Also bis dahin in dieser Rücksicht Geduld! Vergesse Hr. Pauli indessen den Vorschlag nur Hrn. Salzmanns Himmel nicht!!

hindern. Viele Eltern, durch kirchliche Religions-Scrupel angetrieben, schickten ihre Kinder ins Pfälzische, um sie dort katholisch oder reformirt erziehen zu lassen. Aber, um auch dieses zu hintertreiben, nahm man allen denen, welche ihre Kinder zu dem erwähnten Zwecke außer Landes geschickt hatten, einen Theil ihres Vermögens, oder steckte sie, wenn sie keins hatten, zu Grehweiler ins Block.

An einigen Orten wollten die Katholiken einen Winterschulmeister auf eigene Kosten anstellen; allein man verbot es ihnen, und durchsuchte sogar des Nachts ihre Häuser, ob man einen Schulmeister darin finden würde. Hätte man einen gefunden: so würde sowohl er als seine Hehler arg davon gekommen seyn. Und an allem diesem Unwesen war ursprünglich niemand Schuld, als der hyperorthodoxe Hofprediger, der die ehedem im Elsaß wüthende Intoleranz der Pfaffen-Religion mit der Muttermilch eingesogen, und mit ihr nachher den Carl Magnus inficirt hatte. Mich wundert nur, daß er ihn nicht noch auch zu einem Religions-Edict verführt hat!

Als die Commission eintrat, erhielt ein gewisser Herr von Moser, Bruder des berühm-

ten Publicisten, die Aufsicht über die religiösen Einrichtungen der Grafschaft; und da auch dieser sehr warm Lutherisch war, so wurden auch noch damals die Kinder der gemischten Ehen immer mit Gewalt zum Lutherthum gezwungen. Hernach aber hat das Einzwängen nachgelassen, und da konnten die Eltern ihren Kindern einen Kirchen-Namen geben lassen, welchen sie wollten. Ohne Zweifel hat das vermehrte Ideen-Commerz, durch den Krieg, die Reste des herrschenden kirchlichen Unsinns wo nicht ganz gehoben, doch gewiß sehr noch gemindert. — Aber es ist Zeit, von der Charakteristik des Hofpredigers zur Charakteristik der übrigen rheingräflichen Pfarrer überzugehen.

Also, Pfarrer Fäbel zu Münsterappel war ein ausgemachter Süßling; und ob er gleich kein Wort hebräisch inne hatte, so behauptete er doch steif und fest, daß wir dereinst im Himmel alle hebräisch reden würden; aber der Teufel in der Hölle — lateinisch. Armer Cicero! Die lateinische Sprache hielt er für die Sprache des Antichrists, und für diesen den Papst und dessen Geistlichkeit. Er predigte von diesen Siebensachen sehr oft; und seine Gemeinde war zu

meiner Zeit vollkommen überführt, daß der Papst der Antichrist, und die römische Kirche die große Hure von Babylon sey. Bey dem Rheingrafen stand er in großem Ansehen, und dieß, weil er dessen Anstalten mit dem Waisenhause, mit der Lotterie u. s. w. begünstigte und guthieß. Als nachher der Graf gestürzt war, machte Fäbel auf ihn und seine Anstalten Pasquille: denn er war ein Poete und konnte — reimen.

Herr Geiger, Pfarrer zu Eichloch, war ehemals Feldprediger bey einem französischen Regiment gewesen, und eben deswegen von unserm Grafen zu einer Pfarre befördert worden. Man nannte ihn den Suppenschwaben, weil er in Schwaben geboren war. Er konnte fluchen bis zum Erschrecken, und hatte in seinem Hause eine ächt militärische Einrichtung eingeführt. Seinen ältesten Sohn nannte er sein Zundermännchen, und seine Tochter Lisette war das schönste Mädchen in der ganzen Grafschaft. Mehr kann ich von ihm nicht anführen.

Meister Wagner, Pfarrer zu Werrstadt, war das elendeste, unwissendste und sittenloseste Geschöpf, das sich auf Gottes Erdboden denken läßt. Er hatte sich ehedem die Gunst der Ganerben zu

Bechtelsheim durch Einschmeicheln erschlichen, und war eben da, durch Hülfe der Soldaten, als Pfarrer gewaltsam angestellt worden. Als aufgedrungen haßten ihn die Bauern, und wollten ihn todtschlagen. Nachher berief ihn Carl Magnus, bey dem er sich ebenfalls eingeschmeichelt hatte, nach Werrstadt. Hier zeugte er, außer einer Anzahl Töchter, noch vier Söhne, die er mit der Zeit alle, durch den Grafen unterstützt, die Theologie studieren ließ. Einer dieser Herren ist der in meiner Lebensgeschichte hinlänglich beschriebene Magister Weitmaul zu Udenheim. Als Carl Magnus verfiel, ward Pfarrer Wagner zu Werrstadt einer seiner ärgsten Feinde und Angeber.

Meinen Vater, den Pfarrer Laukhardt zu Wendelsheim, wird man kennen nach der Schilderung in meiner Biographie. Da steht er, wie er leibte und leibte. Ohne Selbstsucht kann ich versichern: er war brav, und an Sprachkenntniß und Einsicht glich ihm da herum keiner. Daß er, wie der gute Semler, endlich auf Goldkocherey verfiel, war eine Folge der alchymistischen Lectüre, und eine Schwäche, die vorzüglich ihm schadete, und für die er, wie alle

Goldkocher, durch theures Lehrgeld büßen mußte. Dieß sey von dem mir Unvergeßlichen hier gesagt! Ich hoffe, die Leser dieser Schrift haben auch meine Lebensgeschichte gelesen, oder sie werden sie noch lesen: ich schmeichle mir, es wird sie nicht gereuen. Für die gute Aufnahme derselben, danke ich hier dem Publikum und den Recensenten, vorzüglich jenem in der allgemeinen Literatur-Zeitung zu Jena, und dem in der allgemeinen deutschen Bibliothek.

Dietsch, Pfarrer zu Steinbockenheim, saß auch zugleich im Consistorium. Er war ein Mann, der den Frieden liebte, und sich von daher den Lauf der Dinge wenig kümmern ließ, zumal der gräflichen. Er ist nicht ganz leer an Kenntnissen, aber sie riechen alle nach Orthodoxie, und verfinstern ihn und seinen Vortrag. Er trug gern neue Mähren, und dieserwegen war er der Schwester des Grafen, der Charlotte, nie unwillkommen. Breckenfeld, Arnoldi und Häfner waren seine Freunde; und andere ehrliche Leute, die er sonst darob versäumte, besuchte er erst wieder, seitdem jene das Reißaus ergriffen hatten.

Sein Vorgänger, Namens Miser, hatte die Pfarre von selbst aufgegeben, indem er die Einwirkung des heiligen Geistes, die er zur heilsamen Führung des Predigtamts für nöthig hielt, an seiner Seele nicht verspührte. Er lag oft Tag und Nacht auf den Knieen, und bath um diese Gnade; aber vergeblich. Endlich hielt sich der Unglückliche für unwürdig, die Schafe Jesu weiter zu weiden, und legte einen Posten nieder, worauf ihn der Herr, wie er wähnte, nicht länger haben wollte, und kämpfte lieber mit Mangel. Seht Obscuranten, dahin führt Ihr mit Eurer theologischen Camera obscura!

Köster, Pfarrer zu Obersaulheim, der Salamander genannt, und Wolf, zweyter Pfarrer zu Werrstadt, mit dem Zunamen, der Absatz, waren sehr kolerische Männer, und liebten den Wein ein wenig übers Maaß. Beydes verleitete sie öfters zu Aeußerungen über ihre hochzugebietende Herrschaft, die ihnen Haß und Verdruß zuzogen. Köster wurde sogar einmal darüber gepfändet.

Lichtenberger, Pfarrer zu Flonheim, war ein Mann, der bey seinem Absterben 48,000 Gulden Baarschaft zurückließ: und das ist auch

alles, was sich von ihm sagen läßt. Wer so — für Moses und die Propheten sorgt, hat freilich wenig Zeit übrig, für Christus zu sorgen! — Sein Nachfolger, Herr Stuber, hat bey weitem nicht soviel klingenden Werth, aber einen weit mehr geltenden: denn er ist gelehrter und humaner.

Pfarrer Fliedner zu Bornheim, mit dem Zunamen: die Trassel, war ein gewaltiger Mährchenträger, aber ein solcher, der jede nach seiner Art umkleidete, und auf diese Art oft Zank und Streit stiftete. Man wurde das bald inne, und hernach hieß eine jede Lüge — eine Bornheimer Nachricht. Sein Sohn folgte ihm in dem Amte, gleicht ihm in allen Stücken, und führt den Nebennamen Curtius Rufus.

Diese Pfarrer habe ich alle selbst näher gekannt, und sie geschildert, wenn gleich nur im Kleinen, wie ich sie gefunden habe. Die Rheingrafschaft zählt freilich mehr Pfarrer, die ich aber nicht schildere, weil ich sie nicht kenne. Sie wohnen auf dem Hundsrück, folglich in einem Winkel, wohin ich, um sie ins Visier zu nehmen, niemals gekommen bin. Wenn aber

die meisten der Herren, welche dem Hofe und ihrem hochstrengen Herrn Inspector gleichsam unter den Augen wohnten, Menschenkinder waren, wie man sie eben jezt kennen gelernt hat: was und wie mogten die seyn, welchen die Entfernung das Privilegium gab, zu seyn und zu thun, was und wie es beliebte! Doch, wir wollen gerecht seyn, und einer trügerischen Analogie nicht etwas aufopfern, was vielleicht eine Ausnahme von der Regel ist, und folglich hier, als gut, gerechten Anspruch auf Schonung hat.

Die Rheingräflichen Pfarrer kamen jährlich gegen den Herbst einmal zusammen, um über ihre und ihrer Schafe geistliche Angelegenheit gemeinschaftlich zu konferiren. Auf einer dieser Zusammenkünfte behauptete Herr Wagner gegen seinen Collegen Wolff, einen ziemlich gelehrten Mann: daß die vierte Bitte, „unser täglich Brod gieb uns heute" eigentlich das heilige Abendmal bedeute, und Wolff leugnete dieß. In der Hitze des Streites entfuhr Wolffen die Aeußerung: daß die körperliche Nahrung dem Menschen weit nothwendiger sey, als das Abendmal, indem Abraham, Jakob, Hiob und andere Heiligen wohl ohne Nachtmal des

Herrn, aber nicht ohne leibliche Nahrung hätten leben können. Wagner appellirte an seine mitversammelten Amtsbrüder, unter dem Vorsitz des Hofpredigers Herrenschneider, und dieser und die übrigen bekannten einmüthig: Wagners Auslegung sey weit frömmer, als die des Herrn Collegen Wolff; und sey darum vorzuziehen. Gut, erwiederte Wolff, viele Mönchs-Mährchen und Asceten-Träume lauten auch fromm, und sind nichts weniger als wahr! Kurz, Wolff beharrte bey seiner Behauptung, und kam von der Zeit an in den Verdacht der Ketzerey. —

Carl Magnus hielt seine Geistlichen, wie man in der Pfalz spricht, recht in der Kur. Jeden Neujahrstag mußten sie in Corpore bey ihm erscheinen, und ihren Glückwunsch persönlich ihm zu Füßen legen. Eben dieses mußte geschehen, so oft seine Gemalin entbunden ward. Kam einer nach Grehweiler — gleichviel, warum — so foderte er, daß er ihm den Hof machen mußte. Bey Aufwartungen von dieser Art wurden die schwarzen Herren — ich hätte es keinem rathen wollen, in einem hellfarbenen

Rock aufzutreten — jedesmal zur Tafel da behalten. War einer oder andrer so glücklich, daß er auf ein hohes Ereigniß ein Carmen gedruckt oder auch nur geschrieben bringen konnte: so war er der Gunst des Hofes gewiß. Der Graf sah das, als einen Beweis von unterthäniger Aufmerksamkeit und Achtung äußerst gern, warf sich majestätisch in die Brust, und dünkte sich, wer weiß, wie groß! Er war ja so klein im Innern, und bedurfte der scheinbaren Größe von außen!

Die Gräfin Charlotte hatte hierin den Geschmack ihres Bruders. Sie bath einst sogar selbst — so kleinlich dachte auch sie — den Kanzellisten Lohbauer, daß er ja die Güte haben wolle, ein Carmen auf ihren Geburtstag aufzusetzen. Lohbauer that es, und der Schluß davon war dieser:

> Ihr Excellenz verzeihn, daß ich nicht mehr geschrieben:
> Hinführo schreib ich mehr, wenns Ihnen sollt belieben,
> Und bleib Ihr Serviteur, bis ich von hinnen fahr':
> Das ist gewißlich wahr.

Und für dieß allerliebste Gesudel erhielt Lohbauer eine ganz schöne Dose, als Geschenk für die Bettel=Ehre.

Wie sehr sich der Graf um geistliche Bagatellen bekümmerte, mögen folgende kindische und zwecklose Verfügungen darthun. Am Karfreytage mußten, auf seinen Befehl, Nachmittags, während des Gesanges, alle Glocken im Lande geläutet werden — zum Zeichen: daß man den Herrn Jesus gern zu Grabe läuten würde, wenn er jezt noch einmal sterben und begraben werden sollte. — O des gräflichen Unsinns! Erinnerte man sich denn nicht, von welchen Christus die Todten begraben wissen wollte, und wie wenig eben darum Er wenigstens auf Begräbniß-Prunk etwas hielte? —

Auch durften, wieder auf seinen Befehl, keine Brautleute getraut werden, die nicht vorher den Katechismus bey ihrem Pfarrer hergesagt hatten. — Wozu wohl dieß? Vielleicht, um bey reifern Jahren das Meiste von dem unsinnig zu finden, was man in den unreifern als etwas Göttliches papagaymäßig hätte lernen müssen! — Man hätte indeß sehen sollen,

wie

wie von da an die Mädel den Katechismus studierten!

Recht thätig nahm sich der Herr Graf auch der Kirchen-Einkünfte an, und errichtete, nach Art der Heidelberger Administration, eine Schaffnerey, welche die Revenüen der Kirchen besorgen mußte. Die Grehweiler Kirchen waren vorzeiten alle katholisch, folglich dotirt, und für jene Zeiten vor der Reformation reichlich dotirt. Des Grafen Vorfahren waren gleich zu Anfange der Reformation strenge lutherisch; und aus diesem Stamme hatte im sechszehnten Jahrhunderte das Lutherthum an dem Rheingrafen Johann einen Verfechter, der in seinem Reformationseifer so stürmisch weit ging, daß er einen katholischen Priester, der sich irgendwo eindringen wollte, erschoß, und den Mönchen im Kloster Erbach drohte, ihren Käfig mit Feuer und Schwerdt zu zerstöhren, wenn sie sich noch einmal einfallen lassen würden, einen seiner Unterthanen zu ihrem Götzendienste zu verführen oder aufzufodern.

Es läßt sich denken, daß Grafen von einer solchen Sinnesart den Kirchen ihre Einkünfte gelassen haben. Auch Carl Magnus be-

raubte selbige nicht gerade zu, aber ihre Einkünfte verwaltete er zu seinem Nutzen, und ließ, so sehr er sonst Freund von Bauen war, einige reichlich dotirte zerfallen, nur, um ihre Einkünfte ganz an sich ziehen zu können. Und so sieht man, daß seine Religiosität zum Theil eine Maske war, die ihn bey dem Pöbel decken sollte, während er, wie Collegen im Größern, nicht Länder, nein Einkünfte der Kirchen raubte. — Sein Kirchenschaffner hieß Justinius, und war ein Mann, der sich alles gefallen ließ, folglich auch die Kirchengelder, wie es ihm befohlen war, jedesmal für den Grafen richtig einlieferte — wohlverstanden! — wenn er vorher selbst seine Hände darin gewaschen hatte. Raben, konnte er denken, verstehen sich, und lassen einander ihre Augen.

Der Pfarrer Köster gerieth über diesen usurpirenden Eingriff so sehr in Eifer, daß er ihn auf der Kanzel laut rügte, und unter andern das alte Lied: Gott hat das Evangelium — von Albertus Alberus dabey anführte. Dieß Lied enthielt den deutlichlichsten Fingerzeig, zumal nach Folgendem.

Die Schätz der Kirchen nimmt man hin,
Das wird ihn'n bringen kein Gewinn:
Die Schätz der Kirchen sind ihr Gift, *)
Sie sind von ihnen nicht gestift;
Noch **) rauben sie der Kirchen Gut,
Sieh, was der leidig' Geiz nicht thut!
Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

Albertus Alberus, dachte freilich nicht wie Ambrosius, der zu der Zeit, als man, nach Isidorus Bemerkung, goldene Kelche und hölzerne Priester hatte, jene den steinernen Kirchen, die weder froren noch hungerten, entzog, um sie, wie er sagte, an die lebendigen Tempel Gottes, an nothleidende Armen, auszutheilen. Aber Carl Magnus handelte auch nicht, wie Ambrosius, und da er das zu seinem Luxus verwendete, was er den Kirchen, nach dem sogenannten Majestätsrecht, entzog: so war es sehr natürlich, daß er, wie alle kleinlichen Menschen, es Köstern derb verargte, daß dieser durch ein angeführtes Lied auf das Ungerechte einer Handlung merken machte, die der Herr Graf sich nicht geschämt

*) Gift, Mitgist von Mitgeben. —

**) Dennoch, doch.

hatte, selbst zu begeben. Köster ward also rachsüchtig bestraft, und es fehlte wenig, daß man ihn seines Amtes nicht entsezt hätte. Der Pfarrer Wagner von Werrstadt war so kollegialisch gewesen, ihn dem Grafen anzugeben; und dieser dachte so despotisch-niedrig, daß er auf die widersprechendste Art sich zu jenen Räubern herabließ, welche Steine gegen den Mond hinwarfen, blos, weil er bey ihren Streifzügen sie einst durch ihren Schatten verrathen hatte.

Wie sich die Rheingräflichen Pfaffen, zur Zeit der Commission, gegen ihren Grafen betragen haben, werde ich weiterhin nicht übergehen.

Das gerügte schlechte Einzelwesen der kirchlichen Volkslehrer in der Pfalz hängt größtentheils ab von dem Gemeinwesen der kirchlichen Verfassung der Pfälzer, sowohl jener, welche katholisch sind, als jener, welche lutherisch oder reformirt sind, und dieß eben so sehr in Rücksicht auf die Herrschenden, als in Rücksicht auf die Gehorchenden. Um also jenes Einzelwesen nach Grund und Folge, oder nach Ursache und Wirkung gehörig schätzen zu können, ist es nöthig, daß man das Gemeinwesen der verschiedenen Kirchérey in der Pfalz selbst näher kennen

kerne, und dieß wieder nach Grund und Folge, und dem gegenseitigen Einfluß von beyden auf die dortigen Katholiken, Lutheraner und Reformirte.

Eine Auskunft darüber kann zugleich zur Beleuchtung der kirchlichen Verfassung der Pfälzer, und zur nähern Kenntniß der so oft zur Sprache gebrachten, aber bis jezt — zur Schande unserer deutschen Verfassung — noch immer nicht gehobenen Religionsbeschwerden für die Protestanten in der Pfalz benuzt werden. Ich will es also versuchen, diese Auskunft im folgenden Kapitel so zu geben, daß meine Leser es nicht bereuen werden, mir auch dafür ihre Aufmerksamkeit geschenkt zu haben.

Zwölftes Kapitel.

Hudibrasiaden, aber nicht zum lachen, oder politischer Religions-Zwist, Intoleranz und geistliche Pudenda in der Pfalz.

Gleich im ersten Kapitel sind Händel und Zänkereyen erwähnt worden, welche nach der dortigen Angabe daraus entstanden, daß die verschiedenen Sprossen des Rheingräflichen Häu-

ses verschiedener Religion waren, und dabey gewisse Aemter gemeinschaftlich regierten. Obgleich diese Häuser von Einem Stamme abhingen und untereinander nahe verwandt waren, so standen sie dem ohnerachtet niemals in guter Eintracht, und trieben ihre Zänkereyen oft recht ins Läppische. Schade ist es nur, daß solchen winzigen Monarchen es nicht erlaubt ist, Krieg zu führen, wie dieß ihren größern Collegen, leider nicht zu währen steht: sonst würden die Befehdungen zu unsern Zeiten eben so häufig vorfallen, als ehemals zu den Zeiten des Faustrechts.

Die Zwistigkeiten unserer verschiedenen Rheingräflichen Häuser wurden vorzüglich darum vermehrt, daß die fürstlichen Häuser eben deswegen, weil sie katholisch waren, den gräflichen, die lutherisch waren, allen nur möglichen Eintrag thaten; und diese natürlich jenen nicht minder. Ich habe jezt nicht nöthig, noch zu erinnern, daß die Unterthanen, Kirche für Kirche, ganz zelotisch alles das trieben, was ihre Herren trieben. Ich will Fälle anführen, die dieß, in Rücksicht auf Intoleranz, unwidersprechlich zeigen werden.

So, zum Beyspiel, wollte Rath Vola, *) der katholisch war, seinen Bruder in der lutherischen Kirche zu Flonheim zur Erde bestatten lassen. — Flonheim, muß man wissen, ist ein Flecken, der von den Rheingrafen aller Linien gemeinschaftlich beherrscht wird, wie Bornheim und Ufhofen. — Da aber Vola's Bruder auch katholisch gewesen war, so weigerten sich die Lutheraner zu Flonheim, die Leiche eines Katholiken in ihre Kirche aufzunehmen. Rath Vola stüzte sich auf seinen Glaubensgenossen, den Fürsten von Kyrburg, der als Rheingräflicher Abkömmling über Flonheim mit zu befehlen hatte, und ließ auf dessen Wort das Grab dennoch in der lutherischen Kirche aufwerfen. Das Grab war bis zum Einscharren fertig; aber, siehe da, die Nacht vor dem Begräbnißtage rotten sich die lutherischen Weiber zusammen, dringen in die Kirche, und werfen das Grab, mir nichts, dir nichts, zu. **)

*) Eigentlich Amtmann; aber Amtmann Vola bediente sich, wie seine Collegen in der Pfalz, des Titels Rath: und sie und ihre Herren dünkten sich dadurch — größer!

**) Weiber sind feiner organisirt; fühlen also jede Beleidigung tiefer und zurückschnellender. Auf dem schönen Geschlechte, sagt Fr. Schulz in den Texten zum

Was wollten Rath Vola und der Fürst von Kyrburg jezt machen! Den folgenden Tag erschien noch gar eine Commission vom Grafen zu Grehweiler, der lutherisch war, und befahl dem Rath Vola, oder vielmehr sie zwang ihn, die Leiche, seines Bruders auf der gemeinen Begräbnißstätte, und durchaus nicht in der Kirche beyzusetzen.

Solche läppische Ausbrüche der Intoleranz sind in jenen Gegenden eben nicht ungewöhnlich, und der Grund davon schreibt sich von vorigen Zeiten her, wenn gleich nur zum Theil. Schon in jenem Kriege, welchen Ludwig, der Funfzehnte, oder vielmehr der herrschsüchte Minister dieses gekrönten Dummkopfs mit dem eben so schwachköpfigen Carl, dem Sechsten, führte, drang ein französisches Freykorps in die Pfalz ein, unter der Aufführung eines gewissen Obersten

denken — S. 10. N. 20, ruht der Geist der Revolution: Voltaire und Rousseau, Condorcet und Mirabeau gingen in seine Schule. — Man denke an die Mutter der Gracchen, an Aspasia, an die Fischweiber zu Paris, an Madame Roland, Corday und solche mehr. — Nirgends in der weiten Welt, schreibt Riem in seiner Reise durch Holland, ist der Einfluß der Pfaffen und Weiber stärker, als in der batavischen Republik, und zwar sind beyde gleich unkultivirt. — Und darum desto ärger!

Kleinholz. Dieser Kleinholz war erz=bigot=katholisch, dabey aber ein abscheulicher Räuber und ein Erzbösewicht. Er dachte, wie mancher andere Bock=selige Länderdieb, der liebe Gott müsse ihm seine Sünden schon vergeben, wenn er sich der Religion nur annähme und die Pfafferey seiner Parthey schützte und förderte. Als Katholik, ging er nun darauf aus, zum Vortheil seiner heiligen Kirche den Protestantismus in der Pfalz nach Möglichkeit zu schwächen oder gar aufzuheben, und dann den katholischen Glauben dort weiter anzupflanzen und wieder zur allein seligmachenden und herrschenden Religion zu installiren. Um dieß auszuführen, sezte er, weil er Macht und Zeit genug hatte, sein Unwesen in der Pfalz hildebrandisch zu treiben, aller Orten katholische Priester als Pfarrer ein, auch da, wo vorher keine waren, unter andern auch in Flonheim.

So lange der Krieg anhielt, mußte man freilich alles dulden, was dem soldatisirenden Kirchenbüttel beliebte, sobald aber der Friede eintrat, und der Räuber Kleinholz selbst wegen begangner grober Verbrechen sich hatte flüchtig machen müssen, foderten die Protestanten, jen=

seits des Rhein, ihre alten Rechte zurück; und zwar, wie die Rheichsgesetze sie mit sich bringen. Einige hohe Reichsstände waren ihnen hiezu auch gleich behülflich; aber die Katholiken bothen aus blinder Glaubenswuth alles auf, die ihnen von Kleinholz eingeräumten Stellen und Rechte mit aller Macht und auf allen Wegen zu behaupten.

Auch in Flonheim, wie ich eben erzählte, hatte Kleinholz einen katholischen Pfarrer angestellt und den lutherischen genöthiget, seine Besoldung mit demselben zu theilen. Diese besteht meistens in Zehnten, die der Pfarrer an Garben, welche der Ackerbesitzer für ihn zurücklässt, zur Aerntezeit selbst einsammeln muß. Was nun seit Kleinholzens Tyranney der lutherische Pastor dem katholischen bis dahin zur Hälfte hatte lassen müssen, das sollte er von da an wieder ganz allein an sich nehmen. Das Kammer-Gericht zu Wetzlar erkannte dieß für recht, und befahl dem katholischen Pfarrer, sich von der Besoldung seines lutherischen Collegen weiterhin nichts mehr anzumaßen. Aber, was halfs! Was der heilige Vater in Rom autorisirt und bestätiget — dachte jener — das kann dieser nicht umstoßen, und wenn er zehn

Kammergerichte auf seiner Seite hätte: und nach diesem erbaulichen Grundsatz war er klug, wie die Schlangen, kam seinem lutherischen Collegen fein hübsch zuvor, und nahm jedesmal, ehe noch der Ackereigenthümer sein Getreide einfuhr, die Hälfte der Zehntgarben an sich, und ließ die übrige Hälfte seinen lutherischen Collegen.

Darüber entstanden neuerdings Klagen, auch neuerdihgs entschied das Kammergericht zum Vortheil der Lutheraner; aber wieder ohne alle Wirkung. Die lutherischen Einwohner sahen sich also genöthigt, ihr Recht selbst auszumitteln; und da die katholischen hierin um nichts nachgaben, so entstanden Prügeleyen auf dem Felde und in den Schenken: die gemeinschaftlichen Herrschaften befehdeten sich, und am Ende nach einem Proceß von mehr als zwanzig Jahren, kam es zu einem Vergleich, aber — zum Nachtheil der Lutheraner.

Seit dieser Zeit ist beynahe kein Jahr vergangen, daß nicht ein und der andere Lutheraner zu Flonheim, Bornheim und Ufhofen katholisch geworden wäre. Die Beweggründe zu dieser Umänderung des Kirchen-

Namens waren, wie sich denken läßt, größtentheils ökonomisch. Man wollte sich bey der katholischen Herrschaft oder bey deren katholischen Amtmann, um, es forthin gelinder zu haben, einschmeicheln; oder man wollte der Strafe für Bubenstücke entgehen, wie zu Bornheim ein gewisser Schnell, der sich dadurch vom Galgen rettete; oder man wollte zur Parthey der Mächtigern gehören, um die Mindermächtigen ungeahndet mit drücken zu dürfen; und so weiter. Das war dort zu Lande allgemeine Praxis, und wer wollte sie nicht loben!

Auch zu Badenheim, einem Dorfe des Grafen von Schönborn zu Mainz, hatte Kleinholz einen katholischen Pfarrer angestellt. Weil aber dieser mit den hundert kleinen Thalern, die das Pariser Propaganden-Institut den aufgedrungenen katholischen Pfarrern zahlen ließ, nicht zureichte: so zog der Graf, dessen Linie selbst katholisch ist, von der Besoldung des lutherischen Pfarres die Hälfte ein, um den katholischen damit auszuhelfen. Auch wurde diesem die Pfarrwohnung eingeräumt, und der lutherische war gezwungen, sich anderwärts einzumiethen. Nachdem man zu Wetz-

lär und zu Regensburg sich über diesen willkühr-
lichen Eingriff endlich müde gezankt hatte,
mußte man einen Vergleich eingehen, und die
Lutheraner zogen wieder den Kürzern.

Dieß wird keinen Sachkundigen befremden,
indem die Katholiken hierin, nach ihrem Kir-
chensysteme, ganz folgerecht zu Werke gehen.
Die Erde, wie deren Fülle, ist des Herrn.
Der Papst ist dessen Stellvertreter, und hat,
als solcher, bald dieses, bald jenes Land sonst
verschenket. Das Zufällige oder Hinzukömmli-
che folget dem Wesentlichen: wem also die Er-
de gehört, dem gehört auch das Hinzukömmliche
derselben, folglich auch die darauf getroffene
Einrichtung; und so war es im Systeme, daß
der Papst jene Fürsten entthronte, die sich wei-
gerten, nach seiner Pfeife als blindfolgsame
Kinder zu tanzen.

Zeitbegebenheiten haben zwar den Papst und
dessen Anhang unter den Mächtigen genöthiget,
Verträge einzugehen, die diesem Systeme zu-
wider sind; allein Noth-Erfolg ist von denen
Gesetzen keins, das einem höhern, unveräußer-
lichen göttlichen Rechte Abbruch thun könnte.
Und eben dieß macht, daß die Päpste Jahr aus

Jahr ein gegen den Westphälischen Frieden und andere öffentlichen Verträge, die ihrem Systeme oder ihren Finanzen Abbruch thun, feyerlich noch protestiren. Präscriptions-Recht kann also, wie sie meynen, gegen sie und ihre Rechte nicht eintreten; und so müßten sie und ihr Anhang für das lucri bonus odor wenig Sinn haben, wenn sie, sobald sie der Stärkere oder der Listigere sind, nicht jede Gelegenheit benutzen wollten, das ihnen zugehörige Entrißne, aber nach göttlichen Rechten — laut ihrem Systeme — Unveräußerliche zu vindiciren.*)

Dieß ist der Schlüssel zu den versteckten Grund-Prämissen, nach welchen alle Streitig-

---

*) Was hier im Allgemeinen gesagt ist, zeigte unter andern General Tylli nach der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag, handgreiflich. Nunmehr sollte er die katholische Gegenreformation mit Zwangsmitteln unterstützen, und das sonst den Katholiken Entfallene an sie zurückbringen. Endlich, nachdem er auch den König von Dännemark bey Lutter am Barenberge geschlagen hatte, erging 1629 den 6ten März ein schon lange in Bereitschaft gehaltenes förmliches Restitutions-Edikt, nach welchem alles, was von Stiftern, Klöstern und Kirchen — nach der katholischen Meynung widerrechtlich — in evangelische Hände gekommen war, auf katholischen Fuß wieder hergestellt werden sollte etc. etc. Man lese den II. Theil von Pütters historischer Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs, S. 36 u. f.

keiten zwischen Protestanten und Katholiken, von diesen wider jene entschieden werden, und — warum alle Obscuranten, von Aloysius Hoffmann an bis auf den elenden Zionswächter in Eisenach, den Göchhausen und Consorten, so widersinnig und erbärmlich laut gegen alles, was Reformation und Aufklärung heißt, wie Don Quixote gegen seine Windmühlen, zu Felde ziehen.*)

Diesem Geiste des Katholicismus gemäß, unterhalten die Katholiken in jenen Gegenden eine Gewohnheit, welche ihre hergebrachte, willkührliche Rechthaberey massiv-despotisch verräth, und den Haß und die Feindschaft der Dissidenten gegen einander mit bitterm Zeloten-Spott jährlich erneuert. Es ist die Controvers-Predigt am Fronleichnamsfeste über einen der vornehmsten Glaubens-Artikel der römischen Kir-

*) Soll alles bleiben, was und wie es einmal jezt ist, nach Fug und Unfug, es betreffe die Usurpationen der dreyfachen oder der einfachen Krone: dann thaten Christus und Luther sehr unrecht, daß sie das Hergebrachte ihrer Zeit bestritten und verliessen; und dann gute Nacht Vernunft, gute Nacht Veredlung, gute Nacht Gott und was von diesem als rechtlich erkennbar, als wahr, als gut und schön der menschlichen Vernunft zum Ideal, wonach wir streben sollen, eingeimpft oder exemplarisch vorgelegt ist! Dann wieder Heyde und Jude geworden! u. u.

che, nämlich über die Fratze von Christi Fleisch und Blut in ihrem sogenannten allerheiligsten Sakrament des Altars.*) Diese Predigt über einen, zu Christi Zeit symbolisch=heiligen, nachher aber durch Hohepriester=Misverstand äußerst verworrenen, und durch Verfolgung selbst verdammlichgewordenen Lehr=Punkt, hält gewöhnlich ein Mönch, der als Klosterprediger sich den Ruf eines tüchtigen Ketzer=Hammers erworben hat. Sie wird ihm von dem katholischen Pfarrer aufgetragen, der es mit den Lutheranern und Reformirten seines Wohnortes nicht ganz verderben darf, ihnen aber eine derbe Strafpredigt nicht gern schuldig bleiben oder eine gemäßigte selbst halten mögte.

Jener Mönch nun, der als eximirter päpstlicher Kirchenbüttel, nicht wie der Herr Pfarrer, vom Landesherrn oder dessen Vicariat in unmittelbaren Anspruch genommen werden kann, sondern nur vom päbstlichen Nuntius oder vom Papste selbst, — welche beyde aber, im Kla=

*) Kant in seinem Versuch über das Gefühl des Schönen und Erhabenen nennt die Reliquien oder die Gebeine und andere Ueberbleibsel der kanonisirten Heiligen der Katholiken —— Fratzen. In eben dem Sinne gilt das Wort Fratze auch hier.



Klagefall, als Richter in ihrer eigenen Sache und also partheyisch, ihn als Mann, voll von Eifer für die Sache Gottes eher im Geheimen loben, als ihn wie einen menschenfeindlichen Anfacher feindseliger Gesinnungen, oder Ruhestöhrer öffentlich tadeln oder bestrafen würden — dieser Mönch nun, wiederhole ich, zieht am Fronleichnamsfeste auf die Ketzerhunde von Protestanten dermaßen los, und betreibt die elende Lästerung, daß Doctor Martin Luther die Ableugnung der Brodverwandlung vom Teufel gelernt habe, so mönchisch-kräftig, daß die leichtgläubigen katholischen Zuhörer, deren Empfänglichkeit schon durch den langen, morgenländischen Anzug, und den Nimbus von Heiligkeit des selten öffentlich erscheinenden Mönches vorbereitet und gespannt ist, meist alle von heiligem Eifer ergriffen werden, den Bürger und Menschen über den Katholiken und Christen vergessen, und gleich den nämlichen Tag, sobald sie berauscht sind, welches an hohen Festen jedesmal geschieht, besonders am Fronleichnamsfeste, als dem Triumphtage ihrer Kirche, allen Unfug an den Protestanten und deren Eigenthum

verüben; und dieß mit geheimem Beyfall ihrer Obern.*)

Die Protestanten, und besonders ihre Pfarrer, unterlassen natürlich auch nicht, sich des Vergeltungsrechts, so oft und so gut ihre bedrückte Lage es zuläßt, Hobbesisch zu bedienen. Jene spielen Zahn um Zahn, verfallen in Händel, werden verdammt und müssen zahlen; diese gehen, zur Schadloshaltung, die Irrsaale der katholischen Kirche haarscharf durch, und unterrichten ihre schon erbitterten Schäflein noch erbitternder über den Entchrist und den Fall Babels, und dergleichen. Und dieses unchristliche, höchst unvernünftige Benehmen von beyden Seiten, hat bisher eine feindselige, höchstge-

*) Vielleicht befremdet einige meiner Leser der Ausdruck: Ketzerhunde von Protestanten, und sie zeihen mich darob wohl einer Exaggeration. Allein jeder Protestant in der Pfalz kann sie des Gegentheils versichern, wie auch, daß oft noch das Beywort: von Gott und der Kirche verflucht, hinzugesezt wird. — Wen aber Gott und die Kirche verflucht, und wer dieß hört und doch nicht glaubt, indem er Protestant bleibt: wer sollte den schonen! — Um diesen Unfug recht zu würdigen, wünschte ich, daß wenigstens irgend ein Recensent sich die Mühe gäbe, die gedruckten Controverspredigten, die Pater Hahn, am erwähnten Tage, zu Mühlheim am Rhein gehalten hat, mit meiner Schilderung zu vergleichen: und ich bin gewiß, er wird mir das Zeugniß geben: ich schreibe nicht zuviel.



schärfte Intoleranz unterhalten und dadurch die allgemeine Ruhe gar sehr und oft gestöhrt, so daß man auch hier mit Recht ausrufen kann:

Tantum Relligio potuit suadere malorum?

Das Schlimmste bey diesen Neckereyen ist, daß die verschiedenen Herrschaften, bey der Entscheidung über eingeklagte Streitsachen ihrer Unterthanen, deren Glauben zum Maaßstabe von Recht und Unrecht annehmen, und dadurch sich, wie ihre exequirende Gewalt, verhaßt machen. Da aber hiebey die Protestanten, als der schwächere Theil in jener Gegend, gewöhnlich den Kürzern ziehen, so ist die Frage bald gelößt: warum die Protestanten jenseits des Rheins, wie wir gesehen haben, häufiger als anderwärts katholisch werden, und warum eben sie, wie aus eben der Ursache selbst die Protestanten in Frankreich, dem Neufränkischen Regierungssystem nach Freyheit und Gleichheit weit williger sich anschmiegten, als die Katholiken in eben der Gegend. Die Schuld lag nicht an den Protestanten als Protestanten, sondern an den Protestanten, die als Protestanten von ihrer katholischen Obrig-

keit auf die ungerechteste und verhaßteste Art gedrückt und verfolgt wurden.

Nur dieser höchst ungerechte Druck, nicht aber ihr Kirchensystem, wiegelte sie gegen ihre Obrigkeit auf; und dieß findet man bestätiget, wenn man sich besinnt, daß nur auch ein ungerechter, wenn gleich anderartiger Druck selbst alle hellen Katholiken in Mainz zu eifrigen Republikanern umschaffte, während die Protestanten zu Frankfurt am Mayn, die von despotischem Druck nichts wissen wollten, troz der nämlichen Auffoderung von Cüstine, ihrer Verfassung und Obrigkeit getreu blieben. Doch darüber giebt meine neuere Lebensgeschichte Auskunft genug da, wo ich von meinen Begebenheiten während der Belagerung von Mainz u. s. w. gehandelt habe.

Die erwähnte Unordnung, als Folge einer systematisch-unterhaltenen Intoleranz, die auf eine Parität der politischen Rechte unter den ververschiedenen Confessionisten keine Rücksicht nimmt, erstreckt sich sogar bis auf die Lehrer und Schüler in den dortigen Schulen. Zu Kyrn, zum Beyspiel, ist eine lateinische katholische und lutherische Schule, welche zu allen Zeiten bey-

de sehr schlecht bestellt waren, und wovon die lutherische nur damals so halb und halb anging, als Herr Stuber daran Lehrer war. Auf der katholischen Schule lehrten sogenannte Piaristen oder patres piarum scholarum. Die Schüler beyder Anstalten haßten und verfolgten sich ärger, als die Obstweiber auf dem Markte zu Halle, und bekriegten sich eben so, wie die Schüler des Grauenklosters zu Berlin die Alumnen des dortigen Joachimsthals sonst zu bekriegen pflegten, nur aus einem gehässigern Beweggrund.

Einst wurde ein lutherischer Schüler von den katholischen so zerschlagen, daß er eine geraume Zeit unter den Händen eines Wundarztes liegen mußte. Simon, der Rektor der lutherischen Schule, machte deswegen eine so triftige Vorstellung, daß die Piaristen-Schüler zur Strafe gezogen wurden. Die Piaristen-Lehrer ärgerten sich darüber, einmal, weil sie die Fehden ihrer Schüler mit den ketzerischen billigten, und dann, weil man die Abstrafung der muthwilligen Buben, um sie nicht zu gelinde ausfallen zu lassen, nach Simons Bitte, ihnen entzogen hatte. Anfänglich, so lange der Fürst

Dominik noch lebte, waren sie ziemlich ruhig, aber kaum war dieser, einige Monate darauf, verschieden, so hezten sie ihre Schüler gegen den Rector Simon so bedeutend auf, daß sie ihre Zeit wahrnahmen, und den Rector des Nachts, als er von Monsingen zu Hause gehen wollte, überfielen, zuschanden prügelten und darauf in die Nahe warfen, mit den Worten: Verreck du verfluchter Hund, du Infamer, du Ketzer! — Zum Glück ertrank Simon nicht, und foderte die Regierung auf, diesen wüsten Eingriff in die öffentliche Sicherheit an den Piaristen-Schülern, von Amtswegen, exemplarisch zu ahnden. Man fing also eine Art von Untersuchung darüber an, aber da Simon die Thäter nicht bestimmt nennen konnte, und der Fürst Dominik nicht mehr am Ruder saß: so hatten die Richter, die Katholiken waren, jezt Gelegenheit, von dem wirklich fatalen Attentat weiter keine Notiz zu nehmen, und verdammten den Rector noch gar in die Sporteln.

Auch bis auf Ehesachen wird diese Intoleranz ausgedehnt, selbst unter den Großen. So rieth man dem lezten, zu Paris mit dem Fall-

beil hingerichteten, Fürsten von Salm-Kyrburg, aus sehr guten politischen Gründen, daß er die ältere Tochter unseres Rheingrafen, Carl Magnus, zur Gemahlin wählen mögte. Er war ausschweifend und wirklich boshaft, und fand daher zu einer verkleisternden Beruhigung es nöthig, pfäffisch-fromm zu seyn. Er zog also, da ihm der Vorschlag einträglich schien, seine Hofpfaffen darüber zu Rathe. Die Entscheidung derselben läßt sich denken: sie schilderten ihm die Vermählung eines rechtgläubigen Fürsten mit einer ketzerischen Dame, und wenn sie die Tochter eines Kaisers wäre, als eine verbotene gottlose Handlung, die nur dann wegfiele, wenn die erwähnte Braut zur Religion ihres hohen Bräutigams zum voraus überginge. Herr von Sparr erhielt also den Auftrag, der jungen Gräfin den Uebergang zum Katholicismus vorzuschlagen. welchen aber diese nach eben den Gründen von ihrer Seite abwies, nach welchen man ihn von jener Seite verlangte. Es war übrigens auch recht gut, daß die Gräfin jenen wüsten Narren nicht ehlichte, der alles männliche Mark zu Paris in den Buhlhäusern und bey den Theater-Nymphen schändlich verelektrisirt hatte.

und seine nachherige Gemalin, eine Tochter des Fürsten von Hohenzollern = Sigmaringen, aufs schnödeste behandelte.

Kaiser Joseph, der Zweyte, war, wie jederman bekannt ist, kein Freund der Pfaffen, und folglich tolerant. Als daher der Administrator der Grafschaft Falkenstein, welche an an das Rheingräfliche Ländchen angränzt, sich endlich zu Tode gesoffen hatte, wurde Herr von Moser, eben jener gelehrte, ehrwürdige Greis, welcher die patriotischen Gedanken geschrieben hat, Administrator dieser Grafschaft. Moser fand für gut, den Gerichtsschreiber von Gerbach eine Stunde von Grehweiler, abzusetzen, und ihn zu Winweiler einsperren zu lassen, wegen seiner fürchterlichen Schurkereyen, unter welchen sogar Bündnisse mit Dieben und Falschmünzlern begriffen waren. Der Bösewicht entkam dem Gefängniß, und rettete sich durch die Flucht. Endlich kam Moser nach Darmstadt als Regierungs= Präsident, und nun ließ der entwichene Gerichtsschreiber für sich um Gnade bitten. Sauer, Mosers Nachfolger, wollte den gefährlichen Buben nicht wieder aufnehmen: aber was hatte dieser zu thun! Er ward

— katholisch', und, siehe da, er erhielt sogar sein voriges Amt zurück. Moser, der dieses erfuhr, schrieb, um sich und sein Verfahren gegen den Schurken zu rechtfertigen, an den Kaiser, und Joseph befahl, die Sache gegen den Spitzbuben genau zu untersuchen. Man mußte gehorchen, und untersuchte, aber so gelinde, daß der Infame — blieb, was er war.

Wie mußte Mosern hiebey zu Muthe seyn! Welcher einsichtige, unpartheyische Mann findet hier Achtung gegen die öffentliche Sicherheit, gegen kaiserlichen Befehl, gegen Reichsverfassung und gegen Gerechtigkeit? — O, wenn es irgendwo wahr ist, daß die Gesetze, welche in den Hörsalen und Compendien Jungfern sind, in den Gerichtshöfen zu Huren werden, dann ist dieß im ausgedehntesten Sinne wahr in der Pfalz! Und warum? Weil der Landesherr Hildebrandisch-katholisch ist, wenigstens sonst so es war, und seine Regierung — jesuitert. *) — Doch, ich will

*) Und all dieß Unwesen schreibt sich ursprünglich von einer Ohrfeige her, die der Pfalzneuburger Prinz Wolfgang Wilhelm, vom Kurfürsten von Bran-



weiter erzählen und meinen Lesern im Glossiren nicht vorgreifen!

Der Amtsschreiber Goos war ehemals lutherischer Pfarrer in der Grafschaft Falkenstein. Er war ein schlechter Wirth, und als er sich vor Schulden nicht mehr retten konnte, und noch überdieß ein lediges Mädchen zur Mutter gemacht hatte, ward er, um sich zu retten, katholisch, und erhielt ein sehr einträgliches Amt zu Winweiler, zum Willkommen. Er trieb

---

denburg, zu dessen Tochtermann er schon bestimmt war, zu Cleve uber Tafel bekommen hatte! Diese Ohrfeige brachte den Prinzen so auf, daß er die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg verließ, sich mit der Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern vermählte, und 1614 den 23ten May katholisch wurde. Wie hildebrandisch er, als katholischer Proselyt, eine gewaltsame katholische Gegenreformation in Neuburg, Sulzbach und Hilpoltstein betrieben habe, und wie eben dies nachher von seiner Linie geschehen sey, als sie 1685 zum Besitz des Kurfürstenthums Pfalz gelangte, findet man, außer Andern, im II. Th. von Pütters oben angeführter Histor. Entwickelung — S. 32 u. f. Und so sieht man, daß Cicero recht hat, wenn er sagt: parva saepe scintilla magnum excitavit incendium! Auch sieht man, daß die Obscuranten, mit samt ihrem Anhange unter kleinlichen Fürsten, keine Ursache haben, sich über die Langmuth der Völker zu beschweren, sobald die Geschichte von Volk zu Volk es zeigt, daß diese meistens in aller Geduld still hielten, wenn sie und das Ihrige das Opfer für die Rachsucht oder jede andere Leidenschaft eines unbändigen, stolzen oder dummen Wütherichs werden mußten. —

aber seine Schurkereyen öffentlich und unge-
straft weiter. Ich weiß gar viele Beyspiele
von Leuten, welche entweder wegen begangner
Bübereyen, oder wegen eines zu erhaltenden
Aemtchens die Religion verändert haben: aber
es waren alle durch die Bank erzschlechte Men-
schen, welche die angenommene Religion, oder
vielmehr den angenommenen Kirchen-Namen,
denn Religion kennen und haben solche Men-
schen nicht — nur zum Deckmantel ihrer Bos-
heit oder ihres Vortheils benuzten.

Der hildebrandische Pfiff der Katholiken zeigt
sich auch dann, wenn protestantische Pfarreyen
von katholischen Herren zu vergeben sind. Sol-
che Pfarreyen werden, mir nichts dir nichts,
ordentlich verhandelt. Da aber ein rechtschaff-
ner Mann kein Amt für Geld erhandeln mag,
und der katholische Herr Patron unter mehrerern
Ansprechern gerade mit dem Schlechtesten den
Handel abschließt, damit der katholische Herr
Pastor, so dumm und schlecht er seyn mag, dem
protestantischen ja überlegen bleibe: so werden
solche Stellen allemal mit elenden, jämmerli-
chen Wichten besezt. Geh nur einer übern
Rhein, und frage nach den Herren Steuber,

Wagner, Burkard, Hasler und andern, und jeder wird ihm das schofele Wesen dieser Wichte beschreiben können!

Durch diese Spekulation gewinnen aber die Katholiken sehr: denn die ehrlosen, unwissenden Menschenkinder, die dem Herrn Christus eine Ohrfeige geben und mit Simon ihre Pfarre erhandeln, müssen hernach sich alles gefallen lassen, was dem katholischen Herr-Patron, oder den katholischen Pfarrern zu thun oder zu verfügen einfällt. Zwar sind die leztern, dort übern Rhein, auch beynahe alle elende Wichte und ungesittete arme Sünder, denen blos ihre Weihe bey ihren unwissenden, blindgläubigen Untergebnen den Respect noch erhält; aber eben darum sind diese Gesalbten desto dreister, und bedienen sich ihres Privilegiums fori et canonis ungescheuet und ungehindert, und kabaliren, wo und wie sie können.

Wie lächerlich-weit der erwähnte Respect dort herum sich strecke, lehrt folgender Auftritt. Der katholische Pastor zu Sulzheim, Mainzischer Hoheit, hatte in einem angränzenden Dorfe einem Kranken die heilige Wegzährung gereicht, und sich hernach im Wirthshause,

wie gewöhnlich, im Trinken übernommen, so, daß er auf dem Rückwege auf der Straße umschankte und ohne alle Besinnung liegen blieb. Eins seiner Pfarrkinder, ein Bauer aus Sulzheim, der gerade den Weg von Mainz herabkam, wohin er Getraide gefahren hatte, fand das hochehrwürdige Schwein, und als er nach langem Begaffen und Hin- und Hersehen seinen Herrn Pastor daran erkannte, hob er ihn auf, und legte ihn auf seinen Wagen. Während des Fortfahrens ging er aus Ehrfurcht gegen die Platte seines geistlichen Herrn, die man dort den großen Thaler nennt, ich meyne die Tonsur, neben dem Wagen her, den Hut unter dem Arm. Ein Kaufmannsdiener aus Alzey begegnete dem hübschen Fuhrwerk, und fragte den Bauer, warum er bey dem schlechten Wetter seinen Hut unter dem Arm trage? Ach, versezte dieser, ihr Hochehrwürden da, hat sich ein wenig behauen; und man muß doch der Geistlichkeit ihren Respect anthun! Der Kaufmannsdiener rief, bravo, lachte und ritt weiter. — Behauen nennen die Pfälzer unter andern auch das Besaufen.

Jenseit des Rheins ist das Vollsaufen unter allen Ständen, sogar unter dem schönen Ge-

schlechte, vorzüglich aber unter den Pfaffen sehr Mode; und so nimmt man es kaum übel. Hingegen auch das unschuldigste Kartenspiel rechnete man zu meiner Zeit den geistlichen Herren zu einem Verbrechen an, und man würde jeden, der es sonst getrieben hätte, ganz gewiß mit Suspension bestraft haben. Doch in diesem Stücke ist man jezt toleranter geworden: die Karte hatte sich, als ich vor einigen Jahren jene Gegenden noch einmal besuchte, mit der Weinflasche sehr artig verschwistert.

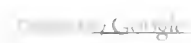
Menschen aber, wie die Pfälzer Pfaffen, die meist alle nur an einer sinnlichen, niedrigen Beschäftigung Behagen finden, und von dem Vergnügen einer liberalen, edlen Anwendung ihrer Seelenkräfte wenig oder nichts wissen, mußten sich ganz natürlich in dem Besitzstande ihres Wesens gestört finden, als ein Mann in ihrer Nähe es wagte, Einsichten mitzutheilen, deren Grund und Werth sie nicht prüfen konnten, und die sie blos darum verwarfen, weil sie gegen den mechanischen Gang ihres hergebrachten Denkens verstießen, und sie und ihr Wesen in einem Lichte darstellten, worin beyde, nicht zur Empfehlung bey Vernünftigen, abstachen. Dieser Mann war Doctor Bahrdt für

die Pfälzer während seines Aufenthalts zu Heydesheim.

Als er daher die Gemalin unsers Carl Magnus, nachdem dieser zu Königstein gefänglich eingezogen war, einigemal besuchte, machten die Pfaffen der Grafschaft, wenn gleich nicht alle, gemeinschaftliche Sache, und schmiedeten eine Vorstellung, worin sie der Gräfin zu ihrem hohen Seelenheil zu bedenken vorlegten: Daß es ein höchst böses Beispiel werden könnte, wenn sie einen so großen Ketzer und Bösewicht, als Bahrdt wäre, ihres Umgangs weiter würdigen wollte: das würde scheinen, als billigte sie Bahrdts irreligiöse Meynungen; und dieß könnte ihre Unterthanen*) der Gefahr nahe bringen, sich von Bahrdts Ketzerey anstecken zu lassen.

Die Gräfin ließ indeß die hochweisen Herren kurz abfertigen mit der Antwort: daß sie mit Bahrdten ganz und gar keine theologischen Unterredungen halte, und daß eben darum ihre Besorgniß sehr überflüßig sey. — Dieß beruhigte die wenigsten, und einige von ihnen, gerade die armseligsten, wie das gewöhnlich der

*) Nicht doch: sie standen ja damals unter der kaiserlichen Commission!



Fall ist, selbst bey Philosophen wider Kant, hielten es für ihre Schuldigkeit, gegen Bahrdten öffentlich aufzutreten, und ihre lieben Schäflein jeden Sonntag vor der teuflischen und Seelen-verderblichen neuen Lehre des Doctor Bahrdts wie fanatisch zu warnen. Meister hierin waren Mosjöh Wagner in Werrstadt, und Signor Fabel zu Münsterappel.

Lustig war es anzusehen, wie damals, als Bahrdts bessere Lehre unter den vernünftigern Pfälzern allmälig in Umlauf kam, die Bonzen der Lutheraner mit den Talapoinen der Katholiken, und den Derwischen der Reformirten gemeinschaftliche Sache machten, um der großen Gefahr ihres lieben Christenthums mit vereinten Kräften, wie Schutzengel, entgegen zu gehen. Die armseligen Männlein hassen und verfolgen einander zwar der Regel nach, wo und wie sie können; allein, da ein Mann auftrat, der gegen gewisse Fratzen ihrer gemeinsamen kirchlichen Innung mit Beyfall eiferte, so vergaßen sie sofort ihre lites domesticas, um dem allgemeinen Feinde desto mächtiger die Spitze biethen zu können — gerade, wie unsere Fürsten, als sie im stolzen Siegeston auf die Neufranken einwollten!

wollten! In allen Gesellschaften, wo nur Geistliche zu sehen und zu hören waren, mußte Bahrdt herhalten, und besonders wurde sein neues Testament, das doch in der Pfalz gedrukt worden war, was aber die hochgelahrten Herren vor lauter dogmatischer Weisheit nicht verstanden, barbarisch mitgenommen und als die ärgste Teufelsbrut verschrieen. Mein Vater und ich haben uns oft fürbaß darüber — divertirt.

Der Inspector Kratz zu Dogelsheim, welches damals dem Fürsten von Leiningen gehörte, ging in seinem Eifer für die Behauptung der Gottheit Christi, und der Dreyeinigkeit so hyperorthodox-weit, daß er die Tauffornel dahin änderte, daß er statt: im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes von der Zeit an sagte: im Namen Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Dieß sollte ein Stichblatt seyn gegen alle Socinisirende Bahrdtianer. Der katholische Pastor zu Bechtolsheim, der davon hörte, schrie gleich über Verhunzung der Taufformel, und behauptete, Kratzens Tauferey sey keine gültige Taufe. Das Leiningi-

sche Consistorium ward aufmerksam und befahl Kratzen, solche frevelntliche Neuerungen forthin zu unterlassen, war aber doch noch so klug, daß es kein Umtaufen jener Kinder verordnete, welche der Inspector nach seiner neuen Formel getauft hatte.

Da aber Kratz auch mehrere Katholiken-Kinder getauft hatte, so ließen deren Eltern, sobald sie den Tauf-Streit erfuhren, sie von ihren Pastoren umtaufen. Auch das kurfürstliche hochwürdige Vicariat zu Mainz erklärte die Aechtheit einer Kratzischen Taufe für zweifelhaft, und rieth daher nach, was weiß ich, welchem Canon eines mir auch unbekannten Conciliums *), die von Kratzen getauften Kinder lieber umzutaufen, als sie der Gefahr einer ewigen Verdammniß auszusetzen. — Das Leiningische Consistorium strafte hernach die Eltern, welche ihre Kinder hatten umtaufen lassen, Kopf für Kopf zu fünf Gulden. — Ich mögte hier nur wissen, wo Mosjöh Ballhorn den größern Esel gespielt habe, ob im Leiningischen Consistorium, oder im Vikariat zu Mainz?

*) Man berief sich auf Concil. Sardic. I. Can. 19.

Doch, was kümmert uns Ochs und Esel und alles, was zu ihrem Stall und zu ihrer Krippe gehört, hier noch weiter! Mir mag es genug seyn, daß Leser, welche Pütters Darstellung der Pfälzischen Religionsbeschwerden gelesen haben, schon wissen werden, die hier gelieferten Belege gehörig zu würdigen, und daß Andere, welche, als moralische Naturforscher, die Wirkungen beobachten, welche das collidirende Kirchthum auf blinde Anhänger gegenseitig äußert, es ganz begreiflich finden müssen, daß alle einsichtigen Pfälzer den bittersten Haß gegen alles, was Pfaffe und Pfafferey heißt, in sich nähren, und alle kirchlichen Don-Quixotiaden aufs spöttischste persifliren.

Da übrigens alle Vorstellungen der protestantischen Stände es nie haben bewirken können, daß der Kaiser und die katholischen Stände im Ernste sich entschlossen hätten, alles ehrlich abzustellen, was den Augsburgischen Confessionsverwandten im Riswick- und Badischen Frieden gegen den Inhalt des Westphälischen Friedens aufgedrungen worden ist, ja, da der Katholicismus, seinem Grundsysteme gemäß, es nicht einmal für immer kann: so wird jeder

Menschenfreund, der die einstmalige Abstellung der Pfälzer Religionsbeschwerden meinem Vaterlande mit mir wünschet, es gewiß als eine wohlthätige Fügung des bildenden Genius der Zeit ansehen, wenn die Neufranken den Rhein zur Gränze fest behaupten, und dadurch etwas von dem heben, was sonst nur das Werk einer blutigen Selbsthülfe wahrscheinlich hätte werden können. — Jezt wird es Zeit seyn, auf die politische Haushaltung unsers Helden zurück zu kommen.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Karren soll aus dem Moraste gezogen werden; aber es geht nicht: er war zu tief versenket.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß eine verdorbene Wirthschaft nicht leicht aufzuhelfen ist: das wußte schon Salomon und Sirach, und das bestätigen alle verschwenderische Wirthschaften im Kleinen und im Großen, von Ludwig, dem Sechszehnten, bis auf Pitt den Rasenden, und einen gewissen Philosophen jezt zu Köthen: und so war es auch mit der Wirthschaft unsers Carl Magnus.

Einige seiner Bekannten und Tischgenossen, selbst Geistliche, machten ihn nach dem Sprüchelchen:

Principiis obsta: sero medicina paratur aufmerksam auf den elenden, immer mehr sinkenden Zustand seiner Finanzen; aber — wer sie nicht hörte, war Carl Magnus. Dem Hofrath Kremer sagte er einst geradezu: er solle sich um seine Pandekten bekümmern, und seine Nase nicht in Dinge stecken; die ihn nichts angingen. Der Hofrath schwieg also, und die gräfliche Wirthschaft sank immer tiefer.

Als endlich der Geldmangel bey ihm so einengend einriß, wie vorher selten, und ihm Niemand mehr borgen wollte, auch nicht einmal mehr der Kaufmann, der Fleischer, wie überhaupt alle nicht, welche an seinen Hof sonst lieferten: da schien es doch, als wenn dem Grafen ein Licht aufginge; aber dieses würde doch nicht helle genug geleuchtet haben, um ihn seine äusserst mißliche Lage erkennen zu lassen, wenn nicht andere dringende Dinge hinzu gekommen wären.

Der oben genannte Graf von Solms-Rödelheim erfuhr die schlechten Umstände, worin

sich Carl Magnus befand, und, da er abscheulich geizig war, so befürchtete er, seine 50,000 Gulden mögten verloren gehen. Um also diese zu retten, wollte er in aller Höflichkeit die Foderung versuchen, und schrieb deswegen eigenhändig, doch in etwas starken Ausdrücken, an den Grafen. Der Brief wirkte gewaltig, denn es war ein erster Brief dieser Art, und der Graf wurde von dem Augenblick an, so übellaunig, daß der Aventurier Nordmann, welcher, wie ich oben gemeldet habe, die schöne Gogo geheurathet hatte, und mit ihr sich damals am Grebweiler Hofe aufhielt, — bald merkte, daß etwas Wichtiges im Werke seyn müsse. Er faßte also den Entschluß, den Grafen darüber auszufragen, und sprach also:

Nordmann: Sie sind mismüthig, Herr Graf: darf man wissen, warum?

Graf: Kömmt mir öfters so: wird schon wieder vergehen!

Nordmann: Aber auch wiederkommen, wie ich merke, und ärger noch. Sie kennen mich, Herr Graf, haben Sie Zutrauen: entdecken Sie mir, was Sie verstimmt!

Graf: Können Sie mir helfen?

Nordmann: Vielleicht, lassen Sie hören, wo es fehlt!

Graf: Ich habe einmal bey einem Vorfall 50,000 Gulden vom Grafen von Solms-Rödelheim entlehnt, und habe bisher den Abtrag des Kapitals und der Interessen von einigen Jahren vergessen: nun fodert er beydes: hier ist der Brief. (Giebt ihm den Brief.)

Nordmann: (nachdem er gelesen hatte.) Das sind schlechte Aspekten! Haben Sie denn kein Geld vorräthig?

Graf: Fouttre! sind 50,000 Gulden Kapital und 7800 Gulden Interessen eine Kleinigkeit?

Nordmann: Hören Sie, Herr Graf, ich schaffe ihnen Ruhe: ich kenne den Grafen von Solms. Ich reise zu ihm, und, ich wette, ich besänftige ihn, daß er noch wartet. Aber eins, Herr Graf, müssen Sie durchaus thun, wenn er und Ihre übrigen Creditoren noch länger geduldig warten sollen.

Graf: Und das wäre?

Nordmann: Sie müssen Ihren Hofstaat einschränken! Wozu auch die vielen Heiducken, Husaren, Lakayen, Köche, Musikanten, der

große Marstall, und andere kostspielige Menschen und Thiere? Das alles muß reducirt werden; und wenn das geschieht, dann erfahren's Ihre Creditoren, und dann heißt es: pardieu, der Rheingraf wird sparsam: er hat Lusten, uns zu bezahlen; wir wollen also Geduld mit ihm haben. Sehen Sie, so muß es gehen!

Graf: (mit einem Seufzer) Ich sehe wohl, ich muß in eine harte Nuß beißen.

Wirklich zog Nordmann nach Rödelheim, und war so glücklich, den Grafen von Solms zu bereden, daß er noch schwieg und von der Reform alles erwartete.

Nun ging's ans Reformiren. Zuerst mußten die Husaren und die Heiducken fort, dann die Hofmusikanten, welche, wie Kenner versicherten, sehr geschickt waren, und eben darum an andern Höfen bald wieder Brod fanden. Von da gings an den Marstall, welcher bis auf zwölf Pferde reducirt wurde. Auch die Bedienten wurden herabgesezt, so daß jede gräfliche Person nur einen zurückbehielt. Aber zur Abschaffung der schönen Orangerie war der Rheingraf auf keine Weise zu bewegen, ob man ihm gleich von Mannheim aus 20,000 Gulden baar dafür

zahlen wollte. Diese Orangerie war gewiß einzig in Deutschland, wie denn überhaupt alles, was der Graf anlegte, von einem Geschmack im Großen zeugte. Sie wurde auch von sehr geschickten Aufsehern in Stand und Ordnung gehalten.

Jezt wurde auch der Hofrath Kremer zu Hülfe genommen, so sehr der Graf Seiner sonst nicht achtete. Er sollte Mittel erfinden, den zerrütteten Zustand der Finanzen wieder herzustellen. Aber Kremer war der Mann nicht, der Schleichwege hätte wählen mögen, und dann haßte er die Helfershelfer des Grafen zu sehr, als daß er das sollte haben verbessern wollen, was diese auf mehr als eine Art verdorben hatten. Doch rieth er dem Grafen, den Breckenfeld, Arnoldi, Häfner, Schad und deren Anhang gleich zu verabschieden; aber die schändlichen Menschen hatten ein Mittel gefunden, daß der Graf sie nicht entlassen konnte, ohne sich aufs häßlichste zu beschimpfen.

Häfner sowohl als die andern Buben hätten ihre Besoldung seit mehreren Jahren stehen lassen, und hatten statt deren mit einem Schuldscheine darüber von des Grafen eigener Hand jedesmal

für lieb genommen. Wollte man sie also verabschieden: so rückten sie mit ihren Schuldscheinen hervor, und man mußte sie abbezahlen; und dazu war auf den Punct nicht einmal so viel Baarschaft da. Auch waren die Bösewichter dem Grafen wirklich nothwendig geworden, und je dringender seine Lage war, desto mehr hoffte er, daß eben sie ihn von neuem retten sollten. Nur den einzigen Häfner hätte er gern gestürzt, und das aus folgendem Grunde.

Der erwähnte Nordmann rieth dem Grafen, eine Fabrik anzulegen, worin baumwollene Zeuge sollten gemacht werden. Einer von Nordmanns Bekannten, Namens Brauns, den man aber nicht mit Herrn Braun verwechseln muß, und der schon vorher einer andern Fabrik von eben der Art, ich weiß nicht mehr, wo, vorgestanden hatte, sollte sie unter seiner Aufsicht haben. Der Vorschlag gefiel dem Grafen, und wurde angenommen, als ein Mittel, sich zu helfen. Die Gräfin schoß einstweilen das Geld zur Anlage vor, und die Ausführung ging von Statten. Der Graf räumte eins von seinen schönen Gebäuden zu Grehweiler dazu ein, und der Aufseher trat an und brachte sachkundige Ar-

beiter gleich zum Anfange mit. Die Baumwolle wurde im Lande gesponnen, viele Hände wurden beschäftiget, und die ersten Arbeiten geriethen so glücklich, daß die Grehweiler Fabrik reichlichen Absatz hatte. Dieser augenscheinliche Vortheil berechtigte den Nordmann, zu mehreren Anstalten dieser Art zu rathen; aber der Satan der Sinnlichkeit machte bald einen Strich durch die Rechnung.

Man erinnert sich, daß Carl Magnus die schöne Gogo ehedem bis zum Verloben geliebt hatte. Gogo war jezt Nordmanns Frau. Sie war zwar älter geworden, aber nicht spröder, und ihre Schönheit hatte, wie die Schönheit der Frau Kriegsräthin Cranz, auf den mancherley Wallfahrten, die sie mit ihrem Ebentheurer gemacht hatte, etwas gelitten: aber alte Liebe rostet nicht, und Carl Magnus hing mit Leib und Seele wieder an Gogo.*)

---

*) Freilich:

Die alte Liebe rostet nicht,
Und kömmt sie erst ans Gähren,
Da pred'get nur von Ehr' und Pflicht,
Man lacht doch eurer Lehren!

Dieß ist so wahr, daß ich eine Biographie von einem, als Fermier général, wohlbekannten Franzosen liefern könnte, der ein unbegreiflich-großer Schwächling in alter und neuer Liebe war, so daß er sich und das Seine oft

Nordmann hielt sich zu der Zeit nur einige Stunden von Grehweiler auf, und so wurde er vom Grafen recht fleißig besucht, zumal, wenn er nicht zu Hause war.

Die Oberschulzen Häfner fand sich um diese Zeit in ihrer Erwartung sehr lange getäuscht, und ergrimmte, als sie die Ursache davon erfuhr, vor Eifersucht so heftig, daß sie dem Grafen Rache schwur. Sie wußte um deßen mißliche Lage, und um diese noch verlegener zu machen,

---

auf die schändlichste Art vergeudete, und daben, als ein gutwilliges Kind, sich in allerhand Händel verwickeln ließ, die ihn, nebst seinen Liebschaften so arg erschöpften, daß er endlich beynahe nichts mehr hatte, troz einem üererbten großen Vermögen, und troz der Contrebanderen, die er, wenn er gleich Fermier général war, doch trieb, und dieß obendrein auf Kosten Anderer; und daß er, um nicht gar zu falliren, sich verleiten lassen mußte, von so vornehmer Herkunft er auch war, ein Monopol anzufangen, das ihn eben so lächerlich als verhaßt werden ließ; und der bey allen diesen Streichen dennoch für Orthodoxie so widersinnig eiferte, daß er Großinquisitor in Spanien hätte werden können, oder Gespenster-Banner in Baiern — kurz, eine Biographie, bey der man, so buchstäblich wahr sie auch werden sollte, in Zweifel gerathen würde, ob man ein Mährchen, oder eine wahre Geschichte läse. Genug man würde einsehen, daß man zur allgemeinen Warnung, um nicht endlich gar noch von Bettel-Luft leben zu müssen, nicht oft und dringend genug wiederholen kann:

Die alte Liebe rostet nicht,
Und kömmt sie erst aus Gähren,
Da pred'get nur von Ehr' und Pflicht,
Man lacht doch eurer Lehren!



mußte ihr Mann stolz und trotzig seinen Abschied fodern, aber auch seine Besoldung. Er hatte zum voraus einen andern Dienst auswärts suchen müssen, und ihn bey dem Fürsten von Salm-Kyrburg auch erhalten. Und gerade dieß machte sie und ihn trotziger.

Der Graf hätte ihrer Foderung, um der verhaßten Menschen, wie er jezt selbst wünschte, gleich los zu werden, gern entsprochen; aber er konnte nicht. Er zog indeß den Hofrath Kremer darüber zu Rathe, und dieser rieth ihm, die Amtsführung des bübischen Oberschulzen genau durchsehen zu lassen, und ihn dann zur Rechenschaft vorzufodern. Es könnte alsdann nicht fehlen, daß man Grunds genug finden würde, mit dem Buben abzurechnen, und ihn, wie er es verdiente, mit einem Brandmark fortzujagen.

Dieser Rath gefiel dem Grafen, und, um ihn auszuführen, schickte er eine Commission nach Wendelsheim. Aber es ging auch hier, wie es überall geht, wo im Gange der Geschäfte Spitzbüberey zur Rutine geworden ist. Der Commissär Stutz ließ sich durch Geld und durch die Schmeicheleyen der Frau Oberschulzen blen-

den, und nun lautete, nach Verlauf von einem Vierteljahre, der Bericht: daß alles richtig, und der Herr Oberschulz, als ein braver, rechtschaffner Verwalter befunden sey, dem man wegen des wider ihn erregten Verdachts die eklatanteste Genugthuung nicht versagen könnte.

Dieß machte den Häfner noch trotziger, und noch trotziger forderte er jezt seinen Abschied, nebst der rückständigen Besoldung und vorzüglich bestand er auf eine förmliche Ehren-Erklärung, um, wie er, der Erzschurke, sich ausdrückte, sich als rechtlichen Mann überall legitimiren zu können, besonders, da er eben jezt im Begriffe stehe, die Dienste des Fürsten von Salm-Kyrburg anzutreten.

Dieser Zusatz war ein Donnerschlag für unsern Grafen, und machte ihm, weil er nie daran gedacht hatte, „Recht zu thun, um Keinen zu fürchten", den Knoten noch verschlungener. Carl Magnus hatte nämlich kurz vorher einen schweren Proceß mit seinen Anverwandten, oder, wie man sagt, mit seinen Agnaten, geführt, wegen der Erbfolge des lezten Grafen von Dhaun, welcher ohne Kinder verstorben war. Der Proceß war zwar zu Ende,

allein Carl Magnus besann sich, daß Häfner in Angelegenheiten eben dieses Processes einigemal nach Wetzlar war geschickt worden, und daß er gar Manches darüber wußte, welches, wenn er es entdeckte, ihn — den Grafen — in einen noch schwerern und infamen Proceß verwickeln konnte.

Der Fürst von Salm-Kyrburg war einer dieser Agnaten, und nun läßt sich das Erschrecken und die Besorgniß des Grafen denken, als er hörte, daß Häfner gerade bey diesem Fürsten in Dienste treten wollte. Um also allen Unannehmlichkeiten von dieser und jeder andern Seite vorzubeugen, sah er sich genöthiget, selbst dem Schurken noch gute Worte zu geben, und ihn wie Freund zu bitten, daß er die kleine Irrung vergessen und ferner bey ihm in Diensten bleiben wolle. Die Ehren-Erklärung wurde auch wirlich ausgefertiget, ist aber hernach von der kaiserlichen Commission als rechtskräftig nicht anerkannt und darum von ihr verworfen worden. Man erfuhr mit der Zeit, welchen Ursprung sie gehabt hatte.

Wie der Graf mit Häfnern zerfallen war, so zerfiel er auch bald mit Nordmann, und dieß auf folgende Weise. Ein gräflicher Unterthan hatte unter den pfälzischen Soldaten Dienste genommen, welches der Graf nicht hindern konnte, da der Kurfürst von der Pfalz Oberlehnsherr der Grafschaft ist. Dieser Bursche kam nachher öfters auf Urlaub nach Hause, und trieb, im Vertrauen auf seine Soldaten-Jacke, allerley Unfug. Der Graf ließ ihn einigemal einstecken und abstrafen im Block. Als der Wildfang es dennoch immer gröber trieb, ließ der Graf das Regiment bitten, es mögte den Unbändigen in der Garnison behalten, oder gewärtig seyn, daß er, als dessen Landesherr, ihn bey dem nächsten Vergehen nach Verdienst bestrafen würde. Man lachte darüber bey dem Regimente: denn die Impertinenz der pfälzischen Militär-Gerichte übertrifft noch die Impertinenz mancher andern. Als darauf der Beklagte abermals nach Hause kam und Unruhen wieder anfing, so ließ ihn der Graf einziehen, und auf Anrathen des Hn. von Nordmann für 75 Gulden an einen Dänischen Werb-Offizier verhandeln. Nordmann selbst hatte den Burschen den Dänen zugeführt.

Jezt

Jezt sprühte der General des Regiments Feuer und Flamme, und bestand auf Genugthuung, wie man sie ihm allerdings schuldig war. Die Regierung zu Mannheim foderte das Nämliche; und als der Graf alle Schuld dem Nordmann zuschob, der sich gerade damals im Pfälzischen aufhielt, so wurde dieser eingezogen, aber auch bald wieder entlassen, indem er zeigte, daß er alles auf des Grafen Befehl gethan habe. Vielleicht hatte auch, wie man vermuthete, die hübsche Gogo eine Bitte für ihn eingelegt; und übrigens war Nordmann ein armer Teufel, der nichts hatte, als sein Bißchen Leben, von dem folglich für die heilige Justiz nichts zu ziehen war. Wie Nordmann sich dafür nachher an dem Grafen gerächt habe, wird im folgenden Kapitel vorkommen.

Die ganze Schuld blieb jezt auf dem Grafen, welcher auf jeden Fall mußte gestraft werden, aber nicht so, wie ihn der Mannheimer Hof strafte: denn dieser schickte ihm, ohne alles Weitere, eine Compagnie Husaren nach Grehweiler, welche mit blanken Säbeln zur Exekution einzogen, und in den Quartieren und

Schenken auf die insolenteste Art haußten. Der Graf wäre vor großer Angst beynahe verzweifelt; aber sein Bruder Lutz trat für ihn auf, fuhr den Rittmeister mit den gröbsten Worten an; und als dieser mit seinem Befehl von der Regierung vorrückte, verachtete er denselben, und foderte ihn auf ein Paar Pistolen. Der Rittmeister verbath diese, unter dem Vorgeben: daß er in Diensten sey, und darin sich nicht duelliren dürfe. Lutz spottete dieser Entschuldigung, als einer, die nichts gelte. Villars, rief er, schlug sich einst am Tage der Schlacht; aber Villars war kein feiger Pfälzer! Und damit kehrte er ihm mit Verachtnng den Rücken zu, und ging. *)

Als er nachher hörte, daß die Pfälzer Unterhelden im Weinhause allerley Unfug anhuben, ohne daß ihre Vorgesezten sie daran hinderten, lief er fluchs hin, trat mitten unter sie ein, und

*) Als Villars sich geschlagen hatte, stellte man ihm vor, daß er sehr gefehlt habe, indem er sein Leben hätte verlieren können, welches für die darauf erfolgte Schlacht von so großer Wichtigkeit gewesen wäre. Villars antwortete ganz kalt: Ich bin meinem Vaterlande mein Leben schuldig, aber nicht meine Ehre. — Also, die liebe Ehre! —

sprach mit derber Stimme: Hunde, die ihr seyd, wenn mir nur noch ein Einziger von euch auch nur noch Einen Mucks thut, so steche ich den Sackerment todt, wie eine Ratte: ja, ich thu's, so wahr ich Graf Lutz heiße! — Die Bengel erstarrten, und keiner hatte das Herz, ein Wort entgegen zu mucksen. So wenig gehört dazu, einen Schwarm von Lotterbuben zur Ordnung zu bringen!

Graf Ludwig war, wie wir hier von neuem sehen, durchaus ein Mann, dem es an persönlichem Muthe nicht fehlte. Dem Commendanten von Mainz, Herrn Ried, welcher ihn durch schale Anspielungen in Schornsheim beleidigt hatte, gab er in Beyseyn mehrerer Mainzer Offiziere derbe Nasenstüber, und nahm dabey einen solch imposanten Ton an, daß keiner der Herren es wagen mogte, sich des Generals anzunehmen, der wegen Nasenbluten sich entfernen mußte. Ich glaube, hätte Graf Lutz mit dem Degen bezahlen können: er wäre Keinem etwas schuldig geblieben.

Carl Magnus kroch indessen zum Kreuze, und leistete Ersatz, wie man ihn verlangt hatte: Er schickte nämlich einen von seinen Solda-

ten nach Düsseldorf, und bezahlte die Unkosten.

Obgleich niemand läugnen wird, daß der Rheingraf kein Recht hatte, den Soldaten eines fremden Herrn zu verhandeln, und daß er durch eben diese Verhandlung allerdings Ahndung verdient hatte: so wird auch auf der andern Seite niemand läugnen wollen, daß das Zufahren des Pfälzer Hofes höchst ungerecht und eigenmächtig gewesen ist. Der Kurfürst war keinesweges der Herr des Rheingrafen: dieser war, wenn schon im kleinerm Format, eben so gut, wie er, ein unmittelbarer Kopf des vielköpfigen Dinges, deutsches Reich genannt; und es ist schon seit 300 Jahren hoch verboten worden, daß kein Kopf in Deutschland den andern beißen soll. Also war das gesetzwidrige Zufahren des Herrn Kurfürsten, oder seiner Unterregenten, wenn gleich in einer sehr rechtmäßigen Sache, doch allemal sehr unrechtmäßig, und so ein Stück von regentischem Egoismus, und eine derbe Probe vom Despotismus oder von dem Bestreben des Stärkern, den Schwächern, wann, wo und wie es geht, zu drücken, nach dem Bekannten:

Sic exspirat aper majoris dentibus apri.

Wenn aber das wilde Bären=Recht, bey Streitsachen eines Stärkern gegen einen Schwächern, in Deutschland lange Praxis ist: — und an Proben davon fehlt es auch in dieser Geschichte nicht — so muß man, wenn man die Vortreflichkeit der deutschen Reichsverfassung, selbst noch heutzutage, bis in den Himmel erhoben findet, oder, wenn sonst scharfsichtige Schriftsteller der Wahrheit vorbeyschleichen, ihre sonst wohlbekannten Grundsätze ignoriren, und recht böse zu thun scheinen wollen, wenn sie von Projekten des Preußischen Hofes auf eine Verbesserung der Lage der Deutschen durch eine Umänderung ihrer konstitutionellen Form, geographisch und politisch genommen, handeln, und sich dabey gebährden, wie wenn dem Kaiser das größte Unrecht dadurch geschehen würde, — wahrlich die Achseln zucken. Doch ich will — für dießmal — hier abbrechen, und eine bessere Ausführung des jezt berührten Punktes dem Herrn Kanonikus Riem wohlmeynend empfohlen dahinstellen. —

Vierzehntes Kapitel.

Die Bildermänner von Wetzlar kommen.

Das Gerüchte von dem Unvermögen des Grafen, seine Schulden abzutragen, verbreitete sich aller Orten, und alle seine Schuldner standen nach und nach auf, und foderten ihr Geld mit Macht. Nur diejenigen schwiegen noch, welche auf die Gemeinden Geld gegeben hatten, und auf die Sicherheit von deren Hypothek bauten. Aber auch diese, sobald sie inne wurden, daß es mit ihrer Hypothek schlecht aussehe, erwachten und mahnten dringend, zwar nicht den Grafen, aber die Gemeinden. Erst, als diese die Zahlung weigerten, gingen sie den Grafen an, nicht, um ihn zu mahnen, sondern — zu bitten, daß er die Gemeinden zwingen mögte, ihre Hypothek einzulösen. Der Graf aber zwang sie nicht, weil er es nicht füglich konnte, und weil er recht gut wußte, wie und für wen das Geld gehoben war.

Nach langem vergeblichen Mahnen und Bitten wurden die Creditoren endlich aufgebracht,

und klagten zu Wetzlar. Hier hätte der Graf leicht Zeit gewinnen können, sie hinzuhalten, wenn unter ihnen keine Leute gewesen wären, die in Wetzlar mächtigen Anhang gehabt hätten. Diesen hatten dort der Graf von Solms, der Graf von Lamberg, der Kanzler Bentzel von Mainz, Herr von Reineck aus Frankfurt, und solche mehr: und darum war für Carl Magnus keine Hülfe zu Wetzlar.

Meine Leser sind vielleicht nicht alle von dem Gange der Justiz in Wetzlar unterrichtet; und diesen, hoffe ich, wird es nicht zuwider seyn, wenn ich drey Worte davon anbringe. Diese Worte heißen im Kurzen also: Wer in Wetzlar keinen Anhang hat, und nicht reich genug ist, sich Gehör und günstigen Rechtsspruch durch Bestechung zu erkaufen, der muß warten, und wenn er die gerechteste Sache von der Welt haben sollte.

Das ist freilich eine traurige Wahrheit, die aber allgemein bekannt ist, zumal denen, die den Gang der Justiz in diesem illüstern Reichsgerichte je haben kennen lernen. Daher werden eben da ewige Processe geführt, und eben dieserhalb, meynt Kästner, wohnen in Wetzlar die

— Unsterblichen! Auch darum ist der Chikane, der Kabalen und der rabulistischen Ränke der Prokuratoren und des andern Reichs-Gerichts-Gesindels — wenn gleich mit etwas Ausnahme — kein Ende vom untersten bis zum obersten.

Man hat zwar, vor ohngefähr dreyßig Jahren, auf Betrieb mehrerer deutschen Fürsten, vorzüglich Friedrichs, des Zweyten, eine Gerichts-Untersuchung in Wetzlar angestellt, und dabey mehrere Assessoren der Kammer arg hergenommen, besonders den Papius und den Nettelbla; aber im Grunde ist es geblieben, wie es war: denn bey manchen Collegien ist gar keine Verbesserung anzubringen, oder man müßte sie gerade übern Haufen werfen, und sie ganz von neuem eingerichtet aufstellen. Dieß im Vorbeygehen!

Unser Carl Magnus hatte weder Anhang in Wetzlar, noch Geld zu Grehweiler, und dieß war denn genug, daß das Kammergericht zu Wetzlar eben nicht langsam mit ihm zu Werke ging. Es erschienen bald fast wöchentlich Bildermänner von da aus mit einem mandatum sine clausula. Diese Bildermänner sind die Kam-

merbothen des Gerichts, welche die Befehle in ganz Deutschland herum bringen, und an der Seite auf der Brust ein Schild mit des Kaisers Bildniß tragen, und daher ihren Namen führen.

Daß diese Kammerbothen, bey der jetzigen guten Einrichtung des Postwesens in Deutschland, sehr überflüßig sind, ist für sich klar. Die reitende Post könnte jedes mandatum viel schneller herüberfördern, und kostete nicht den funfzigsten Theil von dem, was so ein Bildermann kostet. Aber die Herren zu Wetzlar können sie als mündliche Unterhändler brauchen zu dem, was sie sich schämen müßten, schriftlich an die Hand zu geben; und darum lassen sie Post Post seyn, und halten ihre Handlanger bey.

Diese Helfershelfer der Wetzlarischen Blutegel müssen nämlich in ganz Deutschland, da wo sie Partheyen haben, fein hübsch zu verstehen geben: wie dieser oder jener Proceß eingefädelt sey; wer darin den Referenten, Consulenten und Decidenten mache; wie man diesen beykommen könne durch dieses und jenes; was man für sie geleistet habe, bald durch Fürbitte, bald

durch Geschenke, und dergleichen: und das eben ist der Dünger, worin ihre Schlange ihr Nest hat und sich warm hält! Man sieht hieraus, daß den Herren zu Wetzlar selbst viel daran liegt, diese ihre Conductörs nicht abzuschaffen, und daß folglich die Wetzlarischen mandata mit und ohne Clausel durch solches Justiz-Gesindel solange werden herum getrödelt werden, bis eine mächtige Hand sie mit samt ihren Sufflörs zum Tempel der Injustiz hinauswirft. Sie alle sind ein veralteter Krebsschaden, dessen Heilung keine Palliative, wohl aber ein Messer oder ein Brenneisen erfodert.

Man kennt auch die Bildermänner aller Orten, wohin die Camera Imperialis sie noch senden darf, hinlänglich als Flegel, und behandelt sie meist als solche, und sieht sie lieber gehen als kommen. Einst hatte Herr von Wallbraun zu Partenheim einen Proceß, um dessen willen ihm einigemal so ein Kerl zugeschickt wurde. Er ward aber der Senderey müde, und ließ den Bildermann — wie tief nämlich das Ansehn der Kammer zu Wetzlar gesunken ist — durch seine Leute tüchtig ausprügeln und zum Guckuck jagen. Dieß Schicksal haben die wetzlarischen Ju-

stiz = Engel schon oft gehabt, ohne daß eben viel Aufhebens darüber wäre gemacht worden.

Der Graf Lamberg und der Kanzler Beutzel, beyde zu Mainz, hatten, wie man weiß, auf einige Gemeinden Geld hergegeben, und foderten, durch das Gerücht scheu gemacht, endlich auch ihre Zahlung. Da aus dieser, nach dem Vorhergehenden, nichts wurde, so klagten sie zu Wezlar, und erhielten einen Exekutions=gebühr gegen die Gemeinden Wendelsheim, Munzler und Steinbockenheim. Die Summe ihrer Foderung war stark, und so entstand unter den Leuten, wie natürlich, ein Aufstand, und diesen half der beleidigte Nordmann noch ansehnlich mehren. Es war eben ein Jahrmarkt in der dortigen Gegend, den man wegen seiner Berufenheit von weit und breit her besuchet; und auf diesem fand Nordmann aus Grehweilerischen Ortschaften mehrere Einwohner, welche bey einem Glase Wein es gewaltig aufmuzten, daß man sie verdammt hätte, ihres Grafen Schulden abzutragen. Nordmann war schon vorher davon unterrichtet, und um dem Grafen, wegen der ihm zugeschobenen Verhandlung des Soldaten, einen Pos=

sen wieder zu spielen, rieth er den Bauern, bey dem Kurfürsten von der Pfalz um Schutz gegen dieses Zumuthen anzusuchen.

Nordmanns Rath gefiel den Bauern: sie theilten ihn einigen Leuten mit, welchen sie Einsicht zutrauten; aber da lauteten die Urtheile darüber verschieden. Die Prediger, was das sonderbarste ist, waren fast alle Nordmanns Meynung, auch viele andere gräfliche Unterthanen, wenn gleich wieder andere, aus Furcht, ihren Souverain vor den Kopf zu stoßen, jene Bittschrift nicht mit unterschreiben wollten, welche an den Kurfürsten gerichtet ward. Nordmann fertigte endlich den Aufsatz aus, von dem man vermuthete, daß ihn der Oberschulz Pflug von Wöllstein entworfen hätte.

In dieser Schrift stellten die Bauern alles vor, was man schon weiß, und bathen den Kurfürsten, sie gegen den Ausspruch der Kammer zu Wetzlar zu schützen, und dahin zu sorgen, daß eben der bezahlen müsse, der das Geld erhalten habe — ihr Graf, und nicht sie. Die Abgesandten überreichten ihren Aufsatz zu Mannheim zuerst einigen Ministern,

und diese hießen ihn gut, und freuten sich schon der Gelegenheit, sich an dem Rheingrafen zu reiben und mitunter auch für sich zu sorgen. Von diesen aufgemuntert, gingen sie zum Kurfürsten; aber hier lautete das Lied anders. Er wandelte eben im Schloßgarten allein, las den Aufsatz gleich durch, ward unwillig und fragte: Was denkt Ihr von mir, Leute? Glaubt Ihr, daß ich etwas thun soll, was ich nicht thun darf? Ich habe Eurem Grafen nichts zu befehlen: suchet Hülfe beym Kaiser und den Reichsgerichten: Es kann seyn, daß Ihr Recht habt, aber ich kann das nicht ausmachen, und Euch also auch nicht helfen. —

Das hatte man nicht erwartet, und der Fürst entschied hier anders, als seine Minister. Er bewies wenigstens hier Einsicht und Achtung gegen Recht und Gerechtigkeit; und nach diesem zu urtheilen, mögte er von der obigen Husaren-Exekution wohl gar nichts gewußt haben, welches alsdann freilich noch unverzeihlicher gewesen wäre. — Wer weiß auch, ob er an den Fehlern immer Theil gehabt habe, welche unter seinem Namen be-

gangen sind. Es scheint vielmehr, so wenig sich auch dieß entschuldigen läßt, daß er alsdann von der Sache entweder gar nichts gewußt habe, oder sie nicht recht gewußt habe. Freilich, hätte er, als Fürst, überall selbst forschen und selbst herrschen sollen, und dieß nicht Ministern und Lieblingen überlassen: aber seit Friedrichs des Großen Tode, sind Fürsten von der dazu nöthigen Energie und Konsequenz selten. Genug, die Bauern fanden nicht, was sie suchten, und so rieth Nordmann, der einmal ihr Vertrauter und geheimer Rath geworden war, zu einer Deputation nach — Wetzlar.

Hiezu kam ein Umstand, der diese Deputation noch förderte. Hofrath Kremer sah lange ein, daß die Haushaltung des Grafen ihrer gänzlichen Auflösung nahe sey, und suchte, um sich zu sichern, vom Grehweiler Hofe je eher je lieber wegzukommen. Die Aussicht dazu öffneten ihm die Fürsten von Nassau, welche ihm die Stelle eines Nassauischen Gesammtrathes zu Weilburg zusagten, sobald der damalige, ein Greis von 78 Jahren, entweder seine Stelle niederlegen, oder das Zeitliche mit

dem Ewigen wechseln würde. Kremer war daher für die Zukunft gedeckt, und fand nun keine Ursache, seines Grafen weiter zu schonen. *)

Außerdem hatte Kremer — vielleicht — noch einen Grund, sich der gräflichen Unterthanen anzunehmen, und den Grafen, der bisher nicht hatte hören wollen, es fühlen zu lassen, daß man das ärndte, was man säet, wie im Guten, so auch im Argen. Er konnte nämlich als gewiß voraussetzen, daß der Graf, sobald die Last der Schulden, — wie er es verdiente — auf ihn allein zurückfiele, eine kaiserliche Commission würde leiden müssen: und in diesem Falle war es wahrscheinlich, daß man entweder den Fürsten von Nassau-Weilburg oder von Nassau Usingen, als die dortigen nächsten Reichsstände, die den Rheingrafen kommissioniren konnten, zu Commissarien ernennen würde. Commissionen sind aber ergiebige Goldgruben für die, welche sie erhalten, wie ich bald zeigen werde in dem Kapitel von den kaiserlichen Commissionen. Kremer konn-

*) Curtius sagt wohl nicht unrecht (L. VI. C. 6.): Nemo fere parcit morituro, nec cuiquam moriturus, ut opinor.



te also einem seiner künftigen Herren einen grossen Vortheil schaffen, und sich dadurch nicht wenig geliebt machen.

Es ist daher kein Wunder, daß er, so schüchtern er sonst gewesen war, endlich aus seiner Unthätigkeit, die der Graf freilich selbst mit verschuldet hatte, erwachte, und sich in Angelegenheiten mischte, die er bisher wenig oder gar nicht geachtet hatte. Erst also machte er sich an den Grafen, und stellte diesem vor: daß er schon wegen der Schulden auf seinen Namen Commissionsfähig immer wäre, daß aber, wenn er sich selbst auch als die Ursache der Schulden auf die Gemeinden angäbe, man die Commission vielleicht seinen eigenen Beamten anvertrauen würde, entweder dem Rath Dautel, oder wohl auch ihm selbst — dem Hofrath Kremer. Geschähe dieses: so verlöre er wenigstens die Regierung nicht, und er habe alsdann weiter nichts zu thun, als sich auf eine Zeitlang etwas einzuschränken.

Diese Vorstellungen, so gegründet oder ungründet sie seyn mogten, hieß der Graf, der einmal in die Enge getrieben war, gut, versprach, sich in Alles zu fügen, und hatte nichts dawider,

wider, wenn die Sache seiner Bauern in Wetzlar betrieben würde. Kremer also wendete sich im Namen der Beschwerten an den Prokurator von Bostel, einen sehr gelehrten Juristen und recht braven Mann, welches gewiß eine Seltenheit in Wetzlar; und Herr von Bostel wußte die Sache so einzuleiten, daß den klagenden Creditoren ein Beweis aufgegeben wurde, den sie unmöglich führen konnten, oder, wenn sie ihn führten, der ihre Sache verschlimmerte. So z. B. sollten sie darthun, daß die Unterthanen das Geld selbst negotiirt und erhalten hätten. Dieß ging nicht: denn das hatten jedesmal die gethan, welche, als gräfliche Unterhändler, wir schon kennen. Worauf dieß führen sollte, merkt man gleich.

Bey alle dem stand die Sache der Unterthanen noch immer nicht zum Besten: ihre Hypotheken waren in den Händen der Gläubiger; und nach dem Buchstaben der Gesetze war es, wenn es darauf ankam, einem Händelmacher etwas leichtes, sie zur Abtragung der Schuld gerichtlich anzuhalten. Eben darum waren damals Einige der Meynung, daß blos Kremers Anschlag dem Grafen den lezten Streich

versezt habe. — Und hätte man bisher sich nicht gescheuet, alle Ränke aufzubiethen, um durch Betrug eine fürchterliche Schulden-Masse anzuhäufen: so hätte man — dieß meynten noch Andere — nun auch fortfahren müssen, Ränke weiter zu brauchen, um den Unterthanen die Bezahlung der Schulden durchaus aufzudringen, und so — den Grafen davon zu befreyen. Man müsse nie — wie sie hinzusezten — auf halbem Wege stehen bleiben, noch weniger umkehren, wenn das Stehenbleiben oder Umkehren mehr Nachtheil als Vortheil bringen sollte.

Das war freilich sehr Cartouchisch, oder, wie man dergleichen heutzutage feiner zu geben pflegt — sehr politisch: aber alle möglichen Ränke waren im Inlande und Auslande längst erschöpft; und Geld war auch, wie wir wissen, nicht mehr da, um durch Bestechung in Wetzlar etwas zum Beßten des Grafen auszurichten. Auch war dieser damals das allgemeine Stichblatt der nachtheiligsten Gerüchte: und so verachtete und verdammte man ihn zu sehr, als daß noch Mitleid für ihn hätte wirken können.

Ueberdem waren Arnoldi, Schad, Breckenfeld, Häfner und Consorten bisher die

Unterhändler des Grafen gewesen, aber auf eine Art, die ihn, wie er am Ende selbst einsah, in den tiefen Abgrund gestürzt hatte: und darum war es weder ihm noch ihnen möglich, sich für die Benutzung irgend eines ihrer alten Schleichwege noch einmal gegenseitig im Vertrauen mitzutheilen. Isolirt und gedrängt also, wie der Graf nun einmal da stand, hielt er sich ganz an Hofrath Kremer, als sein leztes Alles; und dieser und Rath Dautel fanden jezt Gehör, so bald und oft sie wollten.

Beyde waren die Männer nicht, welche in die Fußstapfen eines Breckenfelds oder Häfners hätten treten mögen; und da beyde vielleicht von dem Grundsatz ausgingen: daß der, wer gesündiget habe, auch büßen müsse, und daß es höchst ungerecht seyn würde, mehrere unschuldige Gemeinden ihrem höchst schuldigen Grafen aufzuopfern: so konnte Kremers Rath nicht leicht anders ausfallen, als er wirklich ausfiel.

Den vorher erwähnten Vortheil konnte er einem seiner künftigen Herren immer zudenken, zum voraus versichert, daß ihn jede andere auswärtige Commission, die er, wenn alles recht-

lich zuginge, für unvermeidlich hielt, vielleicht weit schröpfender suchen würde, als einer seiner künftigen Herren, zumal, wenn man ihm die Führung derselben anvertrauen sollte. Kremers ehrlicher Karakter, denk' ich, steht also noch aufrecht: aber als Beschreiber dieser Geschichte hielt ich es für Pflicht, auch das mitanzuführen, was damals — nach dem Dafürhalten — einigen Schatten auf ihn wirklich oder scheinbar werfen konnte.

Was Kremer gethan hatte, thaten auch die beschwerten Unterthanen. Durch Nordmann angetrieben, schickten sie eine Deputation Bauern nach Wetzlar, um die Entscheidung der Schuldsache dort gehörig einzuleiten. Unter diesen war ein gewisser Töpfer, Namens Engel, eben der, dessen ich im ersten Bande meiner Lebensgeschichte erwähnt habe. Dieser Engel wußte um die geheimsten Begebenheiten des Grafen sehr genau, auch um die des Oberschulzen Häfner, der für ihn, als seinen sonst innigsten Vertrauten, kein Geheimniß gehabt hatte. Zu Wetzlar ging Engel in alle Gesellschaften, wohin Leute seiner Art kommen konnten; und da er artig und naiv erzählte: so hörte man ihn

gern, und eben durch ihn wurden die Begebenheiten von Grehweiler das Gespräch des Tages unter den Vornehmen und andern Cirkeln dieser Stadt. Selbst der Graf Spauer, Präsident der Kammer, ließ Engeln mehrmals zu sich bitten, und lachte oft laut auf, wenn Engel von Braun oder Häfnern eine Schnurre anbrachte.

Eine Hauptstütze bekamen die Grehweiler Unterthanen an dem Fürsten Dominik von Salm-Kyrburg. Dieser Edle und der Graf von Grumbach nahmen sich, als Agnaten des Rheingrafen, dennoch der Sache der Gemeinden an, und schickten, um das Grehweiler Ländchen vom Verderben zu retten, und dadurch für Carl Magnus und dessen Kinder am Ende selbst zu sorgen, den Kyrburger Geheimerath Embden an das Kammergericht nach Wetzlar, und ließen durch diesen, der in der Gemeinden Sache selbst sehr nachdrücklich schrieb, auf eine nähere und unpartheyische Untersuchung des ganzen Handels antragen. Die Untersuchung ging regelmäßig vor sich, und nach deren Vollendung erhielten die Kläger das Urtheil: „daß nicht die belangten Gemeinden, sondern der Rheingraf

ihr Schuldner sey, und daß sie sich an die kaiserliche Commission, die zu seiner Zeit zu Grehweiler eintreten würde, ganz allein zu halten hätten." — — —

Fürst Dominik war ein so eigner, rechtschaffner Sonderling, daß meine Leser es zu Gute halten müssen, wenn ich diesen philosophischen Sonderling näher vorführe.

Er hieß, wie man gesehen hat, Dominik, und aus diesem Vornamen machten die kurzsichtigen Leute, die nicht wußten, was sie an dem rechtschaffnen Fürsten hatten, den Spitznamen Dumm-Nickel. Er wußte dieß, war aber an sich zu groß, als daß ihn eine solche Kleinigkeit gekümmert hätte. Er lachte oft selbst darüber. Seine erste Jugend hatte er größtentheils in Frankreich zugebracht, war aber von den französischen Moden und Sitten so wenig Freund geworden, daß er nicht einmal gern französisch sprechen hörte. Aus Grundsätzen war er ein Weiberfeind; und einer dieser Grundsätze war: daß kein Mann, der ein Weib habe, sein eigner Herr sey, indem jeder Geehlichte gewisser Maßen unter dem Pantoffel stehe, ent-

weder der Liebe, oder der Herrschsucht, oder des Murrsinns u. dgl.

Ich bedaure den rechtschaffnen Mann noch auf diese Stunde, daß ein eigensinniges Vorurtheil, durch Temperament unterstützt, ihn abhielt, das mitvollendende Glück der Menschheit, welches vorzüglich in Gesellschaft eines einsichtigen, biedern Weibes zu finden ist, zur belebenden Humanität nach Kopf und Herz zu genießen! Aber diese Denkungsart war einmal sein Steckenpferd, wenn gleich ein vernageltes. Er ritt es wirklich arg, so, daß er nicht einmal ein Frauenzimmer an seinem Hofe duldete; noch weniger einen Bedienten, der ein Weib hatte. Sobald einer von ihnen sich nur verlauten ließ, daß er eine Heurath im Sinne habe, den Augenblick entließ er ihn. Und doch war er sonst der wärmste Menschenfreund!

Diese Grille kann man um so mehr bewundern, da Fürst Dominik ein Katholik war, folglich die Ehe für ein Sakrament halten mußte, oder für ein Mittel, Gottes Gnade zu erwerben und zu vermehren. Aber es ging ihm hierin, wie dem großen englischen Dichter und Philosophen Pope. Dieser war auch Katholik,

und darum mußte ihm, wegen der katholischen Lehre über Fegefeuer und Exorcismus der Glaube an Gespenster ein Quasi=Glaubensartikel seyn: und doch entließ Pope jeden Bedienten, von dem er merkte, daß er an Gespenster glaube.

Die Wittwe eines verstorbenen Hofraths hatte indeß doch das Glück, die Vertraute des Fürsten Dominiks zu seyn. Sie war zu alt, um zu Verdacht Anlaß zu geben, aber schlau genug, ihn so für sich einzunehmen, daß er halbe Tage bey ihr zubrachte, und ihr von seinen geheimsten Anschlägen Auskunft gab — zum Beweise: daß der Mann doch am Weibe hängen muß, und sollte sie eine Matrone weit über funfzig seyn.

Wie die Weiber, so haßte Dominik auch die Jäger: keiner von ihnen durfte ihm nahe kommen. Wer Thiere plagen, und während dieses Plagens die Früchte der armen Bauern zertreten kann, das ist ein Unmensch, und der bleibe mir weit vom Leibe: dieß war seine Maxime über die Jäger. Auch die grüne Farbe, eben weil die Jäger sie gewöhnlich tragen, konnte er durchaus nicht vor sich sehen. Wer etwas

bey ihm zu suchen hatte, durfte nicht grün erscheinen, oder er fand kein Gehör.

Dieß waren die schwachen Seiten des Fürsten: Aber an Herzensgüte, an Liebe zur Gerechtigkeit, und an treuer, unermüdeter Verwaltung seines Amtes übertraf ihn von den deutschen Fürsten keiner: nur der Markgraf von Baden kam ihm hierin gleich. Sein Hofstaat war sehr einfach; Gastereyen und Fêten — fremde Dinge; und da er keine Schulden hatte, die Auflagen kaum fühlbar. Das Wohl seiner Unterthanen betrachtete er als die Quelle von seinem: um dieß nicht sinken zu lassen, hob er jenes unermüdet höher. Wer an den Bäumen ohne Unterlaß säget und schneidet, sagte er öfters, nimmt ihnen den Saft, und sie verdörren. Dieß auch, und der Haß gegen alles, was Ungerechtigkeit hieß, selbst an Verwandten, bewog ihn, sich der Grehweiler anzunehmen.

So denn hätte Fürst Dominik recht glücklich leben können, wenn er keine Neffen gehabt hätte. Er war, wie sich denken läßt, nie verheurathet, wohl aber sein Bruder, ehemals General in französischen Diensten. Dieser hatte

zwey Söhne, deren älterer, ein Erzwildfang, gerade zu Dominiks Nachfolger bestimmt war. Ein erzschlechtes Stück von Hofmeister — O Ihr, die Ihr studiert, um Euch zu Erziehern auszubilden, merket hier auf, und seht an Dominiks Nachfolger, seht an Carl Magnus die Früchte einer verfehlten Erziehung, und schaudert! In Euern Händen liegt oft nahe, oft ferner Fluch und Segen für Euch, für Eure Zöglinge, oft auch für Tausende, ja, für eine ganze Nation! — Eltern, seht Euch vor, und lernt den braven Erzieher schätzen, höher denn alles Gold! — Seht auch Ihr Uebrigen: es liegt oft nur an den Bürgerlichen, wenn Fürsten- und Edel-Kinder sie drücken und verachten, und sich samt ihnen zu Grunde richten! — Also, ein erzschlechtes Stück von Hofmeister hatte die jungen Herren verhunzt, besonders den ältern, und Paris hatte die Verhunzung an diesem vollendet. Der jüngere besann sich und ward wieder gut durch sich; aber der ältere schweifte schon in der frühen Jugend so unbändig aus, daß er dem alten Dominik tausend Verdruß zuzog. Weil ihm dieser, um ihn in Schranken zu halten, nicht so viel Geld gab,

als er zu seinen Bubenstreichen nöthig hatte, so mußte geborgt werden; und hiebey halfen ihm die Bedienten des alten Dominiks aus Hoffnung auf einen Lohn für dereinst. Wenn der Fürst es erfuhr, so jagte er die Bedienten fort, die, wie er sagte, seinen Neffen deboschirten.

Weil Dominik keinen Glanz machte, so war er auch nicht recht beliebt bey Vielen seiner Unterthanen, welche den stillen, schlichten Landesvater nicht leiden konnten, und lieber einen Soldaten oder Komödianten zum Herrn gehabt hätten. Die Mode einiger Rheinländischer Sultane, den französischen Hofgeschmack nachzumachen, hatte die Augen der Leute verwöhnt, und sie erwarteten das an Dominiks Nachfolger, was sie an diesem nicht fanden. Sie fanden es nachher, aber so beißend, daß ihnen die Augen davon übergingen. Sie hatten sich vom jungen Prinzen zwar alles Gute versprochen, fanden aber bald das Gegentheil. Gleich nach dem Absterben des alten, edeln Dominiks — ich glaube, es war 1779 — gab sein Nachfolger die französischen Kriegsdienste auf, und traf solche Veränderungen in der einfachen Regierungsweise seines Vorfahrs, daß allen Ein-

sichtigen bald Angst und bange ward. Sein französirender Hofstaat überschritt alle Gränzen so arg, daß in dem kleinen Kyrburg — drey beynahe öffentliche Bordelle waren. Schulden wurden mehr als zuviel gemacht, und um sie zu tilgen, wurden die Unterthanen fürchterlich gedruckt und geschunden. Da nun sahen und fühlten sie die Folgen des französischen Hofgeschmacks und wünschten die edle, deutsche Einfalt ihres verkannten Dominiks zurück: aber zu spät.

Zur Gemalin nahm der Wüstling, nach der oben erwähnten fehlgeschlagenen Speculation auf die ältere Tochter unseres Carl Magnus, eine Tochter des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Bey dieser Dame war die schönste Seele mit dem schönsten Körper vereint, aber für Reize von dieser Art hatte der Abgestumpfte keinen Sinn mehr, und er stürmte oft mit den bittersten Kränkungen auf diese Edle. Ihre Bemühungen, ihn zur Ordnung und Häuslichkeit zurück zu bringen, waren vergeblich. Wie verschwenderisch mit sich er vorher zu Paris gelebt hatte, weiß man aus dem Obigen. Bey der französischen Revolution ergriff er die

Parthey des Herzogs von Orleans, und sein Lohn dafür war 1795 auf der Pariser Guillotine eben so schändlich, als vorher sein Leben. Sein Name ist in Frankreich und in Deutschland ein Scheusal geworden.

Ich habe oben gesagt: dieses Scheusal habe zu einer verkleisternden Beruhigung es nöthig gefunden, pfäffisch = fromm zu seyn: und doch machte er zuweilen Mine, wie er den Freydenker spielen wollte! Wenn es aber wahr ist, was Locke sagt, daß blos ein anhaltendes und aufrichtiges Studium der Natur Dinge, also Naturgeschichte, Physik und Chemie, im Stande sey, die Vorurtheile der Jugend gründlich zu heben, und daß es durchaus keinen lasterhaften Freydenker geben könne, oder daß kein Mensch, so lange er, von Sinnlichkeit sklavisch beherrscht, sein lasterhaftes Leben fortführt, die eingesogenen religiösen und andere Vorurtheile ablegen, und dadurch zum ungehinderten, freyen Denken nach der Natur der Dinge, und deren richtiger Würdigung, und nicht nach den hergebrachten Meynungen der Menschen, denken lernen könne: so müssen alle Bösewichter, wie weiland der Herzog von

Orleans, der Fürst von Salm=Kyrburg, Robespierre und andere dieses Gelichters, im Grunde alle Arten vom pfäffischem Aberwitz für wahr gehalten haben; und diesemnach könnte man alles verwetten, daß dem Fürsten von Salm=Kyrburg — der Teufel, die Hölle und andere morgenländische Mythen im verkehrt=realisirten Pfaffen=Sinn vor und auf der Guillotine recht lebhaft werden vor Augen geschwebt haben. Er war viel zu kurzsichtig, um nach festen Grundsätzen ein Freygeist des Kopfs zu seyn; und was er als Freygeist des Herzens zu verwerfen Mine machte, um ungehinderter seinen Lüsten fröhnen zu können, hörte darum nicht auf, seine trübe und dunkele Seele phantastisch zu foltern, so sehr seine heitere Seele bey guten Dingen über dasselbe auch lachte. Es ging ihm gewiß, wie jenen, von welchen Seneka bemerkt: Was sie bey hellem Tage leugnen, das fürchten sie des Nachts oder bey Gewittern. Genug, er war ein Scheusal, wie man sie am Rhein unter seines Gleichen sonst nicht selten gehabt hat.

Was also die Neufranken, unter Cüstine, an den Schlössern der Großen in der Rheinge=

gend als Denkmal der Verwüstung hinterließen, war mehr als Haß gegen den Adel als Adel. Auch waren es die Neufranken nicht allein, welche hier die Strafgerechtigkeit zum Erschrecken verübten. Die versteckte Rachsucht der Deutschen belebte und richtete die Fäuste der Neufranken: und am Ende hatten die lieben Großen diese Behandlung meist alle selbst verschuldet. Es kann ihres Gleichen zum Notabene dienen unter dem Motto:

Discite justitiam moniti!

Funfzehntes Kapitel.

Höchst ungerechtes und Reichs-Constitutions-widriges Verfahren des Mainzer Hofes gegen einige Rheingräfliche Unterthanen.

Der Graf Lamberg und der Kanzler von Bentzel zu Mainz achteten den Wetzlarischen Bescheid so wenig, daß sie, durch ihn schrecklich aufgebracht, vielmehr beschlossen, sich zu rächen und sich selbst Recht zu schaffen. Der Herr Erzbischof und Kurfürst, dessen rechte Hand Bentzel war, kam ihnen hiebey ganz jesuitisch oder vielmehr à la Robespierre nach willfährlicher Willkühr ohne die mindeste Ein-

schränkung nach Wunsche zu statten. Die Sache wurde auf folgende Art ausgeführt. Der Amtsverweser des Mainzischen Amtes Neubamberg mußte einige Rheingräfliche Gerichtsleute und Schulzen, ihrer Neune an der Zahl, unter denen der Schulz Hahn von Wendelsheim, Matthes, Schmid, der vorher erwähnte Engel und andere sich befanden, nach Wöllstein abholen, um da, wie er sagte, einige Gränzstreitigkeiten mit ihnen gemeinschaftlich beyzulegen. Die Leute, welche nichts Böses erwarteten, gingen unbefangen mit, und kaum waren sie in Wöllstein angekommen, so wurden sie auf der Stelle gefänglich angehalten und nach Neubamberg abgeführt.

An eben dem Tage hatte Heimbach auch die beyden Grehweiler Hofjuden, den Salomon und Nathan, welche das eingeklagte Geld zu Mainz negotiirt hatten, in Volksheim eingezogen.

Der Rheingraf, dem damals von Tag zu Tage die Aussicht immer beschränkter und trüber gemacht wurde, erschrack gar mächtig, als er die Festsetzung seiner Unterthanen erfuhr, und

schickte

schickte den Hofrath Kremer, um über diese Verletzung der öffentlichen Sicherheit Belehrung einzuholen, nach Neubamberg. Hier konnte ihm Heimbach weiter nichts berichten, als: daß er bey dieser Einziehung blos einen kurfürstlichen Befehl befolgt habe, welchen er auch vorzeigte. Kremer begab sich hierauf nach Mainz, erhielt aber auch da schlechte Antwort. Die Leute, hieß es, hätten sich ehemals unterschrieben, wollten aber jezt nicht bezahlen, und wären dieserhalb zu Wetzlar mit einer Vorstellung eingekommen, und hätten hiedurch deutlich genug gezeigt, wie wenig Lust sie hätten, zu bezahlen: Es sey daher nicht mehr als billig, daß man sie festhalte, bis sie ihre Schuldigkeit leisten würden, und dann sollten sie den Augenblick loskommen.

Kremer, der den Weg einer gütlichen Vermittelung fruchtlos versucht hatte, ließ nun ungesäumt dieses höchst seltsame und allen Gesetzen und Rechten widerstrebende Verfahren durch Herrn von Bostel zu Wetzlar einklagen, und bald darauf erhielt der Kurfürst von Mainz durch einen Bildermann das Mandat: die gefangenen Rheingräflichen Unterthanen sogleich wieder auf

freyen Fuß zu stellen: aber dafür hatte man zu Mainz keine Ohren! Weil man indeß doch befürchtete, daß das Kammergericht etwan dem Kurfürsten von der Pfalz die Ausführung des Mandats auftragen mögte: so brachte man die Leute, welche bisher in Neubamberg gesessen hatten, um sich ihrer auf jeden Fall noch mehr zu versichern, nach Mainz in die abscheulichsten Gefängnisse, wohin man sonst nur überführte Erzspitzbuben, Räuber und dergleichen zu setzen pflegte.

Die Barbarey der Mainzer Herren ging immer weiter. So unmenschlich die Gefängnisse waren, so karg war die Nahrung der Eingesperrten. Man ließ ihnen weiter nichts reichen als Wasser und Brod, und nur aus besonderer hoher Gnade wollte man es endlich geschehen lassen, daß die Angehörigen der Unglücklichen sie mit andern Lebensmitteln aus dem Ihrigen versehen dürften.

Nachdem sie einige Monate in Mainz gesessen waren, ließ man ihnen die Freyheit anbiethen, aber unter einer Bedingung, die sie alle einhellig verwarfen; und diese Bedingung war keine andere, als — katholisch zu werden!

Man denke! Menschen, denen Menschenrechte und Reichsgesetze nicht das mindeste galten, gilt der Katholicismus als ein non plus ultra, und — wofern die Mainzer Herren die Eingezogenen wirklich für Verbrecher hielten — als ein Mittel, sie zu entlassen, und ihnen folglich, nach eben der Voraussetzung, die Thür wieder zu öffnen, die öffentliche Sicherheit der Umänderung eines Kirchen = Namens aufzuopfern. — Was die erzbischöflichen Leute für Begriffe haben mußten von Menschenwerth und Verdienst! von innerer Moralität nach der moralischen Natur des Menschen, und von äußerer nach Kirchthum!

Jenes Anerbiethen war auch wirklich eine ganz eigne Art, den Apostel des Katholicismus zu machen: denn nach dieser durfte man nur unschuldige Protestanten auffangen, sie einstecken und sie so lange und so barbarisch sitzen lassen, bis der heilige Geist der Noth sie erleuchtete, und sie katholisch werden wollten. Vortreffliches Apostolat, ganz dem Geiste des ächten Katholicismus würdig!

Der Jude Nathan von Grehweiler, und ein Bauer aus Münster unterlagen der Behand-

lung, und starben im Gefängniß; aber auch das bewog den Kurfürsten, oder vielmehr dessen Kanzler zur Entlassung dieser Leute so wenig, als die oft wiederholten Befehle der Kammer zu Wetzlar, und des Reichshofraths nachgehends zu Wien. Sie sollten und mußten sitzen: Gewalt ging vor Recht!

Als hernach die Commission eintrat, so foderte auch diese die Loslassung der Gefangenen; aber wieder vergebens. Die Regierung zu Mainz erklärte geradezu, daß man sich von der Commission eben so wenig befehlen ließe, als von der Kammer zu Wetzlar, und dem Reichs-Hofrath zu Wien: und die Leute blieben sitzen! Erst, nachdem man endlich einsah, daß das Zurückbehalten derselben weder den Grafen, der erschöpft war, noch die Angehörigen, die einen hohen Richterspruch für sich hatten, auch nicht die Commission, die noch immer nichts erübrigen konnte, dahin bringen würde, daß Lamberg und Bentzel das erhielten, was sie durch das Festhalten der Leute suchten, da erst ließ man sie los, doch auch nicht ganz unentgeldlich: Jeder mußte Kopf für Kopf noch 500 Gulden abtragen.

Die kaiserliche Commission versprach zwar, dieses Geld den Leuten dereinst zu ersetzen, es ist aber bis jezt noch nicht geschehen, und wird wahrscheinlich auch nimmermehr geschehen. Die armen Leute waren an die vier Jahre gesessen, und ihre Oekonomie war durch ihre lange Abwesenheit beynahe ganz zerrüttet worden.

Man mag sagen, was man will, so war dieses Verfahren des Mainzer Hofes ein abscheulicher Eingriff in die gemeinen Rechte unserer Nation. Diese Rechte verbiethen jedem, er sey, wer er wolle, sich Recht zu schaffen. Der beschriebene Eingriff ist um so abscheulicher, da er von einem Kurfürsten begangen wurde, welchem, als Erzkanzler des Reichs, an der Aufrechthaltung der deutschen Rechte sehr viel gelegen seyn muß. Als ehemals das Faustrecht noch galt, und gar kein Recht, kein Gesetz geachtet wurde, da freilich war es niemanden zu verdenken, wenn er sich selbst Recht zu schaffen suchte: aber zu unsern Zeiten sollte dergleichen nicht mehr gehört werden.

Man hat dem Kaiser Karl, dem Fünften, es verdacht, daß er den Landgrafen Philipp von Hessen ins Garn lockte und gefan=

gen nahm: aber Karl der Fünfte hatte wirklich mehr Recht, den Landgrafen hinzusetzen, als der Mainzer Kurfürst, fremde Unterthanen in Fesseln zu legen, und dieß so lange, und obendrein feierlich Absolvirte.

Als Robespierre in Frankreich wüthete, war die alte Ordnung der Dinge aufgehoben, und da konnte er es nöthig finden, das durch Schrecken zu bewirken, was er durch eine neuorganisirte Ordnung der Dinge noch nicht konnte: als aber die Mainzer sich des Schreckenssystems bedienten, da hatte Deutschland noch gesetzliche Verfassung; und so erst hieß es recht schändlich, alle Gesetze zu Boden zu treten, und den Robespierre vor dem Robespierre spielen!

Als Preußen Mainz zurückerobert hatte, da ermahnte man alle Mainzer, der Obrigkeit unterthänig zu seyn, denn es sey keine Gewalt, denn von Gott: als aber das Kammergericht zu Wetzlar und der Reichshofrath zu Wien den Reichs-Erzkanzler zum Gehorsam gegen die Reichsgesetze und deren Oberaufseher auffoderten, da trozte man, und erkannte keine andere Obrigkeit und Gewalt, als sich und die seine!

Und alle diese Inkonsequenzen, all diese Barbarey und Anarchie war es, was alle hellen Mainzer zur Klubbisterey bestimmte, und sie gegen ihre alte Obrigkeit und Regierung aufbrachte: und dennoch nahm man es ihnen übel, daß sie sich in die neue Ordnung ihres Eroberers, des Cüstine, fügten, wie die Südpreußen sich in die neue Ordnung ihres Eroberers gleichsam fügen! Und doch nannte man jene — Rebellen, und diese — gehorsame Kinder!

Der Mainzer Regierungs-Unfug steht am Pranger in dem Niedersächsischen Merkur, in den Flugschriften der Klubbisten, in dem neuen grauen Ungeheuer, in verschiedenen Schriften von Rebmann, auch in meiner Lebensgeschichte und anderwärts. Noch ärger wird man ihn finden in Eickemeyers Denkschrift über die Uebergabe von Mainz an Cüstine. Diese Schrift ist schon unter der Presse, begleitet mit Anmerkungen von mir, und erscheint vielleicht mit dieser. Man hat für gut gefunden, die ersten dieser Schriften hoch und streng zu verbiethen, dabey aber die Kleinigkeit übersehen, daß Verbothe von der

Art das Geschehene nicht ungeschehen machen können, und daß einen schändlichen Robes-pierrismus nichts ärger verräth, als wenn eine gewisse Klasse von Staatsbürgern das Recht haben will, zu handeln, wie es beliebt, und daß andere Staatsbürger, denen dieß Handeln wider alle Gesetze wehe thut, oder die es lächerlich finden, nicht einmal das Recht haben sollen, zu sagen oder zu erfahren: Dieß that der und der: und das war unrecht, weil es gegen die Gesetze der Vernunft oder des Staates ist, oder weil es die Regierung lächerlich und dadurch verächtlich macht. —

Das beste Mittel, solche Kopieen zu verhüten, ist — kein Original dazu hergeben. Das Echo schweigt, wenn man es nicht durch Lautrufen weckt; und wenn ein Herzog von Alba den Wütherich nie getrieben hätte, so hätte ein van der Ynckt ihn nie als Wütherich schildern können. Bessere Fürsten, ein Friederich der Große, ein Joseph und Leopold der Zweyte, suchten recht zu handeln, und scheuten Niemand; verbothen darum auch keine Schriften. Wer also (einige Fälle ausgenommen) verbiethet Schriften? —

Heimbach, welcher sich bey der Mainzer Gräulgeschichte als ein Werkzeug der Mainzer Injustiz hatte brauchen lassen, wurde eine Zeitlang hernach, wahrscheinlich von einigen Verwandten der Gefangenen, bey Bockenheim des Nachts angefallen und bis auf den Tod zerprügelt. Er erholte sich wider alles Erwarten, wurde aber wegen der vielen Schurkereyen, deren er sich schuldig gemacht hatte, endlich vom Kurfürsten fortgejagt, und sein ganzes Vermögen wurde von dem Fiskus eingezogen.

Sobald die Gefangennehmung der Rheingräflichen Unterthanen überall gerüchtlich herumging, so getraute sich kein Grehweiler in ein fremdes Gebiet hinüber, aus Furcht vor etwas Aehnlichem. Dieß schadete dem Erwerbstande und dem gegenseitigen Verkehr außerordentlich: denn auch die Mainzer mußten Repressalien befürchten. Besonders hielt Carl Magnus sich ganz stille, und kam gar nicht mehr vor sein Schloß. Seine Helfer, der Oberschulz Häfner und die übrigen bekannten Buben, die so viel Unheil hatten entstehen und verbreiten helfen, suchten ihre Sachen in Ordnung zu bringen und abzufahren, doch wollten sie erst noch

ihre rückständige Besoldung einziehen: aber es fehlte überall an Geld.

Hofrath Kremer ging mit der Zeit auch fort, und hatte einen jungen gelehrten Mann zum Nachfolger, Namens Vulpius, welcher aber nicht lange dablieb, geadelt wurde und Kammer-Assessor zu Wetzlar ward. Hofrath Vulpius befolgte den nämlichen Plan, welchen sein Vorgänger angelegt hatte: er suchte die Unterthanen durchzuhelfen, und dem Grafen, wie billig, alle Last der Schulden aufzubürden: und hierin stand ihm der Procurator Vostel zu Wetzlar als ehrlicher Mann redlich bey.

Die vielfachen Gläubiger, welche nach und nach alle an den Grafen verwiesen wurden, waren mit dieser Verweisung schlecht zufrieden, und appellirten nach Wien an den Reichshofrath. Damals regierte Joseph, der Zweyte, ein Fürst, der gerade durch war, und offenbares Unrecht durchaus nicht leiden konnte. Als er also einst auf einer Promenade von den Gräueln hörte, welche zu Grehweiler begangen waren, entrüsteten sie ihn so sehr, daß er auf der Stelle den Befehl gab, alles gründlich zu untersuchen. Man untersuchte, und da denn zeigten

sich die Ungerechtigkeiten des Grafen, vorzüglich bey den erzwungenen Unterschriften, so daß auch der vortreffliche Kaiser die Unterthanen sofort von aller Schuld lossprach, die Gläubiger allein an den Grafen wies, und für diesen auch gleich eine Commission bestimmte.

Graf Ludwig hatte nicht minder eine ungeheure Menge Schulden, und sogar auch auf falsche Wechsel, falsche Handschriften und falsche Hypotheken. Jezt auch erhoben sich die Schuldner dieses Herrn, aber der war zum Zahlen noch weniger im Stande. Einige seiner Creditoren schrieben nach Frankreich, um seine jährliche Pension dort in Anspruch nehmen zu lassen; allein diese, wie man zurückschrieb, war davon frey. Auch Graf Ludwig blieb von da an zu Hause, und getraute sich nicht, außer seiner Klause sich zu zeigen.

Der Befehl zur Sendung einer Commission wurde endlich förmlich gegeben, und dieselbe dem Fürsten von Nassau-Weilburg aufgetragen. Wer war froher, als die Rheingräflichen Unterthanen, als sie vernahmen, daß der Fürst von Weilburg ihr Commissarius werden sollte! Und gewiß unter den kleinern Regenten

in Deutschland verdiente dieser Fürst vorzügliche Achtung. Er war vorzeiten General in Holländischen Diensten gewesen, und war Schwager des Erbstatthalters: und doch führte er einen weit einfachern Hofstaat, als mancher Edelmann, obgleich alles, nach Holländer Weise, aufs Geschmackvollste bey ihm eingerichtet war. Seine Unterthanen regierte er mit väterlicher Schonung, und sein Sohn, der ihm in Allem gleich war, ist sehr zu bedauren, daß er bey der Invasion der Neufranken, als Unschuldiger, mit den Schuldigen so viel hat leiden müssen.

Der Fürst von Nassau-Weilburg nahm das Commissariat an. Vielen meiner Leser, vorzüglich jenen, deren Landesherren nicht commissionirt werden können, wird es wohl nicht bekannt seyn, was eine kaiserliche Commission auf sich habe, und wie selbst bey dieser häßliche Unterschleife vor sich gehen; und eben diese meiner Leser sehen es vielleicht gern, wenn ich zum voraus einiges darüber anführe: ich will also ein eigenes Kapitel davon hersetzen.

Sechszehntes Kapitel.

Beschreibung der kaiserlichen Commissionen im Allgemeinen, und jener für Grebhpeiler im Besondern. Folgen und Begehmen der letztern.

Ich habe wohl nicht nöthig, hier weitläufig anzuzeigen, um welche Zeit die kaiserlichen Commissionen entstanden sind, oder Beyspiele aus der alten Geschichte anzuführen, wie dieser oder jener Kaiser da- oder dorthin eine Commission zur Untersuchung geschickt habe: das will ich denen überlassen, welche sich mit der deutschen Geschichte und dem deutschen Staatsrechte abgeben: meine Schrift kann sich auf beydes nicht einlassen.

Es versteht sich von selbst, daß man heutzutage gegen solche Landesherren, welche mächtig genug sind, einen Recurs an den Reichstag durchzusetzen, oder welche das sogenannte Ius de non appellando auf diese oder jene Art erworben haben, und eben darum unter einer exekutiven höhern Gewalt für jeden Fall nicht mehr stehen, schwerlich noch eine kaiserliche Commission finden oder exquiren. wird, wohl aber ge-

gen geringere Herren, wie da sind kleinere Fürsten, Grafen, Edelleute, Reichsstädte und dergleichen. Wenn demnach einer oder eine von diesen mehr Schulden anhäuft, als er oder sie je bezahlen würde, wenn man sie in ihrem Wesen ruhig fortschalten und walten ließe: alsdann kommen die Gläubiger mit ihrer Klage höhern Ortes ein; und findet man diese hier gegründet, dann wird eine Debit-Commission angestellt, welche die Einkünfte der beklagten Parthey gegen die Schulden-Masse berechnet und die erstern so lange in Beschlag nimmt und verwaltet, bis die Schulden abgetragen, und die Kläger oder deren Erben in der Concurs-mäßigen Ordnung nach und nach befriedigt sind.

Da dem Beklagten ein gewisses Auskommen von der Commission ausgesezt wird, und die Kläger nur aus den übrigen Einkünften, und nicht, wie bey andern Concursen, aus dem noch vorräthigen Vermögen des Beklagten, soweit dieß reicht, auf einmal befriediget werden; da obendrein, wie die Folge zeigen wird, die Executoren der Commission sich auch nicht vergessen: so gehen oft hundert und mehr Jahre hin, ehe die Gläubiger oder deren Erben zu dem Ihri-

gen gelangen. Wer dieß erwägt, und dann Mosers Lehr- und Warnungs-reiches Werk vom Reichsständischen Schuldenwesen aufmerksam gelesen hat, der wird schon einsehen, wie gefährlich es sey, einem Commissions-fähigen Landesherrn etwas zu borgen, außer in Nothfällen, bey denen die Abkömmlinge des Fürsten oder die Landstände in die verlangte Summe willigen, und den Schuldschein mit unterschreiben. In jedem andern Falle geht man selten sicher, und eben darum wäre es für unbefangene Capitalisten immer besser, wenn die Commissions-fähigen regierenden Herren für ganz creditlos erklärt würden. *)

Das erkennende Forum für diese Commissionen ist das Reichsgericht. Da dieses aber sie nicht selbst exequiren kann: so wird die Ausführung derselben einem Agnaten oder benachbarten Reichsstande aufgetragen, aber einem, der mächtiger ist, als der commissionirende, der also diesem, wofern er nicht Lust haben sollte, sich in das Erkenntniß zu fügen, den Daumen auf dem Auge halten kann.

*) Man lese Pütters historische Entwickelung — III B. S. 240.

Jedem Verschwender — auf Kosten Anderer — geben die Gesetze, sobald man klagbar über ihn einkömmt, einen Vormund; und diesemnach hätte die Anstalt mit der kaiserlichen Commission eigentlich nichts böses; ja, als höhere Vormundschaft sowohl für den Schuldner, als dessen Gläubiger, wäre sie eine recht gute Sache, die man loben könnte, wenn es nur regelmäßig und rechtlich dabey zuginge. Aber — es ist beynahe noch keine Commission geschickt worden, wobey man nicht über allerhand Misbräuche und Eingriffe hätte klagen müssen.

Der Graf Kolb von Wartenberg mußte schon vor dreißig Jahren eine Commission über sich ergehen lassen, und nachdem man diese geändert hatte, fand es sich, daß jährlich mehr als 3000 Gulden von den Commissarien waren unterschlagen worden. — Das große Gau- erbliche Dorf Schornheim hatte vor vierzig Jahren auch eine kaiserliche Commission wegen der Gemeinde-Alimente: die Herren Commissarien blieben, bis alle Alimente verzehrt waren, und gingen dann ab, ohne die Streitsache ausgemacht zu haben. Dieses war damals auch nicht mehr

nöthig:

nöthig: denn wo nichts ist, hat der Kaiser ohnehin sein Recht verloren!

Der eigentliche Commissarius ist allemal ein Reichsstand; und kann also, wegen eigener Regierungsgeschäfte, die Geschäfte der Commission nicht auch noch selbst besorgen. Er ernennt daher eine neue Commission, welche dann eine subdelegirte Administrations-Commission, genannt wird. Die subdelegirten Commissarien sind größtentheils — von Adel; und da die Führung solcher Geschäfte immer sehr einträglich ist: so überträgt sie der Commissarius seinen Günstlingen, die dann ihre Sekretärs halten, durch deren Hände die Geschäfte gehen, aber so, daß sie selbst nie dabey zu kurz reichen. Es ist daher kein Wunder, daß die Commissionen immer in die Länge gezogen werden, und daß sie an machen kleinen Höfen lange genug existirt haben, ohne daß auch nur für einen Pfennig Schuld wäre bezahlt werden.

Ob eine Verfassung, bey welcher solche Unordnungen und solche willkührliche Ungerechtigkeiten nicht nur möglich sind, sondern selbst häufig und ohne Scheu getrieben werden, auf viel Empfehlens rechnen könne, mögen Andere entschei-

ten. Ich wenigstens kann eine Verfassung nicht loben, die soviel Schlupfwinkel und so arg durchlöchertes Flickwerk hat, daß es Untergebenen keine Schwierigkeit macht, die von Oben herab vorgeschriebenen Mittel zur Gerechtigkeit in Mittel zu neuer Ungerechtigkeit umzuschaffen. Es ist wirklich sehr schlimm, daß es auch hier, und vorzüglich hier, wie man gleich näher sehen wird, noch immer bey Juvenalis Frage sein Bewenden hat:

— — — Sed quis custodiet ipsos
Custodes?

Die kaiserlichen Commissionen sind theils blos Finanz-Comissionen, das heißt, sie beschäftigen sich nur mit den ständigen Einkünften des Commissionaten; besorgen mit dessen Kammerräthen, und Rechnungsbedienten, die sie in kaiserliche Pflicht nehmen, die Einnahme und Ausgabe des Beklagten, aber ohne sich in die Regierung zu mischen; oder sie versehen zugleich auch das Justiz- und Regierungswesen.

Im ersten Fall sind die Unterthanen sehr übel daran: denn alle Gefälle, die sonst gewöhnlich waren, müssen an die Commission entrichtet werden. Da aber die Strafgelder dem Commissionirten anheim fallen, oder bleiben: so

macht sich dieser, um außer seinem angewiesenen Auskommen noch etwas mehr für sich zu haben, hundert Gelegenheiten, seine Unterthanen durch Strafen auszumärkeln. So ein Wesen herrschte in der Grafschaft Wartenberg, wo, während der Commission, die gräflichen Unterthanen oft gestraft wurden, ohne zu wissen, warum. Außerdem erfinden die Herren noch allerhand Mittel, sich Geld nebenher zu verschaffen, so ungerecht dieß immer geschehen mag. Auf diese Art werden die Aemter für Geld verkauft: für Geld werden Privilegien ertheilt: für Geld hat der Verbrecher freyen Spielraum, u. s. w. Wie sehr aber durch all das Unwesen der Wohlstand und die Sittlichkeit untergraben werde, bedarf keiner Erörterung.

Lucri odor bonus eſt ex re qualibet, soll zwar Vespasianus ehemals gesagt haben, und ich will die Veranlassung dazu auch nicht leugnen, ob es mir gleich etwas spanisch vorkömmt, daß ein Mann, der auf seine persönliche Ehre sehr eifersüchtig war, sich bis dahin sollte erniedriget haben, sogar von geheimen Gemächern Abgaben zu fodern: wenn's aber dennoch wahr wäre, so that er's, um den öffentlichen Schatz

zu Bestreitung öffentlicher Abgaben anzufüllen, und nicht, um seinen eignen Beutel für Heldenschaften im Felde oder auf Dunen damit auszuspicken. Ganz anders verhält es sich mit den Geldstrafen und andern pressenden Auflagen, welche die erwähnten Herren, nebst andern, zu fodern pflegen. Aber nunc vere aurea saecula sunt, rief schon Propertius: und so geschieht unter der Sonne selten etwas neues!

Seltner ist der Fall, daß die kaiserliche Commission auch zugleich die Regierung erhält; und in diesem Fall haben die Unterthanen des Eingesperrten oder des Entsezten einen eignen neuen Regenten am Commissarius. Dieß war, wie wir bald sehen werden, der Fall in der Rheingrafschaft Grehweiler, nachdem Kaiser Joseph der Zweyte, den Rheingrafen Carl Magnus zur zehnjährigen Gefangenschaft verdammt hatte.

Ich habe vorher gesagt, daß der Fürst von Nassau-Weilburg die Commission für Grehweiler angenommen habe. Als regierender Herr, konnte er sich mit der Ausführung derselben nicht selbst abgeben, und ernannte statt Seiner einen gewissen Herrn von Botsheim, dessen

Schimpfname Buckelorum hieß, und den Bruder des berühmten Staatsgelehrten Mosers zu seinen Subdelegirten. Der Sekretär derselben war ein gewisser Schlosser.

Diese untergeordneten Commissarien fingen ihr Geschäft rasch damit an, daß sie die Beamten des Grafen, welche der Hofrath Kremer und Hofrath Vulpius beym Reichsgerichte als Schurken verklagt hatten, ergreifen und einstecken ließen.

Häfner war frühzeitig von jemanden gewarnt worden, packte also seine besten Sachen an Silberzeug und an Kostbarkeiten seiner Frau heimlich ein, borgte in aller Eile noch eine Summe von 1600 Gulden in Creuznach auf seine Aecker, und schlich unangefochten von dannen. Man schickte ihm zwar Steckbriefe nach, aber ohne Erfolg. Er ist hernach in Holland gesehen worden, von wo aus er sich nach Amerika begeben hat. Er war ein durchtriebener Schurke, und hat, als solcher, sein Auskommen in einer fremden Weltgegend ohne Zweifel auf diese oder jene Art gefunden.

Seine Frau glaubte, daß man ihr nichts anhaben würde, und blieb zu Wendelsheim.

Aber auch sie wurde eingezogen und unter lautem Jubel des gemeinen Haufens nach Grehweiler abgeführt und eingesteckt. Hier saß sie über Jahr und Tag, wurde an die funfzigmal verhört und endlich — losgelassen, nachdem ihre Habseligkeit beynahe ganz verspendiret war. — Unrecht gedeihet selten!

Da sie noch immer hübsch war, und die Herren Geistliche in der Pfalz eben nicht sehr delikat sind; auch Christus sich der Magdalene annahm, so eine berufene Sünderin sie auch war: so sezte sich ein reformirter Prediger über alle Convenienz hinaus, verliebte sich in sie, und nahm, nachdem sie von Häfner, der sie verlassen hatte, geschieden war, sie zur Frau. Eine Dame also, welche den Schaffner Schutz, den Oberschulzen Häfner, den Rheingrafen Carl Magnus, den Notarius Stutz, und wer weiß, wie viel Männer mehr, heimlich und öffentlich erprobt hatte, ward noch die Gemalin eines Pfälzer Predigers! Vorher war sie nie Mutter geworden; aber ihrem geistlichen Ehe-Herrn gebahr sie zwey Kinder — zum Beweise, daß Mätressen-Kniff, und Pfaffen-Energie — : doch was kümmerts mich!

Der Breckenfeld und Arnoldi suchten bey guter Zeit ihr Heil in der Flucht, aber wohin — das blieb ein Räthsel. Vom Herrn Braun kömmt weiterhin noch etwas Eigenes.

Der Kammerrath Schad wurde ergriffen und so lange festgehalten, bis all sein Hab und Gut zersplittert war. Nachher bettelte er in der Gegend herum, und zuweilen vor den Thüren deren, die er ehedem aufs schändlichste geneckt und betrogen hatte. Seine Aufnahme läßt sich denken; indeß einem jeden das Seine!

Aber Viele — wie man das der ursprünglichen Einrichtung der menschlichen Natur zum Ruhme lassen muß, — erbarmten sich Seiner, entweder weil seine Gefangenschaft und der Verlust seines Vermögens seine Feinde versöhnt hatte, oder weil er ihnen zum Maaßstabe ihres glücklichern Abstandes gegen ihn in seiner Erniedrigung, oder endlich, weil der wirklich Unglückliche eine res sacra ist, bey deren Anblick die politische Denkkunst ins Stecken geräth, und blos die liebe gute Natur sich regt, und denen Gutes zu thun antreibt, die dessen augenscheinlich bedürftig sind. Christi edler Rath

über die Behandlung unserer Feinde wirkte bey Manchem wohl auch nicht weniger.

Die übrigen Civilbedienten des Grafen wurden von der Commission in ihren Aemtern bestätiget; und wer am tollsten hofiren konnte, erwarb die Gunst der Commissarien am höchsten. Besonders hatte ein gewisser Mosjöh Fabel, ein über allen Glauben elender Mensch, das Glück, — Einige sprachen stark davon, daß nicht er, sondern seine schöne Frau dieses Glück begründet habe — daß ihn die Commissarien zum Kammerrath ernannten, und daß er das ganze Ländchen mehr regierte, als selbst die Commission. Der Amtmann Schröter hingegen, ein Mann von vielen Kenntnissen und von unerschütterlicher Ehrlichkeit, der zum Hofiren zu groß war, mißfiel den Commissarien, weil er nicht alles billigte, was die Herren wollten, und wurde daher, zwar nicht unmittelbar von ihnen, aber doch mittelbar durch den Kammerrath Fabel und den Oberschulzen Heintz jämmerlich geneckt und hintangesezt.

Zu Anfange residirte die kaiserliche Commission zu Grehweiler, zog aber mit der Zeit, weil sie es zu lästig fand, die Administration des

Landes im Lande selbst zu führen, nach Kirchheim, wo der Fürst von Nassau-Weilburg seinen Hof hielt, und ließen ihre Grehweiler Creaturen die Commissionssachen einleiten, welche sie hernach zu Kirchheim mit Machtsprüchen entschieden.

Als der Graf selbst noch regierte, durfte man gegen ihn mehr reden, und seine Handlungen lauter und öffentlicher tadeln, als man zur Zeit der Administration von der Comission nur muckſen durfte. Es fällt mir hier ein Beispiel ein, welches ich nicht übergehen mag.

Der Schulmeister Müller zu Obersaulheim war vor Alter genöthiget worden, sich einen Gehülfen, Namens Knoch, anzunehmen, und gab ihm seine Tochter zur Frau. Das Consistorium zu Grehweiler hatte längst vorher dem Knoch die Nachfolge im Schulamte zugesichert, wenn Müller dereinst sterben würde. Auch hatte Knoch alle Schul-Verrichtungen schon seit achtzehn Jahren treu versehen. Aber Knoch war ein Mann, der nicht schweigen konnte, machte also allerhand kritische Bemerkungen über das Verfahren der Commission in diesem und jenem Punkte. Die Herren erfuh-

ren dieß, erboßten mächtig, und suchten sich zu rächen.

Dazu fand sich die Gelegenheit, als der alte Müller gestorben war: denn nun wurde der Schulz zu Obersaulheim angewiesen, einige Bauern aufzuwiegeln, daß sie sich beschweren mögten: Knoch habe ihren Kindern nichts beygebracht, sey folglich ein schlechter Schulmeister, den man unmöglich länger im Amte dulden könnte. Knoch bewies zwar hinlänglich, daß die Kinder dieser Leute selten zur Schule gekommen wären, folglich nichts hätten lernen können. Aber es half einmal nichts: er wurde abgewiesen und mit sechs Kindern von Amt und Brod getrieben.

Die Commission sezte zwar einen braven brauchbaren Mann nach Obersaulheim als Schulmeister: allein ihr Verfahren gegen Knoch war höchst rachsüchtig, und hat ihr wenig Ehre gemacht. Noch vor einigen Jahren lief Knoch im Lande herum, und machte, weil er nicht betteln wollte, auch keine Einkünfte hatte, den Heurathsmäckler, und hielt eine genaue Liste von allen ehbaren Junggesellen und Jungfern auf zehn Meilen in der Runde.

Aber von dem Verfahren der subdelegirten Commission zu Grehweiler habe ich noch einiges in der Folge zu sagen. Jezt also etwas anders, worauf der Leser vielleicht schon gewartet hat.

Siebzehntes Kapitel.

Tragi=komisches Ende des Grafen Ludwigs.

Graf Ludwig war eben so, wie sein Bruder, wegen seiner vielen Schulden und des dabey gespielten häufigen Betrugs angeklagt worden, und der Kaiser hatte auch gegen ihn die Commission erkannt, welche aber eben dieselbe seyn sollte, die für seinen Bruder bestimmt war. Indessen da viel mala fides dem Grafen Ludwig zur Last fiel: so riethen ihm sachkundige Leute, je eher je lieber wegzugehen und von neuem französische Dienste anzutreten. Diese hätten ihm gewiß nicht entstanden, da er sich ehedem immer als ein beherzter Offizier gezeigt hatte. Auch würden die Franzosen, wofern einige Schuldner nicht ausdrücklich darauf gedrungen hätten, es ignorirt haben, daß einer ihrer Marèchaux de Camp in

Deutschland Schulden hätte, und durch welche Adels-Streiche sie entstanden wären.

Graf Ludwig stand auch auf dem Punkt, abzufahren, als ein gewisser Ebentheurer, mein Namens-Verwandter, in jene Gegend kam, der dem ganzen Dinge eine andere Wendung gab. Dieser Herumstreicher machte mit dem Herrn Braun Bekanntschaft, und erfuhr durch ihn, daß Graf Ludwig sich anschicke, Deutschland zu verlassen. Wie er dieß hörte, besann er sich einen Augenblick, und fragte dann: ob sich die Abfahrt nicht noch sechs Wochen verschieben lasse? Als Braun dieses bejahte, bath er ihn um die Gefälligkeit, ihn bey dem Grafen Ludwig einzuführen. Das geschah, und der Ebentheurer machte dem Bedrängten so viel Dunst vor, daß er ihm schon die Erlaubniß gab, nach Gutdünken zu seinem Vortheil zu handeln.

Der Plan des Ebentheurers bestand in Folgendem. Er war vorzeiten selbst, nach mannigfaltigem Herumirren, in die Oberlausitz gekommen, und hatte da einen gewissen, sehr reichen Advokaten, Buder zu Obergurken bey Bautzen, kennen lernen. Dieser Buder war ein arger Geizhals, und eben deswegen ließ er

sich von dem Ebentheurer durch reichhaltiges Versprechen hinters Licht führen, und gab ihm Geld über Geld, um allerhand Projekte für ihn auszuführen.

Eins dieser Projekte war die Heurath eines gewissen Fräuleins mit dem Regierungs-Rath von M— — aus dem Darmstädtischen. Man muß wissen, daß der Ebentheurer ein geborner Darmstädter, und sonst noch in ganz Deutschland bekannt war. Herr von M— — hatte Vermögen, und das Fräulein ein hübsches Gut, welches aber dem Advokaten Buder, wegen des darauf vorgeschoßnen Geldes, beynahe ganz eigen war. Budern war mit dem Gute nicht gedient, und wünschte lieber sein Geld zurück zu haben. Um ihm dieses zu verschaffen, ging der Plan des Ebentheurers dahin, daß Herr von M— — das Fräulein heurathen, dann das Gut frey machen und so den Advocaten befriedigen sollte.

Als er aber ins Darmstädtische zurück kam, hatte der Regierungs-Rath unter der Hand selbst eine Bekanntschaft gemacht, wovon er sich größern Vortheil versprach, und dieß machte, daß ihm der Plan des Ebentheurers nicht mehr

anstand. Dieß ärgerte ihn sehr, und noch mehr, daß Herr von M — — ihm die Reisekosten nicht ersetzen wollte. Er schimpfte daher fürchterlich auf die Cavaliers-Parole, und schwor hoch und theuer, daß er sich rächen würde. Doch er vergaß dieß, indem sich eine neue Gelegenheit anboth, sein Projekt dennoch auszuführen.

Da sich Gleich und Gleich gern gesellet, so gerieth der Ebentheurer leicht in die Bekanntschaft des Herrn Braun; und diesem entdeckte er, bey einem Glase Wein, die Ursache seiner Zurückreise aus der Lausitz, aber auch deren Erfolg. Braun dachte einige Minuten darüber nach, und rief dann: Grenaten-Wetter, wenn das nicht was für meinen Lutz wäre! Der Ebentheurer ließ sich das Ding näher erklären; und schon den andern Tag wurde dem Grafen der Heuraths-Vorschlag kund gethan.

Man kann leicht denken, wie sehr ihm dieser behagt habe, indem er gleichsam eine gewisse Rettung dadurch vor sich sah, und schon wie gewiß erwartete: denn der Ebentheurer hatte nicht schlecht aufgeschnitten von dem Reich-

thume des Fräuleins, von deren großem und einträglichem Gute, von ihrer Freude, wie er zum voraus versichern konnte; über die Verbindung mit einem Herrn, wie Seine Excellenz wären, und was des überraschenden Blendwerks mehr war. Dieß war für Lutzen schon genug: denn Lutz brauchte ja nur Geld; und was alles Uebrige betraf, so war seine Delikatesse eben nicht weit her. Hier ist ein wahrlich nicht erdichtetes Gespräch zwischen ihm und dem Landstörger. *)

Ebentheurer: Aber, Ihr' Excellenz, auf Ehre: Fräulein Scharlotte ist schön wie'n Engel!

Lutz: Wenn's nur in der Kasse richtig ist: dann mag sie meinetwegen garstig seyn, wie der Teufel und seine Großmutter!

Ebentheurer: Aber, es ist doch besser, Herr Graf, man hat was Hübsches, als was Garstiges!

Lutz: Mir ist das alles eins: Geld ist die Lösung! Meynen sie denn, ich sey noch ein Geck,

*) Landstörger ist ein gutes deutsches Wort, welches billig wieder in Umlauf kommen sollte.

wie ein Kerl von achtzehn Jahren? Ich halte auf Realitäten.

Ebentheurer: Ganz recht, Ihr' Exellenz: erst Geld, dann Tugend!

Lutz: Tausend Element, Tugend! Geld, sage ich, ist die Lösung! Was geht's mich an, ob meine Frau tugendhaft ist, oder nicht: das ist ein Accidens für den Beichtstuhl; Geld — für Küch' und Keller! —

Da Graf Lutz so indelicat und abgestumpft sich äußerte, so fanden sich freilich manche Schwierigkeiten nicht, die sich sonst zu finden pflegen bey Anträgen von der erwähnten Art. Aber da nur Geld die Lösung des Grafen ausmachte, und zwar die einzige; und da Fräulein Charlotte von dieser Lösung gänzlich entblößt war: so hätt' jeder Andere, nach einer solchen Aeußerung, wenigstens eingelenkt; aber unser Landstörger that das nicht, und verfolgte seinen Plan unbekümmert weiter.

Er schrieb an den Advokaten Buder, machte diesem ein Langes und ein Breites vor von des Grafen Reichthum und den großen Vortheilen, welche daraus zu schöpfen seyn würden, und foderte ihn gar auf, die Heurath schon einzu-

zu-

zuleiten, aber auch nur noch einige Zeit seine Foderung aufzuschieben: denn er sollte sehen, es würde alles beßer gehen, als er es erwartete.

Auch schrieb er an Fräulein Charlotte, machte dieser ein häßliches Bild von dem Herrn von M — —, und empfahl den Rheingrafen Ludwig. Da nun das liebe Frauenzimmer nach Titel, Ahnen und dergleichen gewöhnlich mehr fragt, als nach allem Uebrigen: so mußte der Herr Graf ihr allerdings besser anstehen, als ein bloßer Edelmann, zumal, da der Herr Graf noch obendrein ein Stück von General war. Das schöne Geschlecht ist nämlich — so widersinnig es auch klingen mag, denen nach Kunst vorzüglich gewogen zu seyn, deren Gewerbe es nach der Natur hassen sollte, wofern man nicht behaupten will, daß Herrschen und Grausam-seyn einen Grundzug in der sinnlichen Natur des Weibes ausmache — den Soldaten weit mehr gewogen, als der Dienerschaft irgend eines andern Standes — einmal wegen der kleinlichen Genauigkeit im peinlichen Anzuge, die mehr Sache der Weiber als des Mannes ist; und dann wegen der massiven Soldaten-Moral, die kein Freund von langem Schmachten

ist, was nach der Oper: der Doctor und der Apotheker, auch von dem meisten Frauenzimmer gelten soll. Da obendrein durch den Beystand und den Vorschub des Ebentheurers von beyden Seiten gar arg bramarbasirt wurde, und man goldene Berge vormahlte: so kam die Heurathsgeschichte bald aufs reine, und dieß um so eher, da Fräulein Charlotte keine nahen Anverwandten mehr hatte, welche ihr hätten befehlen können, so oder anders zu handeln.

Der Ebentheurer beredete endlich seinen Bruder, einen Landgeistlichen, dem Grafen Ludwig Reisegeld vorzuschießen: und nun ging der Zug nach der Lausitz zu. Von Bedienten wurde weiter nichts mitgenommen, als ein Lakay und dann der würdige Herr Braun, welcher den Charakter eines Sekretärs annahm. Aber schon in Gotha war das Geld alle: denn Lutz und seine Begleiter ließen draufgehen, was da konnte, und man mußte zusehen, woher wieder Vorschuß kommen sollte. Dieß war in einer Gegend, wo man das Unwesen der Reisenden nicht kannte, und wo des Grafen Titel und Stand schon die halbe Bürgschaft ausmachte, eben nicht schwer. Sie behalfen sich nur bis auf Leipzig,

und hier war ihre Verlegenheit gehoben, indem sie hier abermals eine derbe Summe aufnahmen, womit sie denn endlich im Jahre 1771 in der Lausitz ankamen.

Der Graf logirte sofort bey dem Advokaten Buder, der ihm alles, wessen es bedurfte, in aller Zuversicht vorstreckte: und in kurzer Zeit war der Herr Bräutigam mit seiner Charlotte vermählt.

Aber nicht lange, da sahen beyde mehr als zu gut, daß sie von beyden Seiten tüchtig betrogen waren: der Graf hatte nichts, und das Gut seiner Gemalin war verschuldet. Daß ihre Ehe also höchst unzufrieden müsse gewesen seyn, versteht sich von selbst. Die thätliche Abneigung gegen einander, wie gegen den Kuppler, vorzüglich von Seiten der Charlotte, läßt sich auch ohne etwas weiteres errathen.

Der Graf erhielt einige Gelder theils aus Frankreich, theils von seinem Vetter, dem Grafen von Grumbach, jenem, welcher hernach im Holländischen Kriege unter dem Namen, Graf Salm, so berühmt und berüchtigt geworden ist. Dadurch wurde er in den Stand gesezt, getrennt von seiner Gemalin sich hinzubringen;

und so lebte er denn bald hier, bald da herunr, versöhnte sich dann und wann mit seiner Ehehälfte; aber meist, um sich von ihr bald wieder zu trennen. Es war überhaupt eine komische Wirthschaft, wie man dieß von selbst einsehen wird. Um sich auf seine Art einen Zeitvertreib zu verschaffen, machte er den Liebhaber bey der Tochter des Ebentheurers: und es erschien mit der Zeit ein lebendiger Zeuge von der Innigkeit seines Umgangs mit derselben.

Aus Aerger und Mismuth legte er sich endlich aufs Brandteweinsaufen; und da sein ganzes Leben voll Strapatzen gewesen war, besonders seit seiner Zurückkunft aus Frankreich, an dem Hofe seines Bruders: so zerrüttete er seine Gesundheit in dem Grade, daß er sich eine Krankheit zuzog, woran er im Jahre 1775 jämmerlich gestorben ist.

Auch er erfuhr es also, daß eben diejenigen, welche das Privilegium zu haben wähnen, sich von allen Gesetzen loszuzählen, eben dadurch jenem Gesetze desto eher gehorchen müssen, welches dem Grafen, wie dem Ebentheurer, dem König wie dem Bettler unausweichbar

vorschreibt: Was du säest, das wirst du erndten.

Kaum war Graf Ludwig aus der Pfalz abgereiset, als die kaiserliche Commission bekannt machte, daß sie vom Reichs-Oberhaupt Befehl habe, ihn auch fiskalisch vorzunehmen. Sie foderte ihn auch wirklich auf, sich zu stellen, aber wer sich nicht stellte, war Graf Ludwig. Hätte er sich gestellt: so würde man ihn eben so behandelt haben, wie man nachher seinen Bruder, den Carl Magnus, behandelt hat.

Nach seinem Absterben foderte, die verlaßne Charlotte, als dessen rechtmäßige Wittwe, von der kaiserlichen Commission ihren Wittwengehalt, bekam aber nichts, weil — wie man zurückschrieb — der Graf sich erst geehlicht habe, nachdem er schon wegen vieler Verbrechen angeklagt gewesen wäre; folglich als Solcher damals nicht mehr das Recht gehabt hätte, seine Person an jemanden hinzugeben, folglich auch nicht, zu heurathen. — Ob diese Antwort ein gültiger Rechtsgrund gewesen sey, Ludwigs Wittwe abzuweisen, mögen andere entscheiden.

Der saubere Herr Braun konnte nach seines Herrn Tode fernerhin in der Lausitz nicht mehr bestehen; und da er den erwähnten Ebentheurer mehr als einmal beleidiget hatte, und von diesem übel zugerichtet worden war: so verfügte er sich ganz in der Stille wieder in die Pfalz. Seine Frau hatte, während seiner Abweienheit, sich mit einem liederlichen Burschen eingelassen, und von diesem ihren Unterhalt gezogen. Braun sezte sich über diesen Punkt ganz nachgiebig hinaus, wie alle, welche über Ehre und Schande solider denken wollen, als es die Convenienz sonst mit sich bringt. Weil er indeß nichts mehr hatte, und das Arbeiten ihn gar nicht behagen wollte: so wanderte er in der Gegend herum fechten und schnurren, ging bothisch, trug Gevatter= und Liebesbriefe, und erzählte in den Schenken seine Ebentheuer für ein Glas Wein oder Bier. Endlich starb er in den mißlichsten Umständen ums Jahr 1781; und wer von ihm jezt noch spricht, sezt gewöhnlich hinzu: Es war doch ein Hauptspitzbub' der Braun! Aber, was hat es ihm geholfen! Ende schlimm, Alles schlimm!

Der Kammerdiener des Grafen Ludwigs, Signor Rohard, nahm seinem Abschied, als

es mit seinem Herrn schief ausfiel, und richtete sich ein, wie man schon weiß.

Der Ebentheurer, welcher den Grafen nach der Lausitz gelockt hatte, lebt noch, wie ich nicht anders weiß, bis auf den heutigen Tag, und, wie ich höre, in guten Umständen. Vielleicht schildere ich ihn dereinst ausführlich. Heute, gerade da ich dieses schreibe, meldet mir sein Sohn in einem Briefe, daß er im Jahre 1788 in Frankreich, und schon vorher in Barbados und London gewesen sey, jezt aber auf der östlichen Gränze von Deutschland den Hofmeister mache. Er ist also, da der Apfel nicht weit von seinem Stamm fällt, auch so ein Stück von Ebentheurer; und diese werden, wie die Heiligen Gottes, gar wunderlich geführt. Meine eigene Lebensgeschichte zeigt es augenscheinlich.

Die Schuldner des Grafen Ludwigs sind alle nicht bezahlt worden, nach dem Schulspruch? Aus nichts wird nicht: Man kann also leicht denken, in welchem Segen sein Andenken noch lange bleiben wird, und wie rühmlich man von ihm noch sprechen mag!

Achtzehntes Kapitel.

Nobles Benehmen der Commission. Das Ungewitter bricht über Carl Magnus vollends los.

Die Commission fing ihre Proceduren gegen den Grafen damit an, daß sie alles, was sein war, in Beschlag nahm und nach und nach verkaufte. Da aber die Gemalin des Grafen auch viel Geräthe, Kostbarkeiten und dergleichen eigen hatte, und man ihr alles das ließe, wovon sie versicherte, daß es ihre sey: so versicherte sie dieß bey allem, was ihr anstand; und so behielt sie das Beßte.

Die schöne Orangerie zu Grehweiler, die Geräthschaften der Fabriken, die man, so gut eingerichtet und so ergiebig sie auch waren, zum Beßten des Grafen und der Creditoren nicht fortsetzen ließ; die Mobilien des Schlosses, die Tapeten, die zwar kleine, aber ausgesuchte Bibliothek; die Pferde, Kutschen und alle andere Dinge, welche dem Grafen zugehörten, wurden so verschleudert, daß alle Kenner versicherten: es sey nicht der funfzigste Theil des Wer-

thes herausgekommen. Man bedenke nur, daß man die Orangerie, deren wichtigster Bestandtheil warme Pflege erfoderte, mitten im Winter öffentlich verkaufen ließ! Und nun noch, wie? Einen gesunden Citronen- oder Granaten-Baum konnte man für fünf bis sechs Batzen haben!

Ein überaus vollständiger Atlas von mehr als 29,000 Stück Karten, wurde für sechs Gulden verkauft! Die schönsten Kupferstiche, wovon der Graf eine große und prächtige Sammlung hatte, sind für ein Spottgeld hingegeben, und eine ungeheure Menge Musikalien und Instrumente beynahe weggeworfen worden. Man hat zwar der Commission, wie sie es verdiente, darüber Vorwürfe gemacht; aber sie hatte ja den Befehl, die Effecten des Grafen an den Meistbiethenden gegen gleich baare Zahlung loszuschlagen! Wenn sie also auch die schicklichste Zeit zu diesem Verkaufe nicht abwartete, oder nicht solche Anstalten vorher dazu traf, daß das Publikum weit und breit dafür interessirt, und dadurch der größere Vortheil des Grafen und dessen Creditoren vorbereitet und nachher befördert wurde;

so hatte sie doch den aufgetragenen Befehl nicht übertreten; und das ist in solchen Miethlingsfällen ja so Mode!

Der Graf erhielt von der Commission den Befehl, sich aus seinem Wohnorte nicht zu entfernen, weil man seiner Gegenwart bey dem Verhöre nöthig hätte. — Ueber diese Zumuthung stuzten einsichtige Männer, und riethen dem Grafen, sich heimlich davon zu machen, wenn ihm anders seine Freyheit lieb wäre. Aber Carl Magnus konnte sich gar nicht vorstellen, daß man ihm, als einem Siz- und Stimm- fähigen Reichsstand, seine Freyheit rauben würde. Um indeß doch nicht aufs Gerathewohl hinzuleben, fragte er den Commissarius, den Herrn von Botzheim: ob er für seine Person Gefahr laufe? Und dieser gab ihm natürlich zur Antwort: daß er ganz und gar nichts zu befürchten habe: er solle sich nur ganz ruhig verhalten und da bleiben. Auf diese Versicherung blieb Carl Magnus in seinem Schlosse, und hoffte auf bessere Zeiten.

Sein Einfluß auf die Regierung hatte schon längst aufgehört, doch schmeichelte er sich im-

mer noch, daß nach vollendeter Untersuchung, dieser wieder hergestellt werden würde. Er verlangte daher, daß die Commission, oder vielmehr die Beamten zu Grehweiler, ihm Rechenschaft von allen Befehlen, Verordnungen und Anstalten geben sollten, welche in der Grafschaft erfolgen würden, oder ohne sein Zuthun schon getroffen wären. Der Amtmann Schröter, welcher dieses für sehr erlaubt und billig hielt, that es, aber sobald die Commissarien das erfuhren, so nannten sie es eine sträfliche Willfährigkeit, und gaben ihm einen derben Verweis. Man merket die Ursache leicht, warum es den Commissarien unlieb seyn mußte, daß der Graf von ihrer Haushaltung genaue Nachricht haben wollte: es ging bey ihrer Verwaltung sehr anomalisch zu; und darum ließen sie sich nicht gern die Karte übersehen.

Die Sache des Grafen wurde nach eingezogenem Verhöre über den Grafen und nach dessen Eingeständniß, am Reichshofrathe zu Wien endlich näher untersucht; und da sie schon, wie man weiß, zu Wetzlar zum Vortheil der Unterthanen, welche ihre Namen unter die bald richtigen, bald falschen Hypothe=

ken geschrieben hatten, recht erwünscht eingeleitet war: so wurde beschlossen, daß die gräflichen Unterthanen nicht verbunden wären, für ihren Herrn zu bezahlen, und daß dieser allein für den Riß stehen sollte. Eben dieses hatte schon vorher die Kammer zu Wetzlar entschieden. Doch davon handelte ich schon oben.

Obgleich der Rheingraf seine Verbrechen im Verhöre selbst eingestanden hatte, und darum das Urtheil des Reichshofraths für billig hielt: so konnte er doch nicht für billig halten, daß man ihm die Regierung genommen und obendrein, wie er nach seiner Verwöhnung meynte, so wenig zum Unterhalt angewiesen hatte. Er bekam nämlich für seine Person jährlich nur 3600 Gulden Rheinisch, seine Gemalin 1800, und die beyden jungen Gräfinnen, jede 1000; die ganze Familie also 7400 Gulden: eine Summe, welche manche gräfliche Familie in und außer Deutschland nicht immer zu verzehren hat. Er nahm also einen Advokaten an, und führte durch diesen seine Beschwerden darüber in einer Vorstellung an den Kaiser.

Aber auch der Kaiserspruch, wie der Reichshofrath, und so erfolgte die Erklärung: „Daß der Rheingraf Carl Magnus, wegen seiner während seiner Regierung begangnen Frevel und wegen offenbarer Falsorum hiemit der Regierung unfähig erklärt sey, und daß auch dessen Bruder Ludwig, im Fall des Ablebens des Rheingrafen, sich aus eben ähnlichen Ursachen keine Hoffnung zur Succession zu machen habe; daß aber übrigens der Kaiser den Agnaten gar nicht präiudiciren wolle."

Zwar ist der Kaiser nicht befugt, ohne vorhergehende Bewilligung der Kurfürsten, Fürsten und Stände, einen wirklich regierenden Reichsstand, der seine landesherrliche Gewalt misbraucht, es durch eine höhere Macht fühlen zu lassen, daß er nicht unabhängig sey, oder ihn des Sitz- und Stimm-Rechts zu berauben, oder einzukerkern, oder gar der Regierung zu berauben: aber neuere Beyspiele haben hinlänglich gezeigt, daß auch hier Jus und Factum noch immer sehr verschieden sind. Denn noch im Jahre 1770 wurde auf bloße Entscheidung des Kaisers, nach einem Gutachten des Reichshofraths, der regierende Graf, Friedrich von

Leiningen-Guntersblum, wegen seines — „gemein-ärgerlichen und die Würde eines Reichsstandes höchst verunehrenden Betragens" — gefänglich eingezogen. *) Eben dieß Schicksal erfuhr der Reichs-Erbtruchseß, Graf Gebhard, Xaver von Wolfegg-Waldsee im Jahre 1778. Man findet dieß im II. Th. von Mosers Zusätzen zu seinem neuen Staatsrecht, S. 460. Im nämlichen Jahre jagte man den D. Bahrdt, der selbst nach den Reichsgesetzen nur vor das Forum des Corporis Evangelicorum gehörte, aus den Gränzen des Reichs, jenen nämlich, in welchen man die Machtsprüche des Reichshofraths anerkennt und befolget.

Nimmt man zu diesem das Urtheil über Carl Magnus und dessen Bruder, so muß einem Zweyerley dabey einfallen: einmal, daß es höchst gerecht war wegen der beschriebenen groben Ungerechtigkeiten beyder Brüder; zum andern aber, daß es dennoch, da man es ohne Einstimmung der übrigen Reichsstände gefällt hatte, höchst despotisch und ungerecht war. Denn zur förmlichen Absetzung eines Reichsstandes

*) Dieser Graf Friedrich starb hernach den 22ten Sept. 1774, als der Letzte seines Stammes.

von seinen Rechten reicht der bloße Wille des Kaisers nicht hin, troz seinem oberreichsrichterlichen Amte; und noch weniger hat der Reichshofrath das Recht, einen Reichsstand für sich allein zu richten. Dazu war allerdings, wie vorhin bemerkt ist, die Zustimmung der übrigen Reichsstände nöthig.

Allein gesetzwidrige Abweichungen von der angeführten Art sind unter dem sonst vortrefflichen Joseph II. mehr vorgefallen. Doch ich will eine fernere Untersuchung darüber unsern Publicisten anheimstellen. Uebrigens litte hier Niemand für seine Person ganz unrecht; und so kann man das gerügte Verfahren noch immer etwas entschuldigen. Eben darum sagt auch wohl Hr. Häberlin: „Zu allen diesen Vorfällen hat das Reich geschwiegen, und so mögte dasselbe dadurch wohl zu erkennen gegeben haben, daß es nicht glaube, der Kaiser habe hiedurch gesetzwidrig gehandelt." *)

So viel Carl Magnus sich auch noch bestrebte, das über ihn einbrechende Gewitter von seinem Hause abzuleiten oder zu mildern, so

*) Handbuch des teutschen Staatsrechts, II. B. S. 240.

fruchtlos that er es. Es drängte sich immer mehr Gewitter-Stoff zusammen, und dieß von weit und breit, und obendrein durch Leute, um welche er es am wenigsten verdient hatte. Diejenigen der Rheingräflichen Geistlichen, welche, als seine hofierenden Schmeichler, keinen Galla-Tag sonst ohne Glückwunsch, Aufwartung oder Carmen vorbeyließen, wurden, wie man weiß, gleich beym Eintritt der kaiserlichen Commission die ärgsten Feinde und Denuncianten des Grafen. Herrenschneider, der Hofprediger, war vorzeiten, als Prorector am Gymnasium zu Grünstadt, des Commissarins von Botzheim Lehrer gewesen, und nahm sich von daher die Freyheit, seinem ehemaligen Zögling, mit Rath und That an die Hand zu gehen, und ihm alles zu entdecken, was er nur wußte.

Als hernach die Commission anbefahl und im ganzen Lande bekannt machen ließ: daß jeder, der von der ungerechten Haushaltung des Grafen und dessen Mithelfer etwas wüßte, sich ungescheuet melden und es zur Klage bringen sollte, sezten diese Herren auf ihrem jährlichen Convente eine erzscharfe Schrift auf, in welcher sie des Grafen Regierung mit den häßlichsten

sten Farben schilderten und vorzüglich den Zwang zur Unterschrift falcher Obligationen heraushoben. Die meisten von ihnen schmiegten sich unter die Commission weit ergebner, als sie vorher den gehorsamen Diener des Grafen gespielt hatten. Man weiß aus dem Vorhergehenden, warum! Ihre Klagschrift ist sogar als ein Document an das Reichsgericht geschickt worden.

Indeß nicht so willfährig nahm die Commission andere Anfoderungen zur neuen Durchsicht vorher entschiedner ungerechter Händel an; und darum war es vergebens, als mein Vater sie auffoderte, die oben berührte Sache des Augustin Schwab von neuem rechtlich durchzugehen, so sehr er auch versicherte, daß man auf grobe Ungerechtigkeit stoßen würde. Die Herren sahen freilich ein, daß dabey für sie, wie man zu sagen pflegt, keine Seide zu spinnen seyn würde, und so war es natürlich, daß sie die Revision in allen Gnaden abschlugen.

So ein herber Donnerschlag die vorhin erwähnte Sentenz für Carl Magnus gewesen war, so ließ sich nach der immer mehr geschärften Lage der Dinge immer voraussehen, daß eine noch ärgere Demüthigung für ihn erfolgen würde. Sie erfolg-

te auch wirklich, als das von Joseph II, den 21ten Jul. 1775, unterschriebne Ultimatum ankam, des Inhalts: „Daß der Rheingraf wegen seiner groben Verbrechen die höchste Strafe zwar verdient habe, daß aber der Kaiser in Rücksicht seines alten und ehrwürdigen Hauses die Strafe dahin mildern wolle, daß derselbe wegen eingestandener schändlicher Betrügereyen, unverantwortlichen Misbrauchs der landesherrlichen Gewalt, und vielfältig begangener, befohlner und zugelaßner Fälschungen zehn Jahre lang auf einer im Römischen Reiche gelegenen Festung in peinlichen Haften zu halten, der bisher genossenen Competenz gänzlich zu priviren und statt derselben ihm nichts als der höchst nothwendige Unterhalt aus seiner Concursmasse abzureichen sey." *) Beyher sollte diese Sentenz unwiderruflich seyn, auch keine Appellation dawider statt finden.

Als der Fürst von Nassau diesen harten kaiserlichen Ausspruch durch die Mittheilung des Kraisdirectoriums erhalten hatte, reisete

*) Man lese den II B. der Regensburgischen Merkwürdigkeiten für das Jahr 1775, S. 243, und den II Th. von Mosers Zusätzen zu seinem neuen Staatsrecht, S. 455.



er gleich selbst nach Grehweiler, um den unglücklichen Grafen vorzubereiten, nahm aber vorher alle Maßregeln, daß er ihm nicht entwischen konnte, um nicht sich selbst eine Verantwortung zuzuziehen.

Carl Magnus hatte auf Kremers Vorstellung (S. 240.) anfänglich nichts weniger vermuthet, als einen Schlag von der Art, wie einer ihn jezt förmlich bis zur Ausführung treffen sollte. Hätte er damals nur von ferne befürchtet, daß man ihn so ganz außer aller Thätigkeit versetzen und so arg beschränken würde: er hätte Himmel und Erde aufgebothen, um sich in seinem Posten als regierender Herr zu behaupten. Denn auch er war einer von denen, welchen nichts weher thut, als der Verlust der Herrschaft, so klein und gering sie auch seyn mag. Wie sehr also mußte es ihn schmerzen, da er auf einmal von der Höhe eines Regenten zum Nichts eines Privatmanns herabsank!

Er war ganz betäubt, und in diesem Zustande hörte er die Sentenz an, ohne auch nur ein Wörtchen vorzubringen. Endlich schlug er sich vor die Stirn, und rief: Warum hab' ich das nicht eher gewußt, ich Dummkopf!

— Der Fürst suchte ihn zu trösten, indem er ihm vorstellte: Man könne das Ding ja noch herumdrehen: vielleicht wäre die Sentenz nicht so arg gemeynt, und er hoffe, sie würde sich noch ändern lassen. — Aber der Graf gerieth in eine Art von Tiefsinn, erwiderte kein Wort, und lief nur in dem Zimmer herum, bis er endlich wie verwirrt sich in einen Lehnstuhl hinwarf.

Der Fürst entfernte sich und ersuchte die Gräfin, sich ihres Gemahls anzunehmen: aber — die von nichts wissen wollte, war die Gemahlin Jeannette! Sie erklärte kurz und stolz: Sie hätte an seinen Vergehungen keinen Theil gehabt, hätte also auch nicht nöthig, sich in sein Unglück zu mischen. Aber vor Schreck und Wuth war sie beynahe außer sich, als sie hierauf erfuhr, daß ihr Gemahl der Regierung ganz und gar beraubt sey. Da erst rennte sie in sein Zimmer, überhäufte ihn ohne die mindeste Schonung mit den bittersten Vorwürfen, sogar mit Schimpfworten, und erklärte ihm geradezu, daß ihre Ehre es jezt erfodere, sich von ihm scheiden zu lassen.

Und wirklich ließ sie den Rath Dautel zu sich kommen, und fragte: Ob der eingetretene Straf-Fall sie nicht berechtige, alle fernere Verbindung mit dem Grafen aufzugeben? Da Dautel es verneinte, so wendete sie sich an den Advokaten Pfluc, und nun hörte sie: daß man die Ehescheidung für sie allerdings bewirken könne, daß aber alsdann das Geld wegfalle, welches sie zu ihrem Unterhalt von der Commission sonst erhalten würde. Und blos dieß machte, daß ihr Geiz jezt das bewirkte, was ihre Eitelkeit nicht mehr konnte.

Aber von dieser Zeit an hat sie allen Umgang mit dem Grafen aufgegeben. — Dieser Zug ist für den Beobachter des menschlichen Herzens sehr bedeutend. Gräfin Jeannette ließ es sich gefallen, daß ihr Herr Gemahl mehr als eine Mätresse hatte, daß er die eheliche Treue auch sonst noch brach und sich der infamirendsten Verbrechen schuldig machte: und sie dachte an keine Trennung. Aber sobald eben dieser Mann seinen Glanz verloren hatte, da erst war er ihrer nicht mehr würdig. Sie verließ und verachtete ihn von da an so unbegreiflich-hart, daß sie ihn während seiner langen Gefangen-

schaft auch nicht einmal besuchte, ja, sogar ihren Töchtern es jedesmal verwies, wenn diese, durch Kindesliebe angetrieben, dem Naturzug folgten, und ihren unglücklichen, verlaßnen Vater in seiner traurigen Lage durch ihren Besuch zu trösten suchten.

Hoc demum est pietas, hoc socialis amor!

Daß Gräfin Jeannette von Muttergefühl eben so wenig wußte, als von Mitleid gegen einen unglücklichen Gatten, zeigt folgende Anekdote bis zum Verfluchen. Eine Frau, Namens Weneke aus Eichloch, deren Mann aus der Landkasse Geld geborgt gehabt hatte, und dadurch seinen Ruin vor sich sah, ging die Gräfin an, und bath um Nachlaß der sie vollends ruinirenden hohen Interessen. Um die Landesmutter eher zum Mitleid zu bewegen, ließ sie einfließen: Daß Kummer und Noth ihr tägliches Brodt sey, indem sie innerhalb Jahresfrist bey aller ihrer Dürftigkeit drey liebe Kinder verloren hätte. Nun wohlan, rief die Gräfin, so seyd doch nur froh, ihr Bettelbagage, daß ihr drey Mäuler weniger zu nähren habt, und zahlt um so eher. — Konnte der neufränkische Commissär Rougemaitre als Feind ärger und un-

menschlicher sprechen, wie hier eine Gräfin, als Mutter ihrer Unterthanen? —

Nach publicirtem Ultimatum wurde der Graf scharf bewacht, und durfte ohne Begleitung nicht aus seinem Zimmer. Er war immer sehr kleinlaut und verlohr allen Muth. Er ließ mehrere Personen, welchen er Unrecht gethan hatte, zu sich kommen, bath sie um Verzeihung, und weinte wirklich rührend.

Das freilich war jezt Schwachheit, und half das Geschehne nicht ungeschehen machen. Erkennen, daß man Unrecht gethan hat, ist recht: dem Beleidigten es sagen, und ihm seine Reue darüber zu erkennen geben, ist auch recht, wenn man es nämlich noch bessern kann, und nicht außer Stande ist, neue Beleidigungen den alten beyzufügen. Aber dann erst pater peccavi sagen wollen, wenn man überhaupt nicht mehr sündigen kann, ist Kleinmuth und ascetische Faseley. An Einige schrieb er gar Briefe, bath sie, ihm zu vergeben, und Gott für ihn zu bitten u. s. w.

Indessen hatte man für den Grafen eine sehr demüthige Supplike an den Kaiser aufgesezt und sie ihm zu Wien einreichen lassen, nebst

noch einer wie im Namen der Unterthanen. Beyde aber kamen zurück mit der Erklärung: daß der Spruch über den Grafen mit Ueberlegung gegeben sey, und daß der Kaiser nicht gewohnt sey, Befehle ergehen zu lassen, um selbige sofort zu ändern oder zu widerrufen: und dabey hatte es sein Bewenden.

Ohngefähr sechs Wochen nach dem strengern Haus-Arrest wurde der Graf Abends abgeholt, in einer Kutsche, und so in Begleitung von Husaren nach der Festung Königsstein bey Frankfurt abgeführt. Die Gräfin nahm kalt und steif Abschied von ihm, ihre Töchter aber, die Gräfinnen Christiane und Louise, zerflossen in Thränen. Den Grafen selbst mußte man in den Wagen tragen, weil er von Ohnmacht in Ohnmacht fiel.

Der Jan Hagel zu Grehweiler bewies auch bey dieser Gelegenheit, daß Jan Hagel immer und überall — Jan Hagel ist. Man lief hinter dem Wagen her, und schrie: „Da holt der Teufel den Rheingrafen! Glück auf den Weg! Jezt wird ihm sein Schinden wohl vergehen! —

Beynahe jederman gönnte dem Grafen sein Schicksal, und keiner erklärte das Urtheil Josephs

II. für ungerecht, selbst nachher Friedrich II. nicht. Denn als 1778 die Rheingräfliche Familie durch den Baron von Hofenfels, Sohn des Pfarrers Simon zu Dilkirchen, und Gesandten des Herzogs von Zweybrücken am Berliner Hofe, eine Bittschrift an ihn überreichen ließ, worin er ersucht wurde, sich bey dem Friedensschluß nach dem Baierschen Successionskriege des unglücklichen Grafen anzunehmen, antwortete er ganz kurz: daß er von der Sache unterrichtet sey, und daß der Kaiser, dessen Gerechtigkeitsliebe er kenne, hierin recht gehandelt habe. *)

Neunzehntes Kapitel.

Lage des Rheingrafen auf der Bergfestung Königstein.

Die Festung oder das Bergschloß Königstein ist ein elendes, jämmerliches Nest, welches von

*) Also selbst Friedrich II. billigte Josephs Verfahren. Aber eben dieser Friedrich hatte im siebenjährigen Kriege Einige, blos aus Verdachtsgründen, einzichen und lange genug ohne Rechtsmittel sitzen lassen, wie man zu Magdeburg und anderwärts das hören kann. Dergleichen steht freilich nicht zu entschuldigen, und thut Friedrichs sonstiger Größe wahren Abbruch.

Mainzischen Soldaten sonst besezt wurde und größtentheils einen Offizier zum Kommendanten hatte, den man in Mainz nicht mehr haben wollte.

Der Kommendant, welchem Carl Magnus übergeben wurde, war ein eingemachter Grobian, stolz, wie ein Strohjunker, auf seinen Adel, impertinent wegen seines Portepee's, und bigot wie eine Betschwester, dabey im höchsten Grade unwissend, und von so elenden Sitten, als sie der roheste Bauerlümmel vom Hundsrück nur haben kann. Das war der Kommendant, unter dessen Aufsicht der Graf nun als Gefangener stehen sollte.

Carl Magnus kam anfangs gar nicht aus seinem Zimmer. Er weinte und jammerte ohne Unterlaß, betete auch mit unter, oder las in einem Buche. Endlich aber, nachdem er diese Lebensart einige Monate getrieben hatte, milderte die Zeit den Schmerz, und er sehnte sich nach Gesellschaft.

Der Kommendant, welcher den Befehl vom Kurfürsten zu Mainz hatte, dem Rheingrafen es an nichts mangeln zu lassen, und ihn, wenn er es verlangte, an seinen Tisch zu ziehen, both

ihm dann auch seine Gesellschaft an, und der Graf ließ sie sich gefallen, aus Mangel einer bessern. Bey dem Kommendanten aßen täglich, wie überhaupt bey allen Mainzer Adlichen es damals so Mode war, einige katholische Pfaffen; und diese machten sich ein Geschäft daraus, den Grafen zu bekehren, wie sie schon Mehrere auf Königsstein bekehrt und zu ihrer Kirche gelockt hatten.

Im Vorbeygehen will ich hier anmerken, oder vielmehr nach dem Obigen nur erinnern, daß man in der Pfalz und im Mainzerlande die Gewohnheit hatte, zu jedem protestantischen Verbrecher, sobald er eingezogen war, sofort katholische Pfaffen zu schicken, die für dessen Seelenheil sorgen, und ihn zum wahren Glauben bekehren sollten. Hatte so ein Eingezogner ein Kapital-Verbrechen begangen und wollte er nicht anbeissen, so wurde ihm sein Recht angethan, und er hingerichtet. Ließ sich aber der protestantische Mörder, Räuber oder Gaudieb die heilige Fratzerey der Römischen Kirche aufbinden, so war er der Begnadigung vor Gott und Menschen sicher, und kam sehr leidlich davon.

Ich hoffe, das Unwesen soll bald ganz aufhören und niemals wieder kommen.

Dem Grafen, als einem so hergebrachten Lutheraner, waren die Bekehrungs-Dialogen der katholischen Pfaffen äusserst zuwider, und er widersprach ihnen, so gut er vermogte. Da er aber in seiner Kirchercy sehr schlecht zu Hause war: so begnügte er sich, Machtsprüche zu thun, und mit „das ist nicht wahr: jenes ist gelogen" u. s. w. um sich zu werfen, worüber denn der alte dumme Kommendant sehr entrüstet wurde.

Als die Pfaffen einsahen, daß dem Rheingrafen auf dem Wege der Disputation nicht beyzukommen war, da schlugen sie einen wirksamern ein, diesen: daß sie ihm zu verstehen gaben: der Kaiser würde ihn gleich frey lassen, und in seine alten Rechte wieder einsetzen, wenn er nur die Religion seiner kaiserlichen Majestät bekennen wollte. Dieses wirkte mehr, als alle Disputationen und alle pfäffische Sophismen, und der Graf schien schon an der Thüre des katholischen Schafstalls zu stehen, als auf einmal ein Strich durch die Rechnung der Pfaffen gezogen wurde.

Der Graf von Ortenburg, Schwager unsers Carl Magnus, besuchte nämlich den

Rheingrafen auf Königstein, und brachte einen östreichischen Offizier mit, welcher zwar auch katholisch, dabey aber ein sehr heller Kopf war. Gerade über Tische bey dem Kommendanten, wo auch mehrere katholische Pfaffen zugegen waren, fiel das Gespräch auf Josephs Orthodoxie. — Man muß wissen, daß gerade damals die Kaiserin Maria Theresia gestorben war. — Der Offizier erzählte unter andern, daß der Kaiser die Konvertiten-Kasse — einen Fond, woraus sonst jeder Konvertit, oder solche, die sich von dem Judenthum oder der Ketzerey zum Christkatholischen Glauben bekehrt hatten, Unterstützung erhielten — kassirt habe. Was? fing der Rheingraf an, also hält der Kaiser nichts aufs Bekehren?

Offizier: Nicht das mindeste!

Graf: Aber es muß ihm doch angenehm seyn, wenn jemand den Glauben annimmt, den er bekennt!

Offizier: Darum bekümmert er sich gar nicht, Herr Rheingraf! Der Kaiser hält vielmehr den für einen schlechten Menschen, der katholisch wird, weil er weiß, daß ein solcher gewöhnlich eine Nebenabsicht hat: denn entweder

hat er schlechte Streiche verübt, oder er will sie verüben, oder er sucht etwas anderes darunter. Mit einem Worte: wer beym Kaiser etwas suchen will, dem rathe ich, ja nicht unter der Larve eines Neubekehrten aufzutreten: sonst fällt er durch, wie Salomons Katze.

Der Offizier fuhr in diesem Tone fort, und als die geistlichen Herren widersprechen wollten, führte er für seine Behauptung mehrere Beyspiele an, so daß sie schweigen mußten. Der Rheingraf, welcher nun einsahe, daß eine Religions-Aenderung ihm zu nichts nützen würde, brach alle weitere Unterhandlung mit den Schwarzröcken ab, und blieb bey seinem Lutherthum, für welches er ohnehin jezt viel Vorliebe gefaßt hatte, und dieß durchs Disputiren darum.

Doctor Bahrdt führte ihn nach seiner Art etwas weiter. Der Pfarrer Geiger von Eichloch besuchte den Grafen auf dem Königsstein öfters; und da der Sohn dieses Pfarrers damals gerade Professor an dem Philanthropin zu Heidesheim war, so geschah es, daß Bahrdt, welcher das Heidesheimer Philanthropin um jene Zeit dirigirte, in Gesellschaft

des Pfarrers Geiger den Grafen auf dem Königstein mitbesuchte. Der Graf behielt die Herren zu Tische; und da nun hatte der jovialische Bahrdt Gelegenheit, die katholischen Herren, die auch in seinem Beyseyn es nicht unterließen, so nach ihrer Art über theologische Gegenstände polemisch zu faseln, so herum zu trillen, daß die ganze Gesellschaft laut auf lachen mußte, und die Herren in aller Beschämung für gut fanden, ihre theologische Schnurr- und Queer-Pfeife behende einzustecken. Bahrdts argumenta ad hominem hatten so viel Lächerliches und Absurdes aufgedeckt, daß Carl Magnus, so kurzsichtig er sonst auch war, beynahe nicht mehr ans Lutherthum glauben wollte, vielweniger ans Papstthum, wenn Pfarrer Geiger, als des Grafen Beichtvater, nebst der Nothlage, worin er sich befand, und die, wie man spricht, bethen lehrt, ihn nachher nicht zu seiner Glaubenskrippe zurück geführt hätten. Auf Mittelköpfe wirkt nämlich das Lächerliche stärker als das Tiefdurchdachte: Voltaire glücklicher als Rousseau; aber was vermag nicht der Mechanismus der Gewohnheit, nebst Noth und Beichtvater!

Die älteste Tochter des Grafen, Gräfin Christiane, eine Dame, welche, wie ihre Schwester, das Gegenstück zu ihrer Mutter war, folglich nicht das geringste von dem Stolz und dem Geiz derselben an sich hatte, heirathete nicht gar lange nach dem gefänglichen Hinsetzen ihres Vaters den regierenden Sohn des vorher erwähnten Grafen von Ortenburg.*) Da sie auf diese Art nicht weit von Wien war, so machte sie eine Reise dahin, und suchte eine Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen, welche auch bey Joseph II. nicht schwer zu finden war. Sie stellte ihm die Noth ihres Vaters vor, und bath mit einem Fußfall um die Milderung seiner Strafe. Aber Joseph zuckte die Achseln, und erklärte mit Bedauren: daß er in diesem Stück nichts ändern könne: sie sollte, wie er hinzufügte, nur zufrieden seyn, daß er sich nicht das Gutachten der Reichsstände ausgebeten habe; sonst würde ihr Vater vielleicht ganz geächtet worden seyn.

Auch

*) Dieser Stamm ist der einzige Lutherische Landstand des Baierischen Kraises.



Auch bath der Landgraf von Hessen-Darmstadt, Ludwig IX, welcher sonst bey dem Kaiser viel galt, für den gefangenen Rheingrafen: eben das that der Fürst Dominik von Kyrburg; aber ebenfalls vergebens: Joseph berief sich immer auf die Gerechtigkeit seines Ausspruchs, und ließ es dabey bewenden. Man sah nun wohl ein, daß der Graf sehr wahrscheinlich seine zehn Jahre zu Königstein würde sitzen müssen; und jederman, besonders die Adlichen und Grafen, die so gern ungeahndet freye Hand haben mögen, schimpften — wie sie es nannten — auf die fürchterliche Tyranney des Kaisers. — Es ist überhaupt eine schlimme Sache, als Fürst seinen guten Namen immer und überall zu behaupten. That der Fürst Gutes: so heißt es, es werde ihm von Günstlingen eingegeben; und straft er jemanden: so soll er hart und grausam seyn.

Die Gemalin des Grafen hat ihn auf dem Königstein, wie ich oben erwähnte, auch nicht einmal besucht, so sehr er darum bat und bitten ließ: sie erklärte immer, daß es ihrer Würde unanständig wäre, einen gefangenen Ehemann zu

besuchen, sie wolle blos Umgang mit dem freien. — Sie muß ihn also niemals wirklich geliebt haben, und dabey sehr kurzsichtig gewesen seyn, indem sie nicht einsah, daß gerade die Anhänglichkeit an ihren unglücklichen Gemahl ihr wirklich Ehre bringen würde. Wer ließt nicht mit Vergnügen und Rührung, was Ovidius von seinem Weibe rühmt, nachdem ihn der Kaiser aus Rom relegirt hatte: *)

— — Conjux, humeris abeuntis inhaerens,
Miscuit haec lacrymis tristia dicta suis:
Non potes avelli, simul, ah, simul ibimus inquit;
Te sequar et conjux exsulis exsul ero:
Et mihi facta via est, et me capit ultima tellus:
Accedam profugae sarcina parva rati.
Te jubet ex patria discedere Caesaris ira,
Me pietas; pietas haec mihi Caesar erit.

Damit aber keiner denken möge: des Ovidius Frau sey aus der Bürgerkanaille gewesen, bey welcher derley Tugenden vielleicht statt finden könnten, so merke man, daß Ovidius von sehr gutem alten Adel war. Er sagt:

*) Trist. L. I. El. III, 79.

Si quid id, a proavis usque et vetus ordinis haeres;
Non modo fortunae munere factus eques. *)

Mit Vergnügen habe ich in der dänischen Geschichte die Liebe der Leonore, — Tochter Christians IV, für ihren unglücklichen Ehemann, den Grafen Ulefeld, gelesen: Aber Gräfin Jeannette dachte entweder nicht delikat genug, oder sie dachte zu delikat.

Der Graf, dessen Religiösität durch den erwähnten Pfarrer Geiger im Geleise erhalten wurde, vertrieb sich die lange Weile mit Lesung mehrerer Bücher, vorzüglich geistlicher und mystischer Bücher; und unter diesen stand Arnds wahres Christenthum, Gottfried Arnolds Abbildung der ersten Christen, und der asiatische Prinz Menoza oben an. Ausserdem las er Zeitungen und disputirte aus denselben mit seinem Bedienten. Pfarrer Geiger mußte auch alle sechs Wochen nach Königstein herauf kommen, von geistlichen Dingen da mit ihm reden, und ihm dann das Nachtmahl reichen. Das Präsent dafür war jedesmal ansehnlich, und bestimmte

*) Trist. L. IV. E. X, 7.

den Rheingräflichen Seelenhirt, des Grafen Frömmigkeit und Geduld im Leiden als exemplarlich herauszustreichen.

Indessen war diese Geduld dennoch immer nicht weit her: denn öfters wurde er so wild, daß er zum Erschrecken fluchte, und wider den Kaiser und seine andern Feinde in die heftigsten Invektiven ausbrach.

Der Pfarrer Fabel von Münsterappel, ein Versifex von der traurigen Gestalt, ließ eine Elegie auf ihn drucken, worin jede Strophe sich endigte, wie folget:

> Nun sitzest du, Carl Magnus, und trauerst
> ganz alleine,
> Dort auf dem Königssteine.

Ohne Zweifel ist der Graf durch die darin vorkommenden herzbrechenden Gedanken mächtig gestärkt worden!

Gegen das Ende seiner Gefangenschaft erhielt der Graf einige Freiheit: es wurde ihm erlaubt, außerhalb der Festung, auch ohne Begleitung, spazieren zu gehen: doch wurde ihm eingeschärft, daß, wenn er entwischen würde man ihn aber wieder erhaschte, er alsdann weit

enger gehalten werden sollte: und so entwischte er nicht. Wo hätte auch ein Mann hinwollen, der die sechzigen weit hinter sich hatte!

Doch war dem Grafen eine Freude noch vorbehalten, die ihm wirklich sehr willkommen seyn mußte. Wir wissen, daß er in seiner Jugend in französischen Kriegsdiensten gestanden war: diese hatte er zwar aufgegeben, aber mit Vorbehalt des Fortsrückens. Dieses war, wie man auch weiß, für ihn gestiegen bis zum Maréchal de Camp. Der Prinz von Montbarrey, den der arme Graf dauerte, stellte also dem Könige von Frankreich vor, daß es Seiner Majestät Ehre machen würde, wenn man dem unglücklichen Rheingrafen nicht nur das Patent als Maréchal de Camp, sondern auch die damit verbundene Pension ertheilte. Ludwig XVI. willigte ein, und so erhielt der Graf das Patent zu einem Titel mehr, und jährlich eine Summe, wofür er rechtartig leben konnte, wenn gleich ohne alles militärische Verdienst. Ludwig XVI. wußte damals gewiß noch nicht, daß auch Er einmal im Kerker schmachten würde, aber in einem ganz andern Kerker, als der des Rheingrafen war. —

Zwanzigstes Kapitel.

Begebenheiten in der Grafschaft, während des Arrestes des Grafen.

Die Gräfin Jeannette theilte nach der Vermählung ihrer ältesten Tochter ihr Vermögen in zwey Theile; deren einen sie der jungen Gräfin von Ortenburg gab, den andern aber für sich behielt, damit er einmal an ihre jüngste Tochter, die Louise kommen sollte. Sie überlebte dieses Geschäfte nicht lange, und starb den 13ten März 1780. Bey dem Begräbniß dieser Dame insinuirten sich die Rheingräflichen Pfarrer schlecht bey der kaiserlichen Commission: sie kamen nämlich alle zusammen, und trugen den Sarg der Gräfin zur Gruft, welches von Seiten der Commission, als eine sträfliche Anhänglichkeit ausgelegt, und mit einem derben Wischer regalirt wurde. Da die Gräfin obendrein an einem Sonnabend, Abends um 10 Uhr, weggeschafft wurde, so hatten die christlichen Gemeinden den Sonntag brach liegen müssen, indeß ihre Seelsorger das Geschäft der Todtengräber verrichtet hatten.

In der Grafschaft herrschte die Commission unumschränkt, und beynahe eben so despotisch-ausgelassen, wie ehedem der Graf. Die Unterthanen hatten, wie der Esel in der Fabel, beynahe blos andre Zäumsättel aufgelegt bekommen. Anfänglich waren Botzheim und Moser die Subdelegirten der Commission; hernach aber erhielt ein gewisser von Zwirnlein die ganze Administration, und regierte alles durch den Sekretär Schlosser. Der alte Rath Dautel zu Grehweiler starb auch um diese Zeit, und der Kammerrath Fabel war nun das Factotum in der Grafschaft: denn der ehrliche und geschickte Amtmann Schröter, galt für gar nichts.

Die Schwester des Grafen, die Charlotte, eine damals schon ziemlich bejahrte Dame, welche weiter nichts hatte, als ihre Pension von der Commission, wurde von dieser auf das schändlichste geneckt und geplagt. Sie hatte mehrmals von der Administration nicht zum besten gesprochen, und deswegen suchten die Herren sich zu rächen, und zahlten ihr ihre Pension so verzettelt und so unregelmäßig, daß sie oft Noth leiden mußte. So lange ihre Schwäge-

rin, die Jeannette, noch lebte, gings: aber nach deren Tode lebte sie ganz für sich, und mußte fürlieb nehmen, wenn ihr der Kammerrath Fabel heute drey, und in acht Tagen wieder drey Gulden gab, mit der Entschuldigung: es sey nichts in der Kasse.

Die Gräfin Louise, die jüngste Tochter des Rheingrafen, bekümmerte sich wenig um das, was ihr die Commission geben mußte: sie hatte ohnehin genug.

Die Aemter in der Grafschaft wurden auch regelmäßig verkauft. Wer nur Dorfschulze werden wollte, mußte dem Commissions-Sekretär und dem Kammerrath Fabel spendiren: sonst bekam er das Amt nicht. — Die liebe Gerechtigkeit war auch für Geld und Gunst zu haben. Um nur ein Beyspiel darüber anzuführen, will ich mit einer Schwängerungshistorie dienen, die sich zu Wendelsheim zugetragen hat. Der Sohn eines Gewissen — ich nenne ihn nicht, weil er rechtschaffene Verwandte hat, bey welchem die Herren einzukehren und umsonst zu zechen pflegten, wenn sie dahin kamen — ließ sich mit einem sonst unbescholtenen Mädchen ein, und machte es zur Mutter. Da

aber sein Vater das Mädchen für keine sortable Parthie hielt, indem sie nicht reich war: so wollte er durchaus nicht, daß er sie heurathen sollte: er hatte schon eine andere für ihn bestimmt, welche zwar auch schon Mutter war, aber doch baar Geld hatte. Darüber kam die Sache zum Proceß. Das Mädchen bewies den genauern Umgang durch eine Menge Zeugen, und diese bestätigten ihre Aussage eidlich: aber was half das! Der Vater, der schon lange bey der Commission gut stand, gab noch eine hübsche Summe: und so wurde auch sein Herr Sohn zugelassen zum Eide, und er schwur sich los. Jedermann stuzte über diese Unthat; aber wer konnte helfen! Die Sache war einmal abgethan. —

Ein gewisser Doctor der Medicin ließ sich in Grehweiler zur Zeit der Commission nieder; und ob er gleich nichts gelernt hatte, so hatte er doch ein Diplom, welches er vorweisen, und Geld, welches er spendiren konnte: und dafür bekam er die Erlaubniß zu prakticiren, d. h. zu quaksalbern im ganzen Lande. *)

*) Man thut der guten Universität zu Wittenberg sehr Unrecht, daß man sie der anomalischen Doctor- und Magister-Promotionen so sehr und fast allein beschuldigt.

Es lebte aber damals ein gewisser Apotheker **Köster** im Lande, ein Mann, zwar ohne Doctordiplom, der auch nicht auf Universitäten für aus allerley Büchern zusammengeschriebne Gelehrsamkeit, Geld gegeben und dafür Testimonien nach Hause gebracht hatte, der aber durch das Lesen vieler gründlicher Schriften und durch lange Erfahrung und glückliche Kuren einen großen Namen in der ganzen Gegend weit und breit erworben hatte; der selbst der Herrschaft zu **Grehweiler** Arzt mit Nutzen gewesen war, nachdem der Doctor **Wegele** von Alzey die Gräfin **Charlotte** dem Grabe beynahe überliefert hatte; ein Mann also, von eben so vielem Geschicke als gutem Rufe: und diesem Manne zog die hochlöbliche Commission einen bediplom-

---

Diese Universität fehlt nur darin, daß sie den akademischen Schnickschnack, ich meyne die Doctor- und Magister-Diplome, gar zu wohlfeil ertheilt. Andre Akademien sind in diesem Stücke klüger, und lassen sich weit mehr bezahlen. Sumimus pecuniam, et mittimus asinum in patriam, ist das Symbol aller Fakultäten auf allen Universitäten.

Atflent Ausoniae, moestissima turba sorores!

Wer mehr hievon lesen will, lese meine **Annalen der Universität zu — Schilda.**

ten Quacksalber vor, und verboth dem hundertfach erfahrnern Köster alle fernere Praxis im Lande.

Auf dem Hundsrück verlangte der Pfarrer Beizroth einen Vikarius: die Commission hätte allerdings ein Landskind nehmen sollen: aber da nur ein einziges dazu da war, welches indeß kein Geld geben mogte, so verkaufte man die Pfarrey an einen Fremden. Dieser Spaß wurde einst dem Herrn von Zwirnlein öffentlich vorgeworfen; er entschuldigte sich aber, und wollte nichts davon gewußt haben: die ganze Sache sollte durch die Hände des Sekretärs Schlosser gegangen seyn. Das war doch sehr artig!

Ohngefähr im Jahr 1774 oder 75 fiel es dem Mannheimer Hofe ein, eine Chaussée von Mannheim aus über den Hundsrück durch einen Theil der Rheingrafschaft anzulegen. Die Commission, um die Bauren, die an ihren Grundstücken dabey einbüßen mußten, zu beruhigen, versicherte sie heilig, daß man den Schaden aufs höchste schätzen, und dann aufs pünktlichste ersetzen würde. Der Kurfürst hat freilich alles ersezt, und das Geld an die Commission zum

Auszahlen abgeschickt: aber wie viele Heller sind den Acker-Besitzern für ihren Verlust zu Theil geworden? — Freilich half eine solche Summe einigen Wenigen mehr, als Vielen!

Auf dem Jahrmarkte eines Rheingräflichen Dorfes fanden sich einst einige Pfälzer Dragoner ein, und zogen bey entstandener Balgerey mit den Bauern, ihre Säbel, und hieben, wie unsinnig um sich. Die Bauerbursche wehrten sich ritterlich, und holten allerley Werkzeug, unter andern ein Strohmesser, womit einer einem Dragoner die Hand herunter hieb. Ein andrer Dragoner wurde mit einer Mistgabel so zerstochen, daß er über ein halbes Jahr danieder lag: ein dritter verlohr ein Auge. Die Bauerbursche waren auch übel zugerichtet, und der Nachtwächter, welcher Frieden hatte bieten wollen, verlohr drey Finger. Dieser Vorfall machte Aufsehen; und obgleich beweisbar war, daß die Dragoner die Urheber der Schlägerey gewesen waren: so verlangte das Regiment dennoch Ersatz und Genugthuung, und drohte sogar, alle Rheingräfliche Unterthanen, die in ihre Gegend kommen würden, einzuziehen, wenn man nicht Genugthuung lei-

sten würde. Was war zu thun? Man ließ die Leute auf Unkosten des Ländchens heilen, und gab dem Dragoner-Regiment den gefoderten Ersatz. Es sey, hieß es, nicht rathsam, mit mächtigen Herren Proceß zu führen. Man denke! —

Wer Strafe verdient hatte, konnte leicht frey davon ausgehen, wenn er sich mit dem Commissions-Sekretär nur — sezte: dieses war wirklich der Ausdruck für dieß schöne Manövre. Man gestand, gesündigt zu haben, war erkenntlich, griff in die Tasche, legte ein Sühnopfer auf den Altar der Justiz, und erhielt sodann die Absolution in der besten Form. Einige Beyspiele sollen dieses beweisen, damit man meine Aussage nicht für Verläumdung halten möge.

Das Schatzgraben ist in der Pfalz, wie billig, bey Zuchthausstrafe verboten, aber erst seit kurzer Zeit: denn der Kurfürst Carl Philipp hielt Hofschazgräber eben so gut, wie Carl Theodor noch zum Skandal des Jahrhunderts Hofnarren hielt. Vor ungefähr 70 Jahren verschwendete der Landgraf von Hessen-Darmstadt, Ernst Ludwig, der auch noch ein grosser Liebhaber der Goldmacherey war, an die

Hebung eines Schatzes zu Rheinheim in der Nicolai-Kirche, viele Tausende, und wurde, wie natürlich, von den Schatzgräbern angeführt.

Ohngefähr 1773 fand sich ein Geisterseher und Schatzgräber bey einem Müller bey Ufhofen ein, und machte ihm weis, in der Nähe seiner Mühle stehe ein Schatz, welcher, ich weiß nicht, wie viele Hunderttausende betrage. Der Teufel habe ihn in Verwahrung, weil er ihm für eine große Summe holländischer Dukaten versezt sey. Man fing an zu graben und zu machen; endlich aber endeckte ein redlicher Förster den Betrug, und einige von den Betrügern und Betrognen wurden festgesezt. Der Müller fürchtete starke Strafe, versöhnte sich also mit der Commission, und ging frey aus. Die Helfershelfer des Schatzgräbers wurden, nicht als Schatzgräber, sondern als Diebe, eine Zeitlang fest gehalten, und dann auf freyen Fuß gestellt.

Ein gewisser Lange, welcher vorher den Preußen gedient hatte, hernach aber sich als Kneipenwirth in Wendelsheim niederließ, machte in Gesellschaft eines gewissen Thorreiters die Straßen in der Gegend unsicher,

und stahl in den Dörfern. Seine Frau, aus Schlesien gebürtig, schlug die Karte, wahrsagte, und stahl Kleinigkeiten. Man requirirte von verschiednen Orten her an die Commission, und verlangte, sie möchte die Diebe fest halten. Allein da Lange immer Hasen und Krebse in eine gewisse Küche lieferte, ließ man ihn frank und frey herumgehen, bis endlich beyde verschwunden waren. Lange nämlich gesellte sich zu einer Diebesbande im Trierischen, und Thorreiter ließ seine Frau sitzen, und ging mit der Langen unter die Kaiserlichen.

Die Processe, welche schon unter der Regierung des Grafen lange genug dauerten, wurden nachher noch weit länger ausgedehnt. Dem Amtmann Schröter wurde ein Verweis gegeben, weil er Kleinigkeiten schnell ausmachte: Das hieße ja, sagten die Herren, das herrschaftliche Interesse schwächen, und den Sporteln Abbruch thun. War der Credit der Rheingräflichen Unterthanen schon zu des Grafen Zeiten ruinirt worden, so ging er nun vollends unter, und kein Mensch mehr wollte mit einem aus der Grafschaft zu thun.

haben. Es geht her, wie im Grehweilerischen: sagte man, wenn von einer recht Polnischen Haushaltung die Rede war.

Bey dem allen hielten die Herren doch streng auf Orthodoxie und Rechtgläubigkeit, wie man denn überhaupt in allen schlecht regierten Ländern auf dergleichen zu halten pflegt. Einige Pfarrer, nämlich Herr Dietsch und mein Vater wurden einig, statt der Heilsordnung des Hofpredigers Herrnschneider, die Glückseligkeitslehre des Herrn Dietrich zu Berlin, in den Schulen ihrer Pfarrey einzuführen, nebst einem bessern A=B=Cbuch: allein die Commission fand für gut, diese schädliche Neuerung zu verbieten, und so blieb es bey der alten Gäulsordnung, und bey dem alten A=B=Cbuch, mit herzbrechenden schönen Versen, wie diesen:

> Der Affe gar possirlich ist,
> Zumal wenn er vom Apfel frißt.
> Wie grausam ist der wilde Bär,
> Wenn er vom Honigbaum kommt her.
> Die Kloster=Nonne will thun Buß,
> Ein Nagelbohr man haben muß. u. s. w.

Wie mich selbst die liebe Commission in Anspruch genommen hat, steht schon beschrieben im II. B. meiner Lebensgeschichte.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Commission nimmt ein Ende.

Wenn die Rheingräflichen Schulden hätten bezahlt werden sollen, so war ceteris paribus, eine Alles genau berechnende und durchaus sehr sparsame Commission wenigstens ein halbes Jahrhundert nothwendig: Aber bey der schönen Haushaltung der damaligen Commissarien hätten gar leicht einige Jahrhunderte dazu nicht hingereicht. Man kam ihnen indeß bald auf die Spur, und mehrere, auch nur Halbeinsichtige merkten, daß eben jene Commission gar nicht das Mittel sey, die ungeheuren Schulden des Rheingrafen nach und nach abzutragen. Die Creditoren fingen freilich auch an zu murren; aber was wollten und konnten sie thun? Es war eine Hochpreisliche kayserliche Administrations-Commission, welche von ihnen selbst gefordert und genehmiget war.

Der Rheingraf von Grumbach war, da Carl Magnus keine männlichen Erben hatte, der nächste Erbe zur Grehweilerschen Herrschaft. Im Römischen Reiche ist es nämlich einmal Ge-

setz, daß kein Frauenzimmer in der Regierung succediren kann, nach der uralten Observanz der Lex Salica, ob man gleich nicht Unrecht hätte, auch für die Regierung den Weibern die Succession ihrer Väter einzuräumen. Die alte Geschichte bezeugt, daß Semiranus recht gut regiert habe; Zenobia war auch keine unebne Regentin; und Elisabeth von England war eine große Königin, so wie beyde Catharinen in Rußland große Kaiserinnen waren; und wer hat endlich an der östreichischen Maria Theresia viel auszusetzen? Ich getraue mir zu behaupten, daß die Regierungen der Weiber immer noch erträglich ausfielen, da im Gegentheil gar viele Männer-Regierungen ganz schlecht gewesen sind. Aber in Deutschland geht es nun einmal nicht, daß Weiber ihrer Väter Regierung erben, ob man gleich zugiebt, daß müßige, Hochwürdige Aebtissinnen regierende Reichsfürstinnen sind. Das ist freilich seltsam, es ist aber einmal nicht anders!

Der alte Rheingraf von Grumbach hatte eben auch keine Erben; und seine Gemahlin, eine Prinzessin von Leiningen, hat sich über die Inkapacität ihres Eheherrn oft beschweret.

Wenn nun die Commission zu Grehweiler hätte fortdauern sollen: so konnte das Grehweiler Ländchen noch lange Zeit von ihr verwaltet werden, ohne daß es an Grumbach gekommen wäre. In dieser Verwirrung fanden gescheute Männer einen glücklichen Ausweg.

Die jüngste Tochter unsers Carl Magnus, die Louise, war eine Dame von großen Reichthümern, und eben deswegen eine Parthie, die auch für manchen Fürsten gewesen wäre. Sie war aber eben mit ihrem Gelde auch im Stande, zwar nicht die Schulden ihres Vaters alle zu tilgen, aber doch für eine gute Caution zu stehen, und wenn ihr dereinstiger Gemahl wieder regierender Graf werden konnte, bey halbweg guter Haushaltung, das Land mit frey zu machen.

Der Graf von Grumbach hatte einen Bruder, Namens Carl, welcher der präsumtive Erbe der Grafschaften Grumbach und Grehweiler war. Dieser Herr hatte ehemals in Holland Kriegsdienste gethan, und sich nebst einer großen Summe Geldes einen sehr zweydeutigen Namen, im Patriotenspektakel vom Jahre 1787, erworben. Ich weiß nicht, in wie=

fern die Anschuldigung, welche man ihm gemacht hat, und die Vorwürfe in der Schrift: „die Preußen vor Europens Richterstuhl" wahr und gegründet sind: aber das weiß ich, daß er sonst ein gutmüthiger, ehrlicher Mann ist, wenigstens gegen andere Leute, wenn er's gleich gegen die Holländer nicht gewesen wäre. Man handelt oft aus Grundsätzen, welche man, so schief sie sind, doch für recht hält. Dieser Graf sollte, als Hauptperson, das Projekt helfen ausführen, welches mehrere gute Leute in der Rheingrafschaft gemacht hatten, um der Tyranney der Commission bald los zu werden; und er sollte daher die Rheingräfin Louise heurathen, und die Regierung zu Grehweiler dann selbst antreten.

Der Rheingraf Carl Magnus war über diesen Vorschlag hoch erfreut: denn er, für sich, hatte ganz und gar keine Hoffnung, je wieder zur Regierung zu gelangen. Wenn also die Zeit seiner Verhaftung auch verflossen gewesen wäre: alsdann wäre die Commission doch geblieben: und diese haßte er von ganzem Herzen. Um demnach ihrer dereinst gewiß los zu werden, gab er sein Wort; und ehe man sich es versah, war

die Gräfin Louise Gemahlin des Rheingrafen, Carls von Grumbach.

Mit der Wegschaffung der Commission ging es indeß nicht so gleich: ehe man hiezu das Mindeste versuchen konnte, mußte man erst die Genehmigung des Kaisers einholen. Aber um auch diese zu bewirken, wurde bald Rath geschafft. Der Hauptzweck der Commission war die Befriedigung der Gläubiger: um also mit diesen aufs Reine zu kommen, foderte Graf Carl die Vorzüglichsten von ihnen auf, und fragte: Wie weit ihre Bezahlung gediehen sey? Diese antworteten mit Achselzucken: Seit zwölf Jahren habe man noch keinen Heller gesehen. Nun, wann wird denn einmal etwas werden? fragte der Graf weiter. Das wisse der Himmel, hieß es: es schiene, als wenn nichts daraus werden würde. — Aehnliche Klagen erschollen von allen Seiten.

Meine Leser wundern sich vielleicht, wo in aller Welt die schönen Einkünfte der Rheingrafschaft hingekommen seyn mögen, da doch die regulirten Ausgaben die Einnahme bey weitem nicht erreichten. Aber ich muß sie bitten, daß sie sich an eine kommissarische Verwal-

tung erinnern wollen; und wenn sie von dieser dann das überdenken, was im 16n Kap. S. 269 u. ff. darüber vorkömmt: dann wissen sie, wo das Geld hinkam. Es soll ja keine leichtere Rechnung seyn, als die über Einnahme und Ausgabe, sagt der berühmte Juriskonsult, Herr Oberamtmann — Schleicher.

Ganz in der Stille wurde das Unwesen mit dem Nichtbezahlen dem Fürsten zu Nassau entdeckt, und ihm zugleich der Antrag gemacht, die Commission von selbst aufzugeben: und dieser brave Fürst war es herzlich gern zufrieden, weil er selbst ein Land zu versehen hatte, und weil zu seinem Leidwesen er Anomalien bey der Commission dulden mußte, ohne sie hindern zu können.

Hierauf wurden die Gläubiger samt und sonders gefragt: Ob sie den Rheingrafen Carl für ihren Schuldner annehmen und ihre Bezahlung von ihm erwarten wollten, oder von der Commission? Alle wählten das Erste; und nun genehmigte der Kaiser das Eine wie das Andere: und die Commission hatte ein Ende — zum allgemeinen Jubel aller Gläubiger.

Nichts würde schwerer gewesen seyn, als eine Revision der Administration zu machen: aber, da es ein altes wahres Wort ist, daß, wo nichts ist, auch sogar der Kaiser sein Recht verliert: so war der Graf Carl, — um des Commissionswesens je eher je lieber ganz überhoben zu seyn — mit einer Taliter-qualiter-Abrechnung zufrieden.

Der Rheingraf Carl Magnus hatte indessen bereits sechs Jahre und drey Monate abgesessen, als auf verschiedene Fürbitten ein Reichs-Hofraths-Conclusum ihm von seiner zehnjährigen Gefängnißstrafe drey und drey Vierteljahre nachließ. *) Er kam also nach Grehweiler zurück; und sein Herr Schwiegersohn, der Rheingraf von Grumbach, zeigte sich so artig, daß er ihn allemal, wenn etwas Wichtiges geschehen sollte, wenigstens fragte: ob es so oder so recht sey; und der alte Graf war auf seiner Seite auch so höflich, daß er ihm niemals widersprach.

Das schöne, vom Oberschulzen Häfner zusammengestohlne Gut zu Wendelsheim

*) Reuß im III. Th. seiner Staats-Canzley, S. 431.

wurde dem Bruder des damals regierenden Fürsten von Salm-Kyrburg überlassen, welcher das Haus von der Zeit an bewohnte. Graf Carl baute für sich selbst, um bessere Menage machen zu können, ein Schloß zur Wohnung zu Werrstadt, und überließ seinem Schwiegervater das zu Greyweiler, welches aber während seiner Abwesenheit sehr übel zugerichtet war.

Ich habe mich, als ich vor zehn und dann vor vier Jahren in jenen Gegenden war, genau erkundiget: ob auch jenen, welche vom Rheingrafen Carl Magnus, oder vielmehr von dessen erzschlechten Bedienten, waren mishandelt, betrogen oder durch ungerechte Händel verarmt worden, eine Vergütung geworden sey? Man wußte aber nicht ein Beyspiel, daß so etwas je geschehen sey. Ich fragte ferner: wie denn die neue Regierung ihr Wesen triebe, und hörte, daß es größtentheils beym Alten geblieben sey; daß jedoch es etwas besser hergiuge, als zu den Zeiten der kaiserlichen Commission, und vorher. — Gebessert war also im Grunde nicht viel, aber doch etwas: und das ist allemal bey einer despoti-

schen Regierung viel, gerade, weil es sich gar selten zuträgt. Es heißt nicht umsonst: „Betet für eure Obrigkeit: sonst mögte der Teufel sie holen, und er dann selbst kommen, euch zu regieren.“ —

Wohl nur uns, daß Frankreich einen so kräftigen Exorcismus wider diesen wie jene anbringt, daß die anderthalb Millionen Republikaner, die wir nur noch vor sechs Jahren in Europa zählten, seit der Zeit bis zu vierzig Millionen herangewachsen sind, während indessen, seit eben der Zeit, die siebzig Millionen Monarchisten bis auf dreyßig Millionen herabsanken — jene noch miteingerechnet, welche selbst in Monarchien schon so eifrig republikanisch sind, daß nur ein Friedrich Wilhelm III. mit seiner humanen Gerechtigkeitsliebe sie zurückhalten kann, dem Monarchismen nicht von selbst zu entsagen. *)

*) Das angegebne Verhältniß, nach welchem die politisch-active, selbstständige Menschenzahl schon um zehn Millionen über die politisch-passive, unterthänige in Europa hervorragt, giebt Winke, vor denen jezt jeden Despoten und Viceteufel schaudern muß, welche mithin ihn oder vielmehr seine Helfershelfer auch etwas, wohl zur Besinnung führen werden. Sonst stehen Stürme zu befürchten, wie bey gehobnem Gleichgewicht der Atmosphäre — Winde. Intelligenti pauca!

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Letzte Thaten unsers Rheingrafen.

Als die neufränkische Revolution ausbrach, wurden die Gegenden dort über dem Rhein ganz mit Emigranten angefüllt, und diese trieben ihr Wesen, wie so verdorbene Leute es konnten: dadurch aber wurden die Sitten der guten Pfälzer merklich verschlimmert. Als ich 1793 dahin kam, war Alles anders geworden: die Bauern warfen mit französischen Brocken um sich, und die Bauerweiber und Bauermädchen wußten recht viel von den französischen Herren aufzutischen. Fast in jedem Dorfe hatten die noblen Männleins ihres Namens Gedächtniß gestiftet, und hier und da Frauenzimmer verführt, welche sonst im besten Rufe gestanden waren. Man weiß ja ohnehin, daß das überrheinische Frauenzimmer eben nicht sehr grausam ist. Auch unser Rheingraf wurde damals von den Emigrirten häufig besucht, und sie lagen ihm an, für die gute Sache des französischen Adels und der französchen Prie=

sterschaft den Degen zu ziehen, um so eher, da er Maréchal de Camp wäre. Allein Carl Magnus entschuldigte sich mit seinem hohen Alter: er zählte damals schon 74.

Im Jahre 1792 kam Cüstine in jene Gegenden, und seine Emissarien, worunter Georg Forster sich am wirksamsten zeigte, zwangen die Unterthanen aller dortigen Duodezmonarchen, die des Kurfürsten von der Pfalz allein ausgenommen, Freiheitsbäume zu errichten und die rothe Mütze einzuführen. Dieses gelang ihnen meistentheils; und eben deswegen flüchteten die meisten Adlichen und Grafen aus dem Lande, zumal jene, die sich nichts Gutes bewußt waren.

Man rieth auch unserm alten Grafen, sich fortzumachen: er wollte aber nicht, und erklärte, daß ihm das neue System recht sey, und daß er wünsche, seine Unterthanen, — so nannte er seine gewesenen noch immer, — mögten frey werden. Das schmeichelte seinem Stolz: denn so hatte er doch die Freude, daß die, welche Er nicht regieren sollte, auch niemand anders regierte.

Als nachher die Emissarien des Cüstine sogar ihn selbst angingen, daß er den Eid der

Freiheit und Gleichheit schwören sollte, that er es recht gern, und ermahnte sogar seine Kinder, ein Gleiches zu thun. Diese aber liessen es, und emigrirten, wofür denn Georg Forster das Rheingräfliche Schloß zu Werrstadt plündern ließ. — Georg Forster war damals weit rasender, als selbst die französischen Freiheitsaposteln. Doch, er kannte das dortige Herren-Wesen auch näher.

Nun wurde, freilich nur auf eine Zeitlang, die gräfliche Regierung ganz abgeschafft, und alles nach einer gewissen Form eingerichtet, welche der Mainzer Convent vorgeschrieben hatte.

Als hierauf, 1793 im Frühling, die Preussen in jene Gegenden eindrangen, stürzte das neue System um, und die alte Einrichtung kam wieder zum Vorschein. Aber die armen Unterthanen wurden durch Fuhr- und Schanzdienste, durch Requisitionen und Lieferungen von jeder Art, durch Ordonnanzen und Einquartierungen gar sehr mitgenommen. Und als hernach die Preußen über den Rhein zurück mußten, da ströhmten die Franzosen wieder ein, und da wurde das Elend immer grösser, indem bald

Kaiserliche, bald Franzosen jene Gegenden verwüsteten.

Unter diesen unruhigen Umständen starb endlich der Rheingraf Carl Magnus im Jahr 1795, nachdem er alles erfahren und überstanden hatte, was das Schicksal Hartes und Bitteres hat; und da er selbst an allem, was ihm widerfuhr, Schuld war: so mußte seine Lage noch trauriger seyn, als sie gewesen seyn würde, wenn ihn unverschuldete Uebel getroffen hätten.

Das Unglück wollte, daß er einen Herrnhuterischen Vater hatte, und einen schlechten Hofmeister; daß also seine Erziehung erbärmlich ausfiel, seine Einsicht beschränkt blieb, und seine Sinnlichkeit herrschend ward, endlich über alle Gränzen des Rechts und der Pflicht hinaus. Dazu kamen schlechte Leute, die bei seiner Prachtliebe, seine Rathgeber in seiner Regierung und Verschwendung wurden. Ohne diese hätte er immer ein erträglicher Regent werden können: denn im Ganzen genommen sind die Regenten meist, wie ihre Lieblinge und ihre Rathgeber sind. Sind diese ehrliche Leute: so ist der Herr auch ehrlich; sind diese hartherzig und Schurken: so ist der Herr größtentheils

eine Geißel seiner Unterthanen und der Spott des Auslandes. In der That, es gehört mehr als gemeines Genie, mehr als gemeine Kraft dazu, keine Lieblinge zu haben, oder sich von ihnen nicht irre führen zu lassen! Man frage einen Bischofswerder, der zu Reichenbach, zum Wirrwarre für ganz Europa, Preußens Interesse schwinden ließ, nebst Wöllner und Consorten.

Nach Briefen, welche ich seit meiner Zurückkunft aus Frankreich von Freunden und einsichtigen Männern überm Rhein her erhalten habe, wünschten die Bewohner jener Gegenden schon lange, daß ihre Länder in Zukunft ein Anhang der französischen Republik werden mögten: denn von Deutschland her sey für sie nun und nimmermehr eine Rettung abzusehen. — Dieser Wunsch ist jezt erreicht: und so kann aus der Pfalz am Rhein, und den dazu gehörigen Ländereien ein Departement werden, welches gewiß keinem der 83 Departementer der Republik das geringste nachgeben wird. Wer wollte den guten Leuten das auch nicht gönnen, wie auch, daß sie sich bald wieder erholen und für ihre so mannigfaltigen Drangsale einen guten Ersatz

genießen mögen! Die Zeit wird es dann auch schon geben, daß sie samt und sonders gescheuter und klüger werden, ihren Dünkel, ihre Thorheiten, ihre Possen, ihre Intoleranz, ihren Glauben an Sympathie, Hexen, Kobolde und viele andere Possen und Fratzen fahren lassen.. Denn um eine gute Regierung zu haben, muß man sich selbst gut regieren können. *)

Zum Beschluß dieser Schrift will ich recht herzlich wünschen, daß sie gute Früchte tragen möge. Auf ganz große Herren habe ich dabey eben nicht gerechnet, ob gleich auch diese hier und da eine heilsame Lektion für sich daraus nehmen könnten. Aber so ganz große Herren handeln größtentheils, wenigstens nach ihren Prätensionen, recht; und wenn sie auch erweislich unrecht handeln: so wagt es keiner, ihnen das zu sagen; und wenn ja dann und wann dieser oder jener so was von ihren Unthaten in die Welt hinein schreibt, wie Riem und Rebmann:

*) Qui istis bene imperabitur, qui male sibi imperant! Vopiscus in Aureliano C. 7. — Daß aber Viele dieß male thun, liegt in den meisten Gegenden mehr an den Regierenden, als an den Regierten. Man lese die Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte für die politischen Vampyrs, S. XXI. u. f.



so haben sie immer Einige um sich herum, denen daran liegt, daß ihr Augustissimus oder Serenissimus ja nicht erfahre, daß man sie und ihr Unwesen tadelt, so daß gar nicht zu hoffen steht, sie werden so was zu Gesicht bekommen. *) Also auf ganz große Herren habe ich bey meinem Büchlein nicht gerechnet.

Es giebt aber kleinere Herren, die wohl Büchlein zu sehen bekommen, wie das meinige ist; oder sollten sie auch selbst so träge seyn, darnach zu fragen: so giebt es Andere, denen aus Schadenfreude oder aus Spottsucht daran liegt, daß sie erfahren, wie man sie und ihres Gleichen darstellt. Ich rechne also so halb und halb darauf, daß wenigstens einige kleine Herren, ich meyne Fürsten im Duodezformat, Grafen und Adliche, und dann besonders die Diener dieser Herren, als Geheimräthe, mit dem Titel Excel-

*) Daß alles das sehr unrecht ist, und die nachtheiligsten Folgen haben kann, hat Archenholzens Minerva daraus bewiesen: daß die französische Regierung die Vorschläge eben der deutschen Schriftsteller jezt beym Friedensschluß benuzet, von denen die Herren in Deutschland zu stolz waren, Notiz zu nehmen. — Und durch eben diese Camera obscura der Hofleute wächst das Publikum ihren Herren über den Kopf. —



Excellenz *) Hofräthe, Kammerräthe, Archivräthe, Lehnräthe, Amtleute und wie sonst die Herren und Herrlein alle heißen, dieses Buch in die Hand nehmen, und wegen seines für sie gewiß sehr lehrreichen, wenn gleich nicht sanft auffallenden Inhaltes auch lesen werden. Es ist ja obendrein auch so geschrieben, daß es sich lesen läßt, wenigstens so gut, als manche Ritter- und Geistergeschichte, und wohl noch besser, indeß ohne Ruhm zu sagen, wie sich das von selbst versteht.

Aber beym Lesen allein mögen sie — bitt' ich — es nicht bewenden lassen, sondern auch bedenken, daß die Strafe verdorbener, schlechter Menschen, wie der Schurken, Betrüger und Schwächlinge niemals ausbleibt. — Und wird dann meine Schrift den Nutzen stiften, daß ein einziger, auch noch so kleiner, Duodezstaat in Deutschland von Despotie und Unterdrückung befreiet würde, oder auch nur Erleichterung erhielte: so gehörte dieselbe unter

*) Jeder Geheimerath eines winzigen Fürsten z. B. des von Braunfels läßt sich Excellenz tituliren: Königliche Geheime-Räthe nicht!

die guten Schriften des Jahrhunderts. Und dieses wünsche ich herzlich.

Sollte aber meine Erwartung in dieser Rücksicht zu hoch gespannt seyn: so bitte ich jeden Recensenten, dem das Wohl seiner Mitmenschen befördern zu helfen, mehr am Herzen liegt, als durch erkünstelte Wortklauberey seinem Schriftsteller den Vorrang abzugewinnen, genau zu zusehen: Ob diese Schrift wohl dazu geeignet sey, daß man sie für Schulbibliotheken, als einen Wegweiser zur Ordnung und Vorsicht im gesellschaftlichen Leben, allen jungen Leuten empfehlen könne. Politische und moralische Maximen sind wenigstens genug darin aufgestellt; und die Befolgung oder Nichtbefolgung derselben, denk' ich, sind nach Grund und Folge selbst so ins Handeln verflochten, daß es jungen Leuten leicht werden wird, einen anschaulichen Begriff davon einzusammeln, und durch den motivirten Ueberblick der Begebenheiten von Anfang bis zu Ende eben so wohl vor ähnlicher Handlungs-Art zurück geschreckt zu werden, als die nöthige Vorsicht zu lernen, mit der man Menschen und Geschäfte von der

beschriebenen Art, als kluger Mann, behandeln muß. Dadurch erspahrt man das theure Lehrgeld, das so Mancher für das Klug-werden durch Schaden, oft so bitter-hoch entrichtet.

Ende.

Verbesserung der Druckfehler.

Seite 1	Zeile	7:	für gut.
— 7	—	19:	auf sich hatte.
— 19	—	21:	zuviel, ihren.
— 21	—	5:	Herrnhuter.
— 63	—	9:	die auch zu.
— =	—	10:	an der Wand.
— 77	—	2:	Schütz; und so überall für Schutz.
— 78	—	7:	Geheimerath.
— 80	—	22:	Schaffner Schütz.
— 91	—	3:	dadurch.
— 92	—	21:	auf der Stelle — Sie sezten sich.
— 119	—	10:	vereitelt werden.
— 129	—	19:	Nicht lange, so.
— 142	—	24:	Favoriten.
— 153	—	24:	sonst im Großen trieb.
— 159	—	3:	der Kuchen.
— 162	—	11:	Als ich am.
— 167	—	16:	Fabel; und so überall.
— 176	—	23:	hatte lernen.
— 213	—	10:	stecken, die
— 241	—	6:	in Wezlar ist; und.
— 279	—	9:	derer, die.
— 281	—	9:	Commission.
— 286	—	5:	schwur.

